Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		₰
Tagweise für einen Band . . .		₰

Derjenige, der ein Buch auf irgen… ver-dorben oder beschädigt zurückbringt, ist … den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen…

Bei Umtausch der Bücher bitten wi…ichst große Anzahl von Nummern aufzuzeich… den Wünschen um so sicherer entsprochen we… da bei der starken Benutzung nicht alle B…thig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt de…

Die Bibliothek ist geöffnet: **morge… –12 Uhr und nachmittags von 2–7 Uhr, … und** Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. Apr… **Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend geb…icher der Schonung wegen beim Lesen nicht … oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Lei…

(Schöpping)

Maximilansplatz (Dult… 6.

<36637623470013

Der Schultheiß von Zeyst.

Der Schultheiß von Zeyst.

Roman

von

George Hesekiel.

Berlin, 1875.
Verlag von Otto Janke.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Capitel.

Die Türkenwirthschaft.

„Der Türke wohnt im leichten Zelt,
Das Haus ist eine stille Welt.“

Auf dem fürstlichen Stuhle der Reichsabtei Herforden in Westfalen saß seit dem 16. Juni 1766 die Prinzessin Friederike Charlotte Leopoldine von Brandenburg, die älteste Tochter jenes nichtigen, unedlen Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg-Schwedt, mit welchem die Nachkommenschaft des großen Kurfürsten aus dem zweiten Bette im Mannesstamme recht unrühmlich erlosch, und der Markgräfin Leopoldine, der unglücklichen jüngsten Tochter des alten Dessauers. Coadjutorin der Fürst-Aebtissin war die Prinzessin Henriette Amalie von Dessau, die Schwester des gefeierten Vaters Franz, des tüchtigen Fürsten von Anhalt.

Die Fürst-Aebtissin war ein Reichsstand aus purer Courtoisie gegenüber einer Dame: so lange die Sache keine Bedeutung hatte, ließ man die Reichs-

standschaft stillschweigend gelten; in ähnlicher Weise war Herford Reichsstadt, nur verfuhr man gröblicher mit ihr, wenn sie mal wie im 17. Jahrhundert auf ihre Reichsstadtschaft pochte, obwohl sie doch auch eine „Sie" war, aber freilich kein fürstliches Fräulein. In That und Wahrheit aber gehorchten Stift und Stadt beide einem gewaltigen Herrn, der still genug in Potsdam saß und Friedrich der Große von einer bewundernden Welt genannt wurde.

In dieser Zeit stand auf der Lübberstraße in Herford nicht weit vom neuen Markt ein recht stattliches Giebelhaus, welches mit seinen Ställen und Höfen, Gärten und Scheunen einen bedeutenden Theil des Grund und Bodens zunächst der Krähen- und Rosenstraße einnahm. Fünffach war der Giebelaufsatz des Hauses, und stolz ragte er auf, ohne das häßliche Dach zu zeigen, das so vielen Häusern in Herford über den First niederhängt, wie der Zipfel einer Schlafmütze ihren Erbauern ins Gesicht gehangen haben mag. Obwohl nun auf dem Balkenwerke dieses Hauses die ehrliche Inschrift stand: „Dieses Haus ward Gott zu Ehren und der Menschen Hut gezimmert 1538" und auf der andern Seite der Reim: „Wo Gott das Haus behütet nicht, da wird der Menschen Kunst zu nicht!" so wurde damals doch in ganz Herford versichert, in dem Hause befinde sich eine wahre Türkenwirthschaft.

Das war ein Hauptspaß dazumal in der Stadt, der selbst von den Damen im Stift am Berge nicht

verschmäht wurde, obschon er den Reiz der Neuheit nicht haben konnte, da es schon über zwanzig Jahre her war, daß Absalom Türcke als Pächter der ziemlich weitläufigen Garten- und Ackerwirthschaft in dem Hause wohnte. Die Herforder mußten ungemeinen Gefallen an dem Spaße mit der Türkenwirthschaft finden, denn als Absalom Türcke heirathete, nannten sie die Ehefrau desselben das Türkenweib, als sich Zwillingssöhne einfanden, sprachen sie nur von zwei Türken, obwohl die Jüngelchen ganz christlich Balthasar und Tetzlaff getauft wurden, ja, die Hartnäckigsten blieben selbst dem nachzügelnden Mägdlein gegenüber dem alten Spaße treu und nannten es die Türkenrose, wozu sie dann jedesmal höchst selbstgefällig lachten: — es giebt eben bescheidene Gemüther.

Uebrigens nahmen diesen Spaß die Familienglieder verschieden genug auf; der alte Türcke verzog keine Miene dazu und sagte gar nichts, er war kein Mann von vielen Worten; seine Frau lachte in ihrer gefälligen Weise, sie hielt was auf Frieden; die beiden Söhne sagten zwar auch nichts, aber bisweilen schlugen sie auf eine gefährliche derbe Weise dazwischen, sie verbaten sich also den Spitznamen. Nur Rosamunde protestirte sehr lebhaft gegen die Benennung Türkenrose, denn sie liebte ihren schönen Namen ganz vorzüglich, weil sie ihn von einer Stiftsdame, ihrer Pathin, erhalten. Geholfen haben übrigens keinerlei Protestationen, selbst als aus dem magern, sonnverbrannten und zuweilen ziemlich

schmutzigen „lüttken Deeren," wie man die kleine Dirne in Herford nannte, eine sehr ansehnliche weiße Jungfrau geworden; die Türkenrose konnte in Herford niemals eine Rosamunde werden.

Ueber der Türkenwirthschaft, im ersten Stocke des Giebelhauses, hinten nach dem Hofe und Gartenräumen hinaus gelegen, befand sich eine große, ziemlich luftige Stube, die in ihrer eigenthümlichen Ausstattung nicht leicht errathen ließ, weß Geistes Kind, welches Berufs Genoß ihr Bewohner.

Die Wände waren sehr sauber geweißt und die Decke von braunen Balken überzogen. An der Hauptwand stand eine breite Bank von dunklem Eichenholz, und darüber hingen in zwei Reihen vierundzwanzig Schattenrisse, wie selbige dazumal durch Lavater aufgebracht worden. Der Bank gegenüber stand auf vier hohen, krummen und unglaublich dünnen Beinen eine Art von Schrank aus Nußbaumholz mit blanken Messingschlössern und Griffen; die Deckplatte dieses Schrankes trug eine hübsche Anzahl von gar nicht hübschen, wohl aber sehr wunderlichen Kürbissen, welche sicher eine Verzierung vorstellen sollten. Unter einem der drei Fenster stand ein gewöhnlicher weißer, hölzerner Tisch mit zahlreichen Tintenflecken, der neben einem kleinen gläsernen Tintenfaß einen hölzernen Sandstreuer von schier riesenhaftem Verhältnisse zeigte. Auch die Bücher, die auf diesem Tisch lagen, verrathen uns nichts von der Art des Bewohners und waren sich nur darin

ähnlich, daß sie alle gleich dick mit Staub bedeckt waren.

Da ist zuerst Herrn Johann Hübners Reales Staats-, Zeitungs- und Konversationslexikon, das alles in einem mäßigen Lederbande; dann in einem kleinen Pergamentbande: Siebenhundert und fünfzig deutscher Sprichwörter, erneuert und gebessert durch Johann Agrikola; dann lagen auf den Folianten der Gottschedschen Bearbeitung des Bayle sehr zierlich in Kalbfell gebunden: Herrn Heinrich Anshelm von Zigler und Kliphausen Asiatische Banise, oder blutiges doch muthiges Pegu 2c. Neben den beiden Quartanten von Kayßlers Reisen glänzte eine kleine hübsche Sammlung von Dankpredigten für die Siege des großen Königs Friedrich, alle in Goldpapier eingeschlagen. Folgten ein paar Bände von des Marquis d'Argens jüdischen Briefen, der schwachen Nachahmung der Lettres persanes des Montesquieu. Es würde uns nichts nützen, hier noch mehr Büchertitel anzuführen, einen Schluß auf des Besitzers Charakter daraus zu ziehen, würde uns doch nicht gelingen. Es war wirklich von allem und noch einigem zur Probe genug vorhanden.

Unter dem zweiten Fenster erfahren wir endlich, daß der Bewohner dieses Gemachs ein eifriger Tabaksraucher ist, denn da steht ein hoher Tabakstopf von rothem Thon mit einem steinernen Beschwerer, daneben liegen schwer mit Silber beschlagene kurze Meerschaumpfeifen, dann dutzendweise die sogenannten

Kölnischen Kalk- oder Thonpfeifen mit Federspulen als Mundstück, und endlich ist sogar eine Feuerkieke von blankem Messing da, um die glühende Torfkohle zu fassen, mit der man nach holländischer Sitte den Tabak anzündete. Aber auch ein Feuerkasten von Blech ist da, mit Zunder gefüllt, den man mit Stahl und Stein entzündet, an dem man den Schwefelfaden in Brand setzt. Der ganze schwerfällige Apparat unserer Väter.

An der schmalen Wand neben der Thüre hängen ein paar schwere Rauf- und Korbdegen, ein paar Galanteriedegen mit Silber- und Porzellanstichblatt und zwei Kuchenreutersche Pistolen.

Das dritte Fenster verräth den Blumenliebhaber, denn zwischen den geöffneten Flügeln prangen zwei Goldlacktöpfe und zwischen ihnen die bescheidene Herrlichkeit von zwei Balsaminen und zwei Töpfen mit schlichtem aber duftigem Basilikum. Und mitten in diesem Fenstergarten sitzt mit krummem Rücken ein großer, ziemlich fetter, gelb und weißer Kater, der sich anscheinend gar nicht um den Zeisig in dem hoch an der Fensterwand hängenden Vogelbauer kümmert, aber unter der Hand doch manchen schiefen Drohblick abblitzt, der den Zeisig mit Entsetzen erfüllt, obwohl er aus Erfahrung weiß, daß sein Leben hinter den Gitterstäben sicher ist vor der grimmigen Katerbestie.

Der Bewohner dieser Stube ist ein großer, breitbrustiger junger Mann von genau vierundzwanzig Jahren, der sein starkes Haar in einen breiten Zopf

geflochten trägt, dem die schwarzen Brauen und Wimpern dräuend über die schwarzen blitzenden Augen hängen, welche einen merkwürdigen Abstich zu dem weißgepuderten Schopf und dem jugendglatten Antlitz bilden. Finster, träumerisch ist der ganze Ausdruck dieses Gesichtes. Die Kleidung des jungen Mannes ist fast zierlich im Schnitt und kostbar im Stoff, denn der dunkelgraue seidene Rock ohne Kragen, mit einer Reihe großer Knöpfe bis zum Knie hinunter, schickt sich wohl zu dem schwefelgelben Piqué der Unterjacke oder Schoßweste, welche durch die offenen mittleren Knöpfe mit gesuchter Anmuth einen zierlich gefältelten Busenstreif sehen läßt, während die hellgraue Kniehose durch Stahlschnallen an den weißen Strumpf geschlossen ist. So steht hoch und breit, fast gewaltig, der junge Riese in hohen, bis weit über den Spann reichenden Schnallenschuhen.

Der finstere Jüngling geht auf und ab und bläst die Flöte dazu; möglich, daß er sein Flötenblasen für vorzüglich hält, wir fürchten, daß es eine abscheuliche Sorte von Musik ist, wenn man es auch in dem Giebelhause für eine Meisterleistung erklären sollte, denn es ist der Herr des Hauses und der ganzen dazu gehörigen Acker- und Feldwirthschaft, es ist, um es kurz zu sagen, Herr Wichmann Trautretter, der Drossart von Zeyst, was soviel heißt als Droste oder Schultheiß von Zeyst, ein holländischer Familientitel der Trautretters.

Unverdrossen seine Flöte blasend schreitet der Drossart auf und ab, er schreitet, da die Thüren bei dem warmen Sommerabend alle geöffnet sind, auch auf den Gang hinaus und auch in die beiden Stuben hinüber, die nach vorne herausgehen.

Diese Zimmer bewohnt offenbar eine Frau, denn da stehen auf blanken Lacktischchen allerlei Niedlichkeiten, wie sie Frauen lieben; da hängen über dem Sims des Getäfels der Wand in schmalen schwarzen Rahmen allerlei englische Kupferstiche: Pamela und Klarissa, den ehrlichen Tom Jones, den heuchlerischen Blifil, der nur in der Bibel las, damit Tom Jones Schläge bekommen sollte, den grimmigen Kommodore Trunnion, Peregrine Pickle und andere Heldinnen und Helden englischer Moderomane darstellend. Da macht sich auf einer Fensterstufe ein Spinnrad mit dreibeinigem Sitz dahinter breit, da liegt auf einem anderen Tisch eine Bibel mit grobem Druck und darauf eine Hornbrille, ein recht handfester Nasenquetscher, und leer stehende Vogelbauer daneben machen einen eigenthümlichen Eindruck.

Diese Stuben waren die Wohnung der Mutter des jungen Drossarts von Zeyst, die über Jahr und Tag schon dahingeschieden ist. An der Mutter Begräbnißtage hatte der Sohn den Vögeln die Freiheit gegeben, wobei er gewiß nicht die Absicht hatte, daß die häuslichen Katzen dieselben verzehren sollten, was aber gleichwohl geschehen war.

Der flötenblasende Sohn unterbrach sich sehr häufig, um von einer kühn geschweiften Kommode ein Stäubchen zu wischen, oder um irgend etwas nicht Hingehöriges von einer Etagere zu entfernen, denn er hielt streng darauf, daß nichts verändert würde in seiner Mutter Stube, daß alles so bleibe, wie sie es an ihrem Todestage verlassen.

Wir wissen nicht, ob sich der Drossart von Zeyst irgend etwas gedacht hat bei seinem Flötenblasen, möglich ist es schon, denn er sah gar zu ernst und finster dabei aus, aber freilich, er sah immer finster, fast drohend aus und die Flöte blies er an jedem Abend eben so sanft, wenn es gegen die Dunkelheit ging.

Uebrigens war Herr Wichmann Trautretter nicht ganz allein, denn hinter ihm her kam der große gelb-weiße Kater, der hing den Kopf gerade so melancholisch wie der Flötenbläser und schritt fast noch leiser daher als sein Herr; an einer bestimmten Stelle aber sprang er mit einem trefflichen Satz auf ein kleines Polsterbett, legte sich rund und schnurrte sehr behaglich.

Das rührte den Drossart allemal tief, denn Lolo, so hieß der Kater, hatte das schon zu der Frau Mutter Lebzeiten eben so gemacht, und die alte Dame hatte immer in ihrer kurzen trockenen Art dazu gelacht.

Wir haben den weichen Schauplatz von Lolos Heldenthat ein Polsterbett genannt, damals nannte

man's ein Kanapee, das stammte aus Italien und hatte seinen Namen von „can al piè" (Hund zu Füßen), weil gerade nur noch der kleine Schoßhund zu den Füßen der darauf liegenden Dame Platz hatte. Eigentlich war's ein kaum brauchbarer Hausrath, schmal und unbequem, aber gewaltig elegant.

Endlich war es ziemlich dunkel geworden, der Drossart stellte, und wie es schien nicht ungern, sein Flötenspiel ein, trug die Flöte in sein Wohngemach, barg sie mit fast ängstlicher Ordnung in dem Futteral und ging, den kleinen dreieckigen Hut in der Hand, die Treppe hinunter.

Die Treppe führte auf mehreren offenen Absätzen über zwei offene Gänge in den Hausflur hinab, welche durch eine große, an einem Strick hängende Laterne gerade so weit erleuchtet war, daß die zitternden Schatten ganz vorzüglich dazu geeignet waren, die Auf- oder Absteigenden zu einem Fehltritt zu verlocken. Es war aber nichts zu fürchten, denn der Drossart wußte in seinem Hause jeden Tritt, so zu sagen, auswendig. Er brauchte die Augen nicht mehr zum Gehen, und eben so war's bei der alten Wasserfuhrschen, der Magd seiner Mutter, und ein anderes Menschenkind stieg zur Zeit wenigstens die Treppe weder hinauf noch hinunter. Das hätten sich nicht mal die beiden Türken, obwohl Tetzlaff und Balthasar die Spielgefährten des Drossart gewesen waren, unterstehen dürfen; dafür sorgte die alte Wasserfuhrsche, die einem Drachen vergleichbar die Treppe hütete, ob-

wohl die treue Magd sonst durchaus keine Aehnlichkeit mit einem Drachen hatte, sondern wie ein altes gutes Schäflein sich durch das Leben meckerte und hustete.

Am Fuße der Treppe aber wurde der Hausherr von einem streitbaren Vasallen empfangen, nämlich von einem schönen braunen zottigen Hunde, dessen schwarze Augen wie Demanten blitzten, und der einen Rachen voll der köstlichsten weißen Zähne oft ziemlich drohend sehen ließ. Das mächtige Thier, mit heller Stimme anschlagend, sprang an seinem Herrn auf und legte ihm beide Vorderpfoten auf die Schultern; es war übrigens ein sehr gut erzogener Hund, denn er leckte nicht seines Herrn Gesicht, wohl wissend, daß sich das nicht schicke, sondern nur dessen Hand, als er wieder auf vier Füßen stand.

Truewart nannten sie das prächtige Thier, und sie mochten recht haben, es als einen treuen Wächter zu bezeichnen.

Durch das Anschlagen des Hundes wurde auch aus der kleinen Stube zur Rechten im Hausflur die Wasserfuhrsche herbeigerufen; die wohnte und hauste daselbst allezeit, wenn sie die Wohnung der Herrschaft oben in Ordnung gebracht.

Da steht die kleine alte Magd, sich selbst mit der hochgehaltenen Dochtlampe von blankem Zinn von oben her beleuchtend; das dünne graue Haar, das magere, ziemlich einfältige Gesicht, das rothe Wollentuch übers Kreuz in den Gürtel gesteckt; anmuthig ist das alles

nicht gerade, aber es ist auch nicht widerlich. Etwas schielend ist der Blick, mit dem die Wasserfuhrsche hinaufblickt zu dem finsteren Antlitz des Drossarts, der aber nickt zu ihr nieder, als wäre er ganz gewaltig hochmüthig.

Undeutlich stottert die Wasserfuhrsche etwas, was wie „Türkenwirthschaft" lautet, und bleibt dann, ohne eine Antwort abzuwarten, mitten im Flur stehen, bis der Hausherr, ohne anzuklopfen, gefolgt von seinem Truewart, durch die Thüre zur Linken in die Wohnung seines Pächters oder Lehmanns eingetreten ist. Dann zieht sich die Wasserfuhrsche hustend in ihre Stube zurück.

Der Raum, den der Hausherr betrat, erschien für seine Ausdehnung auffallend niedrig und war nur mäßig durch eine Lampe erleuchtet, welche über einem großen Tisch hing, der die Mitte des Gemaches einnahm. Dieser Tisch, von massivem Eichenholz, war plump und mächtig, aber auf allen vier Seiten von vier eben so eichenen Bänken begleitet, welche durch die Kunstfertigkeit des Meisters unter sich sowohl, wie mit dem Tisch so verbunden waren, daß sie ein Ganzes bildeten, das nur schwer oder gar nicht in Bewegung gebracht werden konnte.

Zur Rechten der Eingangsthüre befand sich eine große hölzerne Salzmeste an der Wand aufgehängt, daneben der Brotschrank oder das Buffet, bestehend aus einer breiten Lade oder Theke mit Fächern und Deckplatte, einem schmäleren Schrank aber als Aufsatz.

Das war ein sehr räumlicher Hausrath, der die Geschirre enthielt, die im täglichen Gebrauch waren. Links von der Thüre befand sich eine hölzerne Bank mit einem sauberen hölzernen Wassereimer darunter, einer zinnernen Waschschüssel und einem Wasserkrug darauf und endlich einer sehr starken aber sehr sauberen und weißen linnenen Handquehle, wie man damals noch allgemein das Handtuch nannte, darüber.

Der Thür gegenüber öffnete sich eine Art von Alkoven, zu dem mehrere Stufen hinaufführten; ein großes Bett mit einer Unzahl von Pfühlen und Kissen stand darin, und sie nannten es den „Durtich", was wohl ein Wort mit dem französischen dortoir. Zwei große Vorraths- oder Kleidertruhen hatten in dem Durtich noch neben dem Bett Platz gefunden.

Die Hinterwand, mit einer schmalen Thür, prangte im kriegerischen Schmuck von ein Paar alten Mousquetons, einigen Jagdmessern, eines sehr gebrechlichen Speers, der vielleicht zu Fischjagden auf der Werre gedient hatte, etlichen geflickten Netzen und eines kupfernen Jägerhorns, was offenbar das Hauptstück der Sammlung war.

Die Fenstersitze waren durch Spinnräder als Sitze der Frauen bezeichnet. Die Wände waren ziemlich roh mit Kalk beworfen, der Fußboden einfacher Estrich und hinter dem riesigen Ofen, einem wahren Ungeheuer, lag als Bank ein kaum behauenes Stück Baumstamm.

Offenbar reichte diese Einrichtung in eine ältere Zeit zurück, welche noch weniger Ansprüche an Zierlichkeit und Bequemlichkeit machte, und es war gewiß ein Zeichen ganz besonderer Genügsamkeit und Einfachheit, wenn sich das Geschlecht, das jetzt diesen Raum bewohnte, daran behagen ließ.

Als der Drossart von Zeyst eintrat, erhoben sich sechs Personen von den blanken Bänken um den schweren Tisch und erwiderten sein: „Guten Abend, lieben Leute!“ mit einem gemeinsamen: „Guten Abend, Drossart!“

Dann reichte der Drossart dem Absalom Türcke, seinem Pächter oder Lehmann, die Hand und setzte sich auf die einzige noch freie Bank. Freie Plätze waren auf allen Bänken noch.

Sobald sich der Drossart setzte, sanken, wie auf ein gegebenes Zeichen, sämmtliche Anwesende auf ihre Plätze zurück.

Auf einer Bank saß ganz allein Absalom Türcke, ein hochgewachsener Mann, noch nicht greisenhaft, aber doch schon sehr gebückt, schlicht aber leicht gewellt hing ihm das graue Haar an den Wangen nieder, und die Augen blickten mit einem ziemlich harten Ausdruck blau und klar vor sich hin. Er war in Hemdsärmeln, die lange Weste, blau gestreift, prunkte mit zahlreichen großen Knöpfen, die brauntuchene Kniehose, die schwarzen Kniegürtel und die weißen Strümpfe nebst den breiten Schnallenschuhen zeigten eine tadellose Reinlichkeit. Das einzige Stück an der

ganzen Kleidung, welches einige Neigung zum Zierlichen verrieth, war ein schwarzsammtnes Halstuch, eine Art Binde, welche in einer Schleife um den weißen Hemdkragen verschlungen war und als Schmuck einen alten silbernen Herforder Gulden mit einem Löwen und der Umschrift: „Vicit Leo de tribu Juda“ an einer Nadel zeigte.

Auf der nächsten Bank saßen Tetzlaff und Balthasar; sie stritten stets darüber, wer der Aelteste von ihnen, denn sie waren Zwillinge, und die Eltern selbst waren uneinig darüber; der Vater hielt für die Erstgeburt Tetzlaffs, während die Mutter in stiller Opposition für die Erstgeburt Balthasars war; und mit ihnen war Gerloff, ein alter Knecht. Die Söhne waren ganz ähnlich wie der Vater gekleidet, nur daß sie Stiefeln bis zum Knie reichend trugen und Tabak aus kurzen Pfeifen mit Maserköpfen dazu rauchten. Sie sahen übrigens aus wie ein paar gute Gesellen.

Auf der dritten Bank saßen Mutter und Tochter, das Türkenweib und die Türkenrose; die Mutter, mit einem freundlichen, fast zu freundlichen und gefälligen alten Gesichte versehen, war, obwohl im Werkeltagskleid, beinahe geputzt, denn die schwarze Sammetjacke hatte Silberschnüre, und das rothe Tuch stach hart und bunt gegen den blauen Rock und die gelbe Schürze ab. Die Tochter, die siebzehnjährige Rosamunde, war ein schlankes hübsches Mädchen, welches klug aussah und des Vaters kalte blaue Augen hatte.

Der kurze Rock und der Obertheil ihres Kleides aus einem Stück von blau und gelb geblümtem Zeuge, erschienen sehr geschmückt durch einen breiten, weißen Linnenkragen, der in bescheidener Weise mit Kanten besetzt war; das Haar trug die Türkenrose zierlich geflochten, aber in keine künstliche Frisur gezwängt, dazu aber eine große Goldkette, die dreimal um den Hals ging und von einem Paar Löwenklauen geschlossen wurde, die ihr tief auf die Brust herabhingen.

„Heute im Haselgrund gewesen?“ begann der Drossart die Unterhaltung mit Tetzlaff, der eine Art von Günstling von ihm war und ihn oft begleitete.

Er wartete übrigens kaum die Bejahung des Gefragten ab und fragte sowohl Balthasar als Gerloff in derselben Weise. Dabei war seine Haltung doch nicht ganz ohne Würde, die Frage heischte eigentlich keine Antwort, es war einfach eine Freundlichkeit; er fragte ganz so, wie noch jetzt die Prinzessinnen fragen, wenn „Cercle“ gemacht wird.

Mit einem bedeutenden Wechsel im Ton, mit einer plötzlichen Aufhellung der finsteren Miene wendete sich der Drossart zu dem jungen Mädchen: „Sie war auch heute wieder bei dem gewesenen Herrn Stadtschreiber, meine liebe Jungfer?“

„Der Drossart weiß,“ antwortete Rosamunde mit dem Ton leichter Ungeduld in der Stimme, „daß ich bei dem Herrn Pathen fast alle Tage bin, weil ihn

das Zipperlein ganz lahm gelegt. Ich lese dem Herrn Pathen vor, daß ihm die Zeit vergeht!"

Sichtlich rühmte sich die Türkenrose ihres Lesens mit unschuldiger Freude.

Fast schüchtern fragte der Drossart: „Und was liest denn die liebe Jungfer dem gewesenen Herrn Stadtschreiber vor?"

„Aus einer englischen Zeitschrift, genannt der Zuschauer, lesen wir, welche der Herr Pathe in deutscher Uebersetzung besitzt. Erst lese ich einen Aufsatz, dann spricht der Herr Pathe mit mir darüber und erklärt mir alles."

Rosamunde sprach mit frohem Stolze, ihre Mutter hörte sichtlich mit geschmeichelter Eitelkeit, der Vater blickte befremdet, die Brüder gafften und hörten wohl kaum auf das Gerede der Schwester; der Drossart aber empfand unbehaglich den Zwiespalt, der zwischen diesen Umgebungen und einem jungen Frauenzimmer lag, welches den englischen Zuschauer las.

In seinem Brüten gestört, oder doch unbehaglich berührt, wandte sich der junge Mann schärfer, als wohl sonst seine Art war, an den Lehmann mit der Frage: „Wird heute nicht gebetet, Lehmann?" obwohl er sehr gut wußte, daß der alte Türcke mit dem Abendgebet nur auf ihn gewartet hatte.

Seit ihres Herrn Tode war die selige Frau, des Drossarts Mutter, jeden Abend in die Stube des Türcke herunter gekommen und hatte an dessen Abendgebet theilgenommen; ihr Söhnlein, als es größer

wurde, hatte sie mit herunter gebracht und dabei war's geblieben bis zum Tode der Mutter, und zur Zeit immer noch regelmäßig folgte der Sohn der löblichen Gewohnheit.

Türcke zog schweigend die mittlere Tischlade auf und nahm zwei Bücher heraus. In dem einen, dem Gesangbuch, blätterte er eine Weile und reichte es dann geöffnet dem Sohne, der es wieder der Schwester reichte. Der Tisch war zu breit, als daß es der Vater seiner Tochter unmittelbar hätte geben können.

Jetzt legten die Rauchenden ihre Pfeifen weg und nahmen eine achtungsvolle Haltung an, die Türkenrose aber las mit Verständniß, jedoch schlicht und einfach, die drei ersten Verse des bekannten Liedes von Samuel Zehner: „Ach Herre, Du gerechter Gott 2c.," welches Bitten um Regen enthält, das hatte in der großen zur Zeit herrschenden Hitze und Dürre der alte Türcke ganz gut gewählt. Die Söhne und der Knecht nickten auch ihre Billigung; das freundliche Türkenweib nickte freilich auch, aber nur vor Entzücken über ihre Tochter, welche doch gar zu schön las; die eitle Mutter!

Darnach begann ernst und feierlich, wenn auch nicht gerade fließend, der Lehmann aus Johann Arnds wahrem Christenthum vorzulesen. Das paßte nun freilich nicht recht, denn er las da weiter, wo er am Tage vorher stehen geblieben war, und so kam denn die „geistliche Seelenarzenei wider die abscheuliche

Seuche der Pestilenz" daran, obgleich damals, zu Herford wenigstens, keine Pestilenz wüthete. Uebrigens that das der Andacht durchaus keinen Eintrag, die ernsten Worte gottseligen Eifers verfehlten ihre Wirkung an diesen einfachen Seelen doch nicht.

Und als zum Schluß Rosamunde mit ihrer hellen Stimme las:

„Kein nicht'ger Götz vermag es nicht,
Daß er sollt Regen geben;
Die Himmel hast Du zugericht't,
Darinnen Du thust schweben.
Allmächtig ist der Name Dein,
Solch alles kannst Du thun allein,
Herr! unser Gott und Tröster!"

da fühlten sich alle erfrischt an ihren Seelen als wäre der Regen schon gefallen, um den sie zur Erfrischung der durstenden Erde gebeten. Zuletzt beteten sie alle ein stilles Vaterunser, welches der alte Türcke durch ein lautes Amen, Amen! schloß.

Einige Augenblicke, den Kopf Truewarts tätschelnd, verweilte der Hausherr noch im Kreise der Hausgenossen, dann schüttelte er dem Lehmann die Hand und sprach: „Guten Abend mitsammen, Leute!"

„Guten Abend, Drossart!" klang es ringsum und hinaus stelzte mit steifer Förmlichkeit Herr Wichmann Trautretter, hinter ihm her aber mit bewußter Würde trottete Truewart, der prächtige braune Hund.

Im Hausflur stand, als hätte sie sich seit dem Herabkommen des Herrn nicht von der Stelle gerührt, die alte Wasserfuhrsche mit hochgehaltener Lampe und hustete jämmerlich.

Kaum halbverständlich murmelte der Herr etwas vom versäumten Besuch des Abendgebets; die taube Magd verstand es auch sicher nicht, aber sie wußte, was der Drossart jeden Abend im Vorübergehen zu ihr sagte, und sie antwortete das, was sie ihm auch an jedem Abend antwortete, nämlich die ebenfalls fast unverständliche Klage über Türkenvolk und Türkenwirthschaft.

Die einfältige Magd nahm nämlich den sublimen Spaß der Herforder für blanken Ernst, vielleicht aber stellte sie sich auch nur so, weil sie das Türkenweib und die Türkenrose nicht leiden konnte und eine alte häusliche Fehde mit ihnen kämpfte.

Etwas lauter und etwas schärfer, aber immer noch murmelnd, bemerkte der Hausherr jetzt: „Die Magd könne wohl hingehen, wohin die selige Frau Mutter jeden Abend gegangen!“ Das hatte aber keinen weiteren Erfolg, als daß die Magd ihr erstes Sprüchlein wörtlich wiederholte und erschrecklich dazu hustete.

Damit waren sie am Fuß der Treppe angelangt, der Hund leckte die Hand des Herrn, die Magd beknixte ihn, und mit einem Nicken des Dankes stieg der Drossart die Stufen hinauf. Eine Weile standen noch Magd und Hund, dem Herrn nachblickend, dann wechselten plötzlich die Rollen, der Hund wurde Herr-

schaft, die Magd, der Mensch, watschelte mit ihrer Leuchte hinter dem stolz voranschreitenden Thiere her. An der Hausthüre blieb der Hund stehen und sah, als führe er die Aufsicht darüber, genau zu, wie die Magd die Thüre verschloß und dann den Schlüssel in einem Winkel aufhängte, wo ein Lager für den Hund gerüstet war. Ohne auch nur weitere Kenntniß von der Person zu nehmen, streckte sich Truewart mit sehr vornehmen Bewegungen auf sein Bett nieder, und es sah wirklich aus, als leuchte ihm die alte Wasserfuhrsche dazu.

Hustend und krächzend verlor sich endlich die Magd in ihrer Stube, tiefe Stille herrschte in dem Giebelhause, auf der Lübberstraße und in ganz Herford, obwohl es kaum zehn Uhr war.

Doch wachte noch einer; Wichmann Trautretter hatte, als er seine Hinterstube oben erreicht, sofort eine große grüne Maßflasche ergriffen, die ihm während des Abendgebetes die Wasserfuhrsche mit frischem Wasser gefüllt, und hastig einige Gläser getrunken. Dann aber hatte er sich eine seiner schönen Meerschaumpfeifen gestopft und den glimmenden Holzschwamm aufgelegt; jetzt hüllte er sich mit einem gewissen Behagen in dichte Dampfwolken und blickte in die Flamme der Kerze, die im Hause selbst gegossen war.

Es war das erste Zeichen von Behagen, das der junge Mann merken ließ, aber auch jetzt verlor sich der finstere Ausdruck nicht aus seinem Antlitz. Schon als Knabe hatte der junge Drossart finster, fast

drohend ausgesehen, und doch hatte, wie jetzt der junge Mann, einst der Knabe schon das freundlichste und gütigste Herz gehabt, was man sich denken konnte. Er hatte sehr jung seinen Vater verloren und war an der Seite einer sehr braven und tüchtigen Mutter aufgewachsen, die aber durch den Tod ihres Mannes über Gebühr ernst, fast trübsinnig geworden war und sich innerlich freute, wenn ihr Söhnlein ihre Trauer um den hingeschiedenen Gatten zu theilen schien. Zum Hofmeister und Informator aber hatte dem Kinde und Knaben, auch dem Jünglinge, ein Mann von stupender Gelehrsamkeit, ja vom vielseitigsten Wissen und ungemeinem Lehrtalent gedient, der aber nicht das geringste Geschick zum Erzieher hatte. Magister Marcellus unterrichtete höchst geschickt in alten und neuen Sprachen und wußte in allen Fächern des Wissens die Theilnahme seines Schülers zu wecken, aber er hatte sich in keiner Weise von den pedantischen Formen zu befreien gewußt, die zu damaliger Zeit noch gewöhnlich waren.

So war der junge Drossart ernst, freudlos, ja fast traurig und einsam aufgewachsen zwischen einer vergrämten Mutter und einem gelehrten Pedanten, der seine einzige Freude in der Regelmäßigkeit seines Lebens fand und einen hohen Beruf darin sah, regelmäßig wie ein Uhrwerk innerhalb der bestimmten vierundzwanzig Stunden abzulaufen.

Begreiflicher Weise war der Zögling dieses Mannes alt geworden, bevor er jung gewesen; einsam

gehalten, war er scheu geworden, und als er im zwanzigsten Jahre seinen Mentor verlor, hatte er sich nur um so fester an die Mutter angeschlossen, die bereits zu kränkeln begann und ihrer Auflösung bewußt und gefaßt entgegenging. Er verließ auch die Mutter nicht, obwohl er auf den Rath seines Mentors die Universität Halle hatte beziehen wollen, für die er in wissenschaftlicher Hinsicht wohl vorbereitet war. Mit der Mutter hatte er sich in den letzten Jahren, halb aus eigenem Trieb, halb um sie etwas aufzuheitern, viel mit englischer und auch mit deutscher Literatur beschäftigt. Gellert, Rabener, Weiße, Hagedorn, Brockes waren alte Freunde in dem Giebelhause auf der Lübberstraße, Lessing und Klopstock waren früh dort heimisch, und jetzt kannte man dort schon die Göttinger, die so treulich halfen, den deutschen Mittelstand auszusöhnen mit den Mängeln seines engen Lebens.

Der Drossart wußte es nicht, aber in dem finsteren, einsamen, schüchternen, pedantischen und wunderlichen Jüngling steckte ein deutscher Dichter. Das war damals noch viel weniger als heutzutage und doch auch viel mehr.

Es war jedenfalls ein Glück für den jungen Mann, daß er seine Mutter nach längerem Leiden endlich sterben sah, denn damit fiel die Scheidewand, die ihn unselbstständig machte, die ihn vom Leben trennte. Zunächst freilich, und im ersten Schmerz, schloß er sich, wenn's möglich war, noch strenger ab vom Leben, gab sich in einer weinerlichen unmännlichen

Art dem Schmerz hin und regelte die Aeußerungen des Schmerzes ganz in der pedantischen Art seines ehemaligen Lehrers. Aber nach Jahresfrist, früher schon, fühlte er sich durch die Enge des abgeschiedenen Lebens von Tage zu Tage mehr bedrückt, er hörte die Wogen des Lebens an die Wand pochen, und die Wand, die ihn vom Leben schied, war nur sehr dünn. Freilich wußte der Drossart durchaus nicht, was er wollte, was er thun würde, aber er wußte, daß er etwas thun werde. Ganz ohne weitere Gedanken hatte er sich schon den Tetzlaff geholt und sich mit ihm im Fechten geübt, denn er hatte guten Unterricht gehabt, da sein Mentor Marcellus ein ausgezeichneter Hieb- und Stoßfechter gewesen. Man sah den Drossart sich auch im Pistolenschießen üben, und es verging wohl kein Tag, an dem er nicht ein paar Stunden zu Pferde saß.

Das alles aber geschah ohne bewußten Zweck, lediglich auf Drängen des Geistes. Unterstützt wurde dieses Treiben des Geistes aber mächtig durch den unbestimmten Liebesdrang, den der Drossart spürte, nicht zu einem Mädchen, sondern zu dem Weibe überhaupt, der, spät erwacht in der keuschen Jünglingsseele, nun gebieterisch seine Rechte forderte. Die Abgeschiedenheit, in der Wichmann aufgewachsen war, die Pedanterie seiner Erziehung hätten ihn in eine gefährliche Lage bringen können, wenn sie ihn nicht eben auch wieder geschützt hätten. Wichmann suchte nach einem Weibe, auf das er seine Liebe wenden könnte. Schon seit

einiger Zeit hatte er geglaubt, die Türkenrose als seine Geliebte betrachten zu können, da es sich zunächst für sein unschuldiges Gemüth nur darum handelte, einen realen Anhaltepunkt für seine verliebte Phantasie zu finden; auch gab er sich nach der gedruckten Anleitung in den Dichtern viele Mühe, für Rosamunde zu schwärmen, aber es wollte ihm damit nicht recht gelingen und am wenigsten vermochte er es, den Liebeszauber festzuhalten in ihrer Gegenwart selbst. Das Mädchen war eben so ganz anders als nach seinen dunklen Vorstellungen die Holde sein mußte, die ihn mit Liebe beglückte. Die Türkenrose sprach so bestimmt, sie blickte so fest, sie stand so sicher in ihren Schuhen, und das alles harmonirte gar nicht mit der Unbestimmtheit und Nebelhaftigkeit seiner Vorstellungen.

Heute saß der Drossart mit seiner Meerschaumpfeife da, dem wolkensammelnden Zeus vergleichbar, auch heute gedachte er träumerisch der Türkenrose als seiner Geliebten, aber heute gerade hatte sie ihm schlechter als je behagt mit ihrem englischen Zuschauer, und mit einem schweren Seufzer aufstehend, sagte er laut vor sich hin: „Es ist nichts mit ihr, gar nichts, sie hat eine spitze Zunge, sie hat eine spitze Nase und sie hat auch spitze Blicke in ihren wasserklaren Augen und überdem ist sie auch nur die Tochter meines Lehmannes!“

Rosamunde ließ sich schwerlich träumen, welches schwere Urtheil in dieser stillen Stunde über sie gefällt worden war, und Wichmann Trautretter schämte

sich wirklich, daß er dem Standesvorurtheil gegen die Tochter des Lehmannes ein so bedeutendes Gewicht bei der Verwerfung eingeräumt. Denn das Urtheil einer endgültigen Verwerfung war allerdings ausgesprochen, was übrigens den jungen Herrn gar nicht hinderte, bis zur gewöhnlichen Stunde am anderen Morgen ganz vortrefflich zu schlafen. Der große finstere Mann war eben ein großes Kind noch.

Am andern Tage bemerkten die beiden feindlichen Mächte im Giebelhause, das Türkenweib und die Wasserfuhrsche, daß der Drossart nicht wie seit der Mutter Tode am Abend Flöte spielte.

„Nun wird er auch bald nicht mehr zum Beten in die Türkenwirthschaft gehen!“ triumphirte die Wasserfuhrsche heftig hustend.

Zweites Capitel.

Der Weiber Praktika.

„Von der Diele auf die Kammer,
Auf der Leine gilt die Klammer.“

Es war keine angenehme Zeit für den deutschen Mittel- und Bürgerstand, die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege, die Zeit, in welcher der große Friedrich zwar seine volle Regentenweisheit entfaltete, aber auch langsam zum alten Fritze verknöcherte. Die Bildung, welche der Mittelstand hatte, war im Gegensatz gegen die ganz französische Kavalierbildung der höheren Stände ausschließlich eine Universitäts- und Schulbildung, aber sie war in ihrem Wesen doch deutsch und hatte nicht allen Zusammenhang mit dem Volk verloren, wenn auch gelehrte Pedanterie ihren Segen vielfach verkümmerte. Sie war echt konservativ, während die französische Kavalierbildung die höheren Stände, den Adel und die regierenden Klassen wesentlich aufgeklärt und revolutionär gemacht hatte, „philosophisch“ beliebte man das damals zu nennen.

Nun aber begab sich das Ungeheuerliche, daß diese glaubenslosen philosophischen Edelleute und hohen Beamten alles das, woran sie nicht mehr glaubten, was sie unter sich verspotteten und verhöhnten, der Väter Sitten, der Väter Tugenden, der Väter Glauben, mit Gewalt und durch Zwangsmaßregeln aufrecht erhalten wollten als bequemes Mittel, das Volk zu beherrschen. Zu einem so Ungeheuerlichen mußte man auch ungeheuerliche Maßregeln der Strenge brauchen; ein Arsenal von Strafen und Qualen war zur Hand, und man scheute selbst vor der Todesstrafe nicht, um das zu stützen und zu halten, was man selbst insgeheim verhöhnte.

Es ist das unsterbliche Verdienst des großen Friedrich, daß er allein es wagte, diesen fehlerhaften Zirkel zu durchbrechen, daß er allein den allerdings revolutionären, vielfach demokratischen, meist aber sich als nothwendig darstellenden neuen Anschauungen offen und ehrlich Körper zu geben versuchte. Gutes und Böses lag untrennbar in allgemeiner Verrottung zusammen, und zusammen brach beides, Gutes und Böses, unter seiner machtvollen Despotenhand, auf daß die Völker ein neues menschenwürdiges Dasein gewinnen sollten.

Aber nicht sanft that dem Volke die Hand des großen Königs, sehr fest, oft hart und rauh riß sie an des Daseins warmer stiller Gewohnheit, und die Väter mußten oft schwer leiden, damit die Söhne, die Enkel freie Männer würden.

Auf dem Mittelstande lag die ganze Last, der Druck einer noch immer formell zu Recht bestehenden, mit frevelhafter Anstrengung das Alte, das zur Ungeheuerlichkeit geworden war, aufrecht erhaltenden Aristokratie, so wie der Zwang einer Königsdespotie, die rücksichtslos und unaufhaltsam vorwärts riß. Die Königsdespotie rechtfertigte sich durch die Zukunft, die Aristokratie setzte durch die Verhöhnung ihrer eigenen Maximen selbst das sonst Wohlberechtigte ihres Widerstandes ins Unrecht.

Und selbst in der Kirche fand der Bürgerstand keinen Trost für das wilde Weh, welches so von zwei Seiten auf ihn einstürmte. Der Mißbrauch der Wolfischen Philosophie machte sich ganz rücksichtslos auch auf der Kanzel breit; alle Predigten wurden unerbittlich in mathematischer Methode gehalten, sie wimmelten von Axiomen, Lehrsätzen, Theorien, Definitionen, Distinktionen, Divisionen und haarscharfen Beweisen solcher Dinge, die sich zwar glauben, anschauen und empfinden, niemals aber mathematisch demonstriren lassen. Wolf hatte sich um Gründlichkeit, Ordnung und Deutlichkeit, gerade weil er vom mathematischen Wissen ausging, große Verdienste erworben, seinen Nachtretern aber kam es darauf weit weniger an, als auf die trostlos dürre Terminologie. Darin freilich konnte der gequälte deutsche Bürgerstand keinen Trost finden.

Ein Theil verknöcherte nach und nach, ein anderer wurde stumpf bei der harten Arbeit des Tages,

nur wenige hielten sich aufrecht an dem immer heller hervorgehenden Stern der deutschen Literatur, denn das muß unvergessen bleiben, daß die deutsche Literatur dem deutschen Volke reichte, was ihm außer dem Brote zum Leben nothwendig, als die in Definitionen ertrunkene und in Rationalismus versimpelte Predigt es nicht mehr vermochte.

Wo aber die Literatur nicht hindrang, da suchten sich schmale Reste des Bürgerstandes den Trost, den sie in der Predigt nicht fanden, in Hausandachten, wie sie der Pächter Türcke in Herford hielt, wie sie hin und her in den Häusern vielfach gehalten wurden und unendlichen Segen gestiftet haben, wenn sie freilich auch oft auf Abwege führten aus Mangel an passender Leitung.

Wenn nun aber die Leute von damals kaum noch etwas für ihr Herz in der Predigt fanden, so gingen sie doch der löblichen Sitte der Väter treu regelmäßig zum Gottesdienste in die Kirche; mag das auch nicht die rechte Art sein, so fehlte doch keiner, weil es sich nicht schickte zu fehlen.

Auch heute, am ersten Sonntage nach Trinitatis, hatten die Herforder mehr Definitionen und Distinktionen über das Evangelium vom reichen Manne und dem armen Lazarus gehört, als ihnen etwa nützlich und nöthig war, aber es war doch das Evangelium, das Wort Gottes gewesen, was sie vernommen, und mit ernster verständiger Haltung kamen sie aus den Kirchen. Die Männer schritten meist schweigend neben

einander her und begaben sich zum „Hahnenbaum“ oder zum „Wallroß“ oder in den Rathskeller, um das sonntägliche Krüglein Wein mitsammen zu verzehren, bei gutem Gespräche von Stadtsachen und Gemeindeverwaltung, auch wohl von Neuigkeiten, als Todes- und Unglücksfällen, denn mit politischer Kannegießerei gab man sich damals noch nicht vorwiegend ab.

Die Weiber eilten mit einander plaudernd heim; sie hatten, der frommen Maria ähnlich, die das bessere Theil wählte, zu des Herrn Füßen gesessen, nun galt's, die wirthliche Martha zu zeigen beim Sonntagsbratofen daheim.

Für die Kinder aber war's Sonn- und Festtag überall, lauter Jubel, schon weil die liebe Sonne schien.

Unter den aus der Kirche Heimkehrenden ist auch unser Freund Wichmann Trautretter, der Drossart von Zeyst; der finstere, einsame Mann mit dem düsteren Antlitze und dem riesigen Gliederbau lauscht wie neugierig den Aeußerungen des Lebens, das ihn so mächtig umflutete; die Art, wie er zögernd von dem lauten Jubel der Kinder nippt, hat etwas Jungfräuliches und er schämt sich beinahe, daß er die Weiber belauscht, die vor ihm hergehen, obwohl sie so laut sprechen und lachen, daß er gar nicht umhin kann, sie zu hören.

Der Drossart ist freilich ein geborener Herforder, aber er ist in seiner lieben Vaterstadt so fremd, wie sein Vater und sein Großvater vor ihm darin fremd gewesen. Wichmann Trautretter I war ein Nieder-

länder und ein Erbbeamter der Herren Prinzen von Oranien gewesen.

Ob nun das Amt und die Würde eines Drossarts von Zeyst sehr vornehm oder nur mittelmäßig gewesen, wir wissen es nicht, jedenfalls aber haben die Trautretter stets einen großen Werth auf diesen Titel gelegt, und als nach Abgang des hochfürstlichen Hauses Oranien Trautretter seinen Abschied nahm oder erhielt, hatte er Sorge getragen, sich den alten Erbtitel seiner Väter zu sichern.

Damals war einer Fürst-Aebtissin von Herford ein Stücklein der großen oranischen Erbschaft zugefallen, die Frau Mutter war wohl eine oranische Erbtochter gewesen; der Drossart von Zeyst hatte den Auftrag übernommen, die Erbschaft zu überbringen. Da nun auch in der alten Kaiserabtei damals ein Mann nicht unwillkommen war, der eine starke Summe in geharnischten Männerdukaten und in Wechselbriefen der hochmögenden Herren Generalstaaten überbrachte, da dieser Mann ferner sich als ein bescheidener und geschickter Geschäftsträger zeigte, so nahm die Fürst-Aebtissin den Drossart von Zeyst in ihre Dienste. Später heirathete der Drossart eine sehr wohlhabende Bürgerswittwe in Herford und kaufte das Giebelhaus in der Lübberstraße.

Sein Sohn Wichmann Trautretter II war nach seines Vaters Tode natürlich Drossart von Zeyst, studirte aber vorher Jurisprudenz zu Halle; eine besondere Stelle übernahm er nicht, da der Ertrag

seiner Grundstücke ihm ein sehr reichliches Einkommen brachte. Aber später heirathete er eine schmucke Bürgerstochter, die einzige Erbin eines wohlhabenden Hauses, und brachte so einen recht stattlichen Besitz zusammen. Er fand aber früh seinen Tod in einer Weise, die noch nicht aufgehellt war. Einige vermutheten ein Verbrechen, die meisten nahmen einen unglücklichen Zufall an. Jedenfalls hatte nicht nur der Tod des Mannes allein, sondern auch dessen Art einen sehr betrübenden Einfluß auf dessen Wittwe gehabt.

So war denn Wichmann Trautretter III, unser Freund, sehr frühe schon Drossart von Zeyst geworden und gewiß ist's, daß dieser leere Titel den jungen Mann mit mehr Stolz erfüllte, als alle die Aecker und Wiesen, die Gärten und Höfe an der Werre, die der alte Türcke seit länger als zwanzig Jahren sehr umsichtig für ihn bewirthschaftete.

Seit jenem Abende, an welchem der Drossart darauf verzichtet hatte, die Türkenrose als seine Geliebte zu betrachten und sich zu zwingen, sie insgeheim anzuschmachten, war er ganz folgerichtig auf den Gedanken gekommen, sie durch ein anderes weibliches Wesen zu ersetzen; um aber ein solches zu finden, fing er zur großen Freude seiner ziemlich zahlreichen Verwandtschaft wieder an, Besuche in den Häusern der Sippen zu machen, was er seit dem Tode seiner Mutter gänzlich unterlassen hatte.

Es versteht sich, daß sich sofort die mütterliche Heirathsspekulation mit erneuerter Lebhaftigkeit ihm zu-

wendete; gewiß lag es nicht an dem Mangel an weiblicher Blüthe, wenn Trautretter nicht fand, was er suchte, sondern nur an dem wunderlichen Geschmack des jungen Pedanten. Seltsam, seit er nicht mehr gewaltsam sein Sinnen in Liebe auf die Türkenrose wendete, gewann diese desto mehr Reiz in seinen Augen, und wäre der Drossart nicht einer von jenen Hartköpfen gewesen, die, ihrer Behauptung nach, niemals von einem Entschluß zurückkommen, so hätte es sich ereignen können, daß sein wunderlich Liebessehnen sich zum anderen Male auf des Lehmanns schöne Tochter gerichtet hätte.

Wie Trautwetter alles pedantisch ordnete, so hatte er sich sofort einen Ueberschlag seiner Verwandtenbesuche gemacht und die Summe derselben also veranschlagt, daß auf jeden Sonntag deren drei kamen.

Für den heutigen Sonntag mußte an die Reihe kommen: Der ehemalige Stadtschreiber Eulogius Larkenspar, der schon ein fast väterlicher Freund seines Vaters gewesen war; die Frau Muhme Barbara Trotzenburgin, geborene Lasterphagen, eine Pfarrerwittwe, welche bei recht gutem Vermögen vom Lande in die Vaterstadt gezogen war und mit vier Söhnen und zwei Töchtern aufmarschirte; endlich Vetter Anton Brautlacht, mit dem es merklich rückwärts ging seit seiner Frauen Tode, obwohl ihm die Schwester die Wirthschaft führte und die Kinder bald verzog und bald mißhandelte.

Ebenfalls ganz pedantisch hatte sich der Drossart schon am Morgen überlegt, in welcher Reihenfolge die Besuche zu machen, nämlich in der Reihe, in welcher sie an seinem Wege von der Münsterkirche nach dem Giebelhause in der Lübberstraße lagen. Also zuerst Larkenspar in der Mäusefalle, dann die Trotzenburgin am Gehrenberge und endlich Vetter Brautlacht in der Höckerstraße.

Von diesen Personen und von dieser Reihe wäre Trautretter um keinen Preis abgegangen. Das Haus des gewesenen Stadtschreibers, welches der Drossart zuerst betrat, war nur klein, aber es machte schon im Flur und auf der Treppe den Eindruck des Wohnlichen und Wohlerhaltenen. Die Spur der ordnenden und säubernden Frauenhand war ihm breit genug aufgedrückt und die Türkenrose hätte nicht nöthig gehabt, ihr weißes Gesichtchen über die Treppenbrüstung zu neigen und laut zu rufen: „Herr Pathe, hier kommt der Drossart!“ um das Weib, die waltende Hausmacht, zu verrathen.

Der alte Herr Larkenspar wohnte in einer sonnigen Hinterstube, welche sorglich mit Decken und Büchern für die Bedürfnisse des Podragisten wie des Gelehrten ausgestattet war.

„Ei, wie mich das freut, Drossart, daß Er mal wieder nach dem Alten sieht!“ rief der ehemalige Stadtschreiber aus seinem mächtigen Stuhle mit dem Bockbänklein, an das ihn seine Krankheit fesselte.

Es war ein feines altes Gesicht mit großen klugen braunen Augen, das dem Besuche da entgegen blickte, Heiterkeit lachte von dieser glatten Stirn und ein schelmisch Lächeln spielte um den großen Mund, der noch ziemlich viel Zähne hatte. Dünnes graues Haar zeigte sich unter dem schwarzen Käpplein an den Schläfen, und aus dem Aermel des weiten schwarzen Sammetrockes kam eine kleine hübsche alte Hand, so eine recht vornehme Gelehrtenhand, grüßend zum Vorschein.

Der Drossart mußte auf einem Sessel Platz nehmen, er mußte eine Thonpfeife anrauchen, wobei ihm Larkenspar Gesellschaft leistete, und aus einem schönen geschliffenen Glase einen alten Franzwein trinken, den ihm der Podagrist, humoristisch sich selbst verspottend, allein überließ.

Für das Alles sorgte die Türkenrose schnell und geräuschlos und verschwand dann mit großer Bescheidenheit. Die Blicke des alten Mannes folgten den Bewegungen des jungen Mädchens mit einem Ausdrucke, den man leicht als einen verliebten hätte bezeichnen können, der auch so auffallend war, daß der Drossart den Stadtschreiber mit einem großen fragenden Blicke anschaute, als Rosamunde hinausgegangen war.

Die stumme Frage beantwortete Larkenspar mit einem herzlichen Gelächter, welches keine Spur von Verlegenheit hatte, dann sprach er: „Stille, stille, Drossart, bilde Er sich nichts ein, verliebt bin ich nicht,

kaum siebzehn sie und ich fast siebzig Jahre, ich bin kein Thor! Aber ich liebe dieses Röslein in der That, und warum sollte ich nicht? Es wird mir so sanft dabei, es ist mir, wie wenn im Winter die Mittagssonne mir auf meinen elenden Fuß scheint; die Gicht sticht sanfter, wenn sie ins Zimmer tritt. Es giebt keine bessere Arzenei gegen die Beschwerden des Alters, als die Liebe. Ich werde munter und gesprächig, wenn sie mich beklagt. Ihre Schmeicheleien sind doppelt kräftig, weil sie unerwartet sind, ich gefalle mir von neuem, weil ich Niemandem mehr zu gefallen glaubte. Dieses Gefallen an mir selbst giebt mir eine neue Seele. Ich verdanke meiner Liebe zu Rosa viel; ich wurde schon geizig, ich mied die Menschen, ich vernachlässigte mein Aeußeres, ich tadelte die Freuden Anderer, ich litt mit Ungeduld, schwieg, wenn ich reden konnte, und erzählte, wenn mich Niemand hören wollte. Das Alles hat sich geändert, die Begierde, ihr zu gefallen, hat mich so aufmerksam gemacht, daß ich die Fehler des Alters vermeide. Ich habe aber meiner liebenswürdigen Freundin noch nie den Mund, ja noch nie die Hand geküßt, ich habe ihr noch nie ein Wort von meiner Liebe gesagt, sie nie durch einen Blick verrathen; ich gedenke sie auch durchaus nicht zu heirathen, im Gegentheil, ich habe ihr eine recht anständige Partie ausgesucht; sie soll einen Mündel von mir, den Rettberg, bekommen, der jetzt in Bielefeld ist, der wird ihr hoffentlich gefallen; meine Liebe geht nicht weiter, als sie glücklich

zu machen und mein Herz an ihrem Glücke zu weiden. Ich segne mein Alter und meine Gicht, die mir die unverdächtige Freiheit verschafft, meine liebenswürdige Freundin so oft zu sehen, als ich wünsche und schelte auf meines Mündels Zögern, daß er so lange ausbleibt, um dem guten Kinde das zu sagen, was ich ihm, wenn ich fünfzig Jahre jünger wäre, gern selbst sagte. Was meint Er dazu, Drossart, hat die Liebe des alten Stadtschreibers Seinen Beifall?"

Der Greis hatte sehr lebhaft gesprochen, der junge Trautretter aber war durch diese Mittheilung so überrascht, daß er nur mit Mühe einige zustimmende Worte herausstotterte. Es war das ganz gegen des Lebens pedantischen Gang, nach welchem er überall, wie nach einem Ariadnefaden im Labyrinth, zu greifen gewohnt war.

Der Alte lachte ungescheut vor sich hin und es klang dem Drossart, als lache er ihn aus. Sie sprachen darauf von einer gelehrten Materie und Trautretter bewunderte das Gedächtniß des alten Larkenspars, sowie die Klarheit seiner Anschauungen und sein Wissen.

Plötzlich fiel es dem Drossart ein, den Stadtschreiber nach den Umständen bei dem Tode seines Vaters zu fragen; er wußte, daß die beiden Männer, obwohl an Jahren sehr verschieden, doch durch eine ernste Freundschaft verbunden gewesen.

Augenblicklich legte der Stadtschreiber die Pfeife fort, und eine Wolke zog über sein feines heiteres Gesicht.

„Ich wollte, Er hätte nicht darnach gefragt, Drossart," sprach er nach einer Weile leise und langsam, „was soll ich Ihm sagen? Eines Tages zu Mittag fand man an der Straße nach Minden, nicht fern vom Leichenhause vor dem Lübberthore Seinen Vater todt; das Pferd stand angebunden an einem Baume nicht weit davon, bei dem Leichnam lag ein entladenes Pistol, und das Kaliber der Kugel, welche den Tod herbeigeführt hatte, war das dieses Pistols. Auf den ersten Anschein lag ein Selbstmord vor. Aber Sein Vater, Drossart, war bekannt als ein frommer, christlich denkender Mann, er hatte nicht den geringsten Anlaß zum Selbstmorde, er war reich und gesund, war ein glücklicher junger Ehemann und Vater, und dann, wo ist ein Selbstmörder, der, um die Frevelthat auszuführen, auf die offene Landstraße geht? Fast ganz allgemein wurde der Gedanke an Selbstmord verworfen, man nahm einen Unglücksfall an, der freilich auch vielfach Unerklärliches und Unbegreifliches bietet. Wenige, und ich gehöre zu diesen wenigen, haben an ein Verbrechen gedacht!"

Bis jetzt hatte der Drossart nicht mehr über den Tod seines Vaters vernommen, als er schon wußte, nur die Bemerkung Larkenspars, daß er zu den wenigen gehöre, die ein Verbrechen angenommen, machte ihn aufmerksam, er beugte seine mächtige Gestalt weit über den Tisch und starrte den Greis mit glühenden Augen an.

Es war viel verhaltene Leidenschaft in dem Pedanten.

Kopfschüttelnd fuhr der ehemalige Stadtschreiber fort: „Es ist wohl meine Pflicht, daß ich Ihm das alles mittheile, Drossart. Er hat als Sohn ein Anrecht auf die Geschichte, aber gern thue ich's nicht; nun, ich will Ihm sagen, Seine liebe selige Mutter hat auch an ein Verbrechen geglaubt. Es ist ja jetzt über zwanzig Jahre her, thöricht eigentlich noch davon zu reden, doch wie gesagt, Er hat ein Anrecht auf die Geschichte. Höre Er: Im Winter, bevor sein Vater von Halle an der Saale, wo er studirt hatte, heimkam und Seine Frau Mutter heirathete, war hier ein kaiserlicher Officier, ein Wälscher, Rodofredi mit Namen; was der eigentlich hier gewollt hat, weiß man nicht. Er war ein abenteuerlicher Gesell, wenn hier was zu spioniren gewesen wäre, so hätte ich ihn für einen Spion gehalten; übrigens war er ein schöner Mann, wußte gut genug zu reden und ließ viel Geld sehen. Wie viele andere Frauen und Mädchen lernte er bei einem Rathhausballe auch Eure Mutter kennen, hat sie auch wohl später noch öfter gesehen, in allen Ehren versteht sich, und wenn er auch vielleicht einen flüchtigen Eindruck auf Eure Mutter gemacht haben sollte, so verflog der gewiß sofort, als Kapitän Rodofredi die Stadt verlassen hatte und kurz nachher Sein Vater ehrenhafte Werbung that. Hier nun hat niemals wieder Jemand von Rodofredi gehört, aber ich habe in Erfahrung gebracht, daß um die

Zeit nach Seines Vaters Tode ein verabschiedeter kaiserlicher Officier, der sehr wohl Rodofredi gewesen sein kann, mehrere Tage zu Bielefeld in Herberge gelegen hat. Das ist alles, was ich Ihm sagen kann, Drossart; Seine Mutter, obwohl sie sich durchaus keinen Vorwurf zu machen hatte, war doch nicht ohne Zweifel, und diese haben ihr den bitteren Schmerz um den Tod des Gemahls vergiftet."

Mit einem leichten Seufzer schwieg Larkenspar, und rauchte geräuschvoll seine längst ausgegangene Pfeife wieder an; offenbar war ihm der Gegenstand peinlich und um ja nicht wieder darauf zurückgeführt zu werden, erzählte er nun rasch von einer Stiftung, welche der reiche Klingenberg, ein vornehmer Bürger der Stadt, ein Spital für sieben arme Frauen oder Jungfrauen auf der Freiheit zu errichten beabsichtige. Dann sprach er von der Sankt Jakobskirche auf dem Radewig, einem Stadttheile Herfords, und deren langer Sperrung durch den Magistrat kurz vor der Reformation wegen gräulichen Unfugs, den Wallfahrer von Sankt Jakob von Campostella, die sich hier zu sammeln pflegten, darinnen ausgeübt.

Larkenspar war ein eifriger Herforder Stadtpatriot; er freute sich an der großen Vorzeit seiner Vaterstadt, die nicht immer eine so dunkle Ackerstadt gewesen wie zur Zeit, sondern einst zu der Hansa gehört und wirklich sich als ein unmittelbares Glied des Reichs behauptet hatte. Zuletzt freilich unglücklich genug, im Kampf mit dem großen Brandenburger.

Wenn der Alte übrigens die Aufmerksamkeit des Drossart von seines Vaters Tode ablenken wollte, so schien ihm das ganz wohl gelungen zu sein, denn derselbe nahm lebhaft Theil an dem Erzählten. Aber es schien doch nur so, weil der Drossart seine mächtig aufgeregte Theilnahme pedantisch zwang und unterdrückte, was ihm leichter wurde, weil er einsah, daß er hier doch weiter keine Mittheilung zu erwarten hatte.

Der junge Mann nahm, nachdem er seine Pfeife geraucht und sein Krüglein ausgetrunken, so freundlich und höflich, so ruhig lächelnd Abschied von seinem alten Freunde, als sei eben nur von Herfords alten Geschichten die Rede gewesen und an seines Vaters Tod mit keinem Worte erinnert worden.

Auf der Treppe begegnete der Drossart der wirthlich schaffenden Türkenrose, er blieb vor ihr stehen und sprach mit dem partriarchalischen Wohlwollen des Herrn gegen die Tochter seines Lehmannes: „Man kann Ihr also Glück wünschen, meine liebe Jungfer, zu dem vorhabenden christlichen Ehestande?“

Offen und frei antwortete die Dirne: „Nun ja, da der Pathe Ihm es selbst gesagt hat. Mir ist nicht ganz wohl dabei, wenn ich auch den Herrn Rettberg als einen braven Mann schätze. Ich hätte den Herrn Pathen selbst lieber genommen, ich habe ihm auch hundert Male meine Hand angeboten, wenn sie ihn glücklich machen könne. Er nennt mich aber ein närrisches Mädchen und sagt, er liebe mich viel zu

sehr, um mich zur Krücke zu gebrauchen. Nun, ich will, weil er's will, auch den Monsieur Rettberg nehmen; und will der Pathe uns dann sein ganzes Vermögen übertragen und mit uns zusammen leben. Er hat schon unser ganzes Leben geordnet und freut sich wie ein Kind darauf. Mag's kommen, wie Gott will, ich folge dem Willen des Herrn Pathen, da ich ihn nicht anders glücklich machen kann, ich nehme den Monsieur Rettberg, aber er darf nie von mir verlangen, daß ich ihn höher achten soll, als den Pathen. Ich mache kein Geheimniß daraus, daß ich ihn hassen werde, wenn er das von mir verlangt!"

So sprach die Türkenrose, und auch ihre Rede gab dem Drossart so viel zu denken, daß er gerne sofort nach Hause gegangen wäre und die Einsamkeit gesucht hätte, wäre nicht eben die Ordnung gewesen, nach welcher noch zwei Besuche abzufertigen waren.

Der Sklave seiner eigenen pedantischen Anordnungen, schritt der Drossart, den Hut unter dem Arm, mit Stock und Degen, über den Altmarkt, achtete des Rathhauses seiner Vaterstadt nur wenig und stand endlich auf dem Gehrenberg, vor dem Hause seiner Muhme, der Trotzenburgin, ohne recht zu wissen, wie er dahin gekommen.

Das Haus war ein altes Steinhaus und mit dem Stadtwappen, dem rothen Balken in silbernem Felde, ausgezeichnet. Hier in dem sehr geleckten Putzstüblein zu ebener Erde war der Empfang feierlicher und spitzer als beim Larkenspar.

„Läßt sich der Herr Cousin Drossart auch wieder mal sehen?“ begann die fette und dickwangige Pfarrerwittwe. „Weiß die Ehre zu schätzen; Salome, sorge für den Herrn Cousin; was das Haus einer armen Wittwe vermag, Drossart! Ei was, Er wird uns doch nicht verachten?“

Der Wein war nicht so gut als der Larkenspars, der Kuchen aber war vorzüglich. Der Drossart beobachtete alle Regeln der etwas weitfältigen Höflichkeit jener Tage, aber er beachtete gar nicht die Cousine, welche ihm Wein und Speise bot. Und doch war das ein sehr ansehnliches Frauenzimmer, stark von Brust und Lenden, schlank und hoch gewachsen, das, wenn auch kein hübsches, so doch ein ganz einsichtiges Antlitz mit tiefen blauen Augen hatte. Leider war dieses Antlitz durch ein sogenanntes Feuermal entstellt, das sich breit über die ganze rechte Wange fast streckte.

Die Frau Pfarrerin sprach sehr viel zum Lobe dieser ihrer ältesten Tochter; leider war der Drossart so zerstreut, daß er nicht einmal die hübsche Geschichte zu würdigen wußte, nach welcher Salome ihrem Brüderchen jeden Abend einen Stein unter das Kopfkissen legte. War das Brüderchen nun am Tage artig gewesen, so verwandelte sich über Nacht der Stein in einen Apfel; war es aber unartig gewesen, so blieb der Stein unverwandelt.

Vergebens suchte die Tochter ihrer red- und lobseligen Mutter Einhalt zu thun, denn Salome Tugendreich Trotzenburg war viel klüger als ihre unbescheiden

breite Frau Mutter und wahrscheinlich auch besser, wenigstens sicherlich bescheidener. „Ich bin vom Kopf bis auf die Zeh' Die lust'ge Jungfer Salome!" sagte Salome Tugendreich von sich selbst, und das war die volle Wahrheit. Lustige lange Weibspersonen sind aber in den meisten Fällen auch sonst nicht unrecht.

Freilich, der junge Drossart hatte schon immer der lustigen Jungfer Salome gefallen, und heute erschien er ihr noch liebenswerther. Dabei war doch kein Unrecht? Zumal da die breite Frau Mutter immer davon sprach, daß sie den Herrn Vetter heirathen solle und daß der Drossart gewiß eines Tages um sie freien werde.

Unglücklicher Weise versuchte die hochrothe Pfarrfrau heute einen Hauptschlag auszuführen; sie erzählte nämlich, daß ihres seligen Mannes Schwägerin in Bielefeld ihre einzige Tochter an einen Kaufmann verheirathe, da habe die Frau Schwägerin sie gebeten, ihr die Salome zu schicken, damit sie ihr bei der Hochzeit helfe und nach der Hochzeit bei ihr bleibe, damit ihr die Einsamkeit nicht so schwer falle. Sie, die Frau Pfarrerin, trenne sich nun freilich auch sehr schwer von ihrem Ausbund von Tochter, aber wenn die Salome einmal heirathe, so müsse sie sich doch auch von ihr trennen, und eigentlich sei es doch Verwandtenpflicht, die Frau Schwägerin nicht allein zu lassen. Die sehr lange Litanei schloß dann mit dem Hauptschlage, mit der Frage: „Und was meint

Er denn, Herr Vetter Drossart, soll ich die Salome ziehen lassen oder nicht?"

„Lasse Sie die Salome ziehen in Gottes Namen, Frau Muhme Trotzenburgin!" lautete die mehr als kühle Antwort.

Die hochrothe und breite Frau Muhme verfärbte sich, denn das hatte sie nicht erwartet; erwartet hatte sie, der Drossart werde sie beschwören, die Salome nicht ziehen zu lassen, ihn nicht von seinem Engel zu trennen, oder doch so was Aehnliches, an das sich dann mit einiger Behaglichkeit eine Werbung anknüpfen lasse.

Die Pfarrfrau sprach in höchster Enttäuschung ein Wort vor sich hin, das wohl wie ein Thiername, aber nicht wie ein schmeichelnder lautete; der Drossart aber hatte gar nicht Acht darauf.

Uebrigens war nicht nur die Pfarrfrau, sondern auch Jungfer Salome sehr enttäuscht. Das arme Mädchen biß die Zähne zusammen und zerdrückte eine Thräne im Auge, leise sagte sie vor sich hin: „Gut, ich will zur Muhme nach Bielefeld, aber der Drossart muß mit!"

Es war eine energische Herforderin, die sich das nicht so leicht nehmen ließ, was schon als Eigenthum zu betrachten zur süßen Gewohnheit für sie geworden war.

Sehr kühl empfahl sich der Drossart, die Trotzenburgin weinte vor Wuth und Wehmuth; Jungfer Salome sang ein Lied, aber sie stieg sehr eilig die Treppe hinauf, und als sie die Thüre ihres Kämmer-

leins hinter sich verriegelt, warf sie sich auf ihr Bett und schluchzte laut.

Der Drossart aber ging, ohne eine Ahnung von dem Jammer zu haben, den er hinter sich ließ, bei dem Gymnasium über die Werre in die Höckerstraße mit ihren schönen Giebelhäusern. Das Gymnasium war der alte Augustinerkonvent; auch in Herford wie in vielen anderen Orten waren die Ordensbrüder Luthers am früheſten der Reformation gefolgt; die Werre aber ist der Hauptstrom Herfords, die Aa, ihr Nebenfluß, hat lange das Ansehen nicht.

Sehr widerwillig, nur weil er ein Pedant war, trat Trautretter endlich bei dem Vetter Anton Brautlacht ein; der war einer der altstädtischen Rathsherren. Hier fand der junge Mann die Strafe für seine Gleichgültigkeit bei Trotzenburgs, denn da der Rathsherr noch beim Wein im Rathskeller saß, so fand er die regierende Frau Schwester allein, die ihn sofort mit ihrem gottlosen Mundwerk auf's gröblichste anfiel und ihm grausam mitspielte, weil er sich so lange nicht habe sehen lassen.

Demüthig stand der Drossart und ließ den Guß der schmetternden Rede ruhig über sich ergehen; es war ihm, als schmetterten zwei Trompeten ihm in die Ohren. Die kleine dürre und gelbe Alte mit den rapiden Bewegungen war furchtbar. Sie setzte dem Herrn Vetter keinen Wein vor, auch nicht einmal mittelmäßigen, sie labte ihn auch nicht mit süßem Kuchen, aber sie fütterte ihn mit Geschichten, so schlecht

sie dieselben nur irgend wußte. Endlich gerieth sie auf einen ähnlichen Plan wie die Muhme Trotzenburgin. Ihres Bruders älteste Tochter war reif und fünfundzwanzig Jahre, sie wollte dieselbe gerne los sein aus dem Hause, weil sie ihr zuweilen mit Widerspruch in das absolute Regiment griff. Anne Matild paßte für den Herrn Vetter, sie war ja eben so alt wie der, sogar noch ein bischen älter, desto besser.

„Was meint Er, Herr Vetter Drossart," so schmetterte plötzlich die Rede, „soll der Bruder die Anne Matild dem Franz Zarnefanz zum Weibe geben? Es soll auf Ihn ankommen, Herr Vetter Drossart. Der Franz Zarnefanz ist freilich erschrecklich in die Dirne verliebt; nun, Er weiß ja selbst, was für ein schmuckes Frauenzimmer die Anne Matild ist; die Leute sagen immer, sie sei mir wie aus den Augen geschnitten, und ich bin vor etlichen Jahren eine Schönheit von Herford gewesen. Na, der Franz Zarnefanz hat freilich das Ellergut, aber es weiß keiner, wie viel seine Schwestern noch darauf stehen haben. Der Jüngste freilich ist der Franz Zarnefanz auch nicht mehr, aber er ist doch sonst ein recht annehmlicher Mann. Aber die Anne Matild will nicht anbeißen, ich weiß nicht, was dem Mädchen seit einiger Zeit im Kopf steckt, weiß Er's vielleicht, Herr Vetter Drossart? He!"

Ein entsetzliches Lachen folgte.

„Nein, ich weiß es nicht!" antwortete Trautretter sehr ängstlich.

Er selbst betrachtete es als eine Rettung, daß in diesem Augenblick der Vetter Rathsherr eintrat, und zwar mit einem kleinen Spitz behaftet. Zugleich erhob sich draußen ein durchdringendes Kindergeschrei, und grimmig schoß die Dame zur Thüre hinaus. Wirklich enttäuscht blickte ihr der Drossart nach, denn er hatte allen Ernstes erwartet, daß hinter diesem Drachen her ein feuriger Streifen hergehen werde.

Rathsherr Brautlacht umarmte den Vetter sehr zärtlich, zog ihn zu einem Sitze und begann im rührendsten Gewimmer über den Tod seiner guten Seligen zu klagen: „Ach, Herr Vetter Drossart, Er kann mir's glauben, meine gute Selige stand alle Morgen um fünf Uhr auf, und ehe es sechs schlug, war das ganze Haus aufgeräumt, die Kinder angezogen und das Gesinde bei der Arbeit; im Winter wurde des Morgens schon mehr gesponnen als jetzt im ganzen Jahre. Das Frühstück wurde so nebenbei aus der Hand genommen. Mein Tisch war zur rechten Zeit gedeckt, die Gerichte einfach aber gut bereitet. Ach, wie wenig Zucker brauchte sie zu dem Eingemachten, und wie gut war es trotzdem! Sie machte alle Jahre ein Bitteres für den Magen, dagegen kommt nichts aus der Apotheke auf. Im Hollundersaft und im Krausemünzwasser war sie unübertroffen. Sie hatte auf jedes Stück Holz Acht, das ins Feuer kam. Den Schlüssel zum Keller ließ sie nicht aus ihrer Tasche. Das Holz kaufte sie zur rechten Zeit ein und ließ die

Mägde alle Tage zwei Stunden sägen, um ihnen eine heilsame Bewegung zu verschaffen . . ."

Mit einer etwas weinerlichen, wenn auch oft stockenden Beredtsamkeit rühmte der Herr Vetter Brautlacht die herrlichen Eigenschaften seiner guten seligen Frau und fand sich so behaglich dabei, daß er endlich fröhlich einschlief.

Nun erst war die Rettung für den armen Drossart da, dem nach und nach das entsetzliche Lobgewinsel des Rathsherrn noch unerträglicher vorgekommen war, als das giftige Trompetengeschmetter der Frau Schwester.

Wie ein Schatten wischte der junge Mann zum Hause hinaus und sah sich noch an der Ecke der Comthureistraße ängstlich um, ob nicht etwa Anne Matild hinter ihm herzöge oder Franz Zarnefanz. Er hätte sich zur Noth in den Comthurhof der Malthefer an der Werre geflüchtet.

Obgleich es gerade Mittag läutete und der Sommersonntag es gut meinte mit seiner Gluth, so fühlte sich der Drossart doch wahrhaft erquickt durch den Anblick des schattenlosen Neumarktes; dankbar blickte er auf zu dem schiefen Thurm der Kirche Sankt Johannis des Täufers und erinnerte sich, um sich auch durch Belebung patriotischen Stolzes zu kräftigen, daß zu dieser Kirche auch ein sehr ehrwürdiges Capitel zum heil. Dionysius gehöre und daß in der Kirche das schöne Oelbild vom Zinsgroschen aufgehängt sei. Zum Glück fielen ihm noch die Reliquien vom großen Sachsenherzog Wittekind ein, die in dieser

Kirche bewahrt werden, besonders die Feldflasche von Serpentinstein, die Karl der Große seinem lieben Wittekind dedicirte.

So mächtiger Mittel bedurfte es, um den Drossart von den Folgen der Unbill zu befreien, die er in der Höckerstraße erlitten.

Drittes Capitel.

Das Stift am Berge.

„Sachsenstadt und Weiberstift,
Da, wo der Fuchs die Gänse trifft.“

Das evangelische adelige freiweltliche Sankt-Marienstift am Berge, auf der Ostseite der Stadt Herford höchst anmuthig gelegen, ist nebst seiner schönen echt gothischen Stiftskirche eine edle Stiftung der Väter, die auch der Schauplatz eines Wunders wurde, oder vielmehr ein Wunder zeigte den Platz dieser Stiftung an. Am Sankt Gervasius- oder Protasiustag Anno 1011 erschien dort die heilige Jungfrau in Gestalt einer Taube auf einem Baum, dessen Stamm, von einem eisernen Gitter umschlossen, noch bis auf diesen Tag hinter dem Altar der Kirche gezeigt wird. Zur Erinnerung an die Erscheinung der Jungfrau auf dem Berge, wo sie ihr Haus zu bauen befahl, wird noch immer der 18. Juni alljährlich durch ein Fest, die „Vision“ geheißen, durch Gottesdienst, Markt, Tanz und sonstige Belustigungen

auf dem Platz dicht am Fuße des Bergstiftes gefeiert. Das Stift bestand unter der Fürst-Aebtissin aus einer Dekanissin, einer Propstin, einer Küsterin und neun Fräuleins von Adel, denen es niemals an Erziehungsfräuleins gefehlt hat, seit die Kaiserin Mathilde, Heinrichs I. Gemahlin, hier ihre Bildung erhalten.

In einem mittelgroßen Gemach zu ebener Erde in diesem Stift sitzt, es beginnt gerade Abend zu werden, eine hübsche alte Dame, in dunkle Seide gekleidet, ein goldenes Kreuz auf der Brust und das schloßweiße Haar von einer dicht anliegenden weißen und schwarzen Haube bedeckt. Die alte Dame, deren Augen noch feurige strahlende Blicke senden, während die kleinen feinen Hände nur zitternd das Buch halten, ist die Küsterin des Stifts, ein Fräulein aus dem edlen Hause Ledebur, das eines Stammes sein soll mit den alten Grafen von Ravensberg.

Die Küsterin des Stifts ist ungeduldig, sie sagt mit hastiger Stimme: „Wo bleibt er denn? Er ist doch kein vornehmer Herr, daß er mich warten lassen dürfte, wenn ich auch seine Mutter aus der Taufe gehoben habe! Possen! Ist schon wie eine Anmaßung, daß er sich anmelden läßt. Konnte doch einfach kommen, weiß, daß ich nicht mehr ausgehe und daß ich ihn nicht allzu lange hätte warten lassen! Unangenehm, kann nun nichts anfangen —"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und ein altes Männlein in rothem Rock meldete

hüstelnd: „Hochwürden, der Drossart von Zeyst bittet um die Gnade, vorgelassen zu werden!"

„Possen!" entgegnete die Dame und drehte sich nach der Thüre um. „Laß den Menschen nur herein, Pfeffer!"

Der Drossart trat ein; seine Kleidung war durch Spitzenmanschetten und einen zierlich gefältelten Busenstreif, so wie durch einen braunen Sammetrock mit breiten Aermelaufschlägen zu einer förmlichen Galatracht verwandelt. Den Hut mit weißer Plumage in zierlicher Rundung mit der Rechten schwenkend; die Linke nach Vorschrift auf dem Degengefäß, so schritt der Drossart über die Schwelle, trat, die Hacken im rechten Winkel aneinander gesetzt, an und vollbrachte glücklich die tiefe erste Verbeugung. Dann that er mit Lebhaftigkeit einen zweiten Schritt vorwärts und legte die zweite, die leichtere Verbeugung ab, bis er dann zum Handkuß gelangte und in ungezwungener Haltung vor der Stiftsdame stehen blieb.

Die Küsterin blickte ihn freundlich, ja mit offenbarer Befriedigung an.

„Willkommen, kleiner Drossart!" sagte sie dann ziemlich in demselben Tone, in welchem man Kindern schmeichelt. „Ei, ei! Er kleidet sich wie ein Edelmann? Er benimmt sich aber auch wie ein solcher, und vielleicht denkt Er auch nicht viel anders, Possen! Es kam mir immer so vor, als wäre nicht eben viel Unterschied zwischen uns Adamskindern? Possen!"

Die alte Dame nahm eine zierliche Prise aus einer hübschen Agatdose mit goldenen Bändern.

„Setze Er sich, kleiner Drossart!“ fuhr die Küsterin fort. „Er sieht Seinem Vater recht gröblich ähnlich; hätte Er die Wahl gehabt, so hätte Er wohl die Aehnlichkeit mit der Mutter vorgezogen, denn Seine Mutter war ein bildsauber Weibsbild, Sein Vater aber war doch nur so so. Er weiß doch, daß ich eigentlich Seine Eltern zusammengebracht habe? Die Brautlachtin war eine Waise von Vater und Mutter, da kam der alte Drossart, ich meine Seinen Großvater, der war mein guter Freund, und that die Anwerbung für den Sohn bei mir, weil ich die Pathe von Seiner Mutter, also so was wie eine geistliche Mutter, gewesen bin. Nun, ich bin nicht dagegen gestanden, die Koketterie litt es schon nicht —“

Der Drossart machte eine höfliche Ablehnung merkbar gegen diese Bezeichnung.

„Was hat Er denn abzulehnen?“ fragte die geistliche Dame spitz und spöttisch. „Wenn ich Koketterie sage, so ist es Koketterie; ich bin noch heute sehr kokett, das will Er wohl nicht glauben? Denkt wohl, Seine Gänschen da unten zwischen Aa und Werre hätten allein das Recht, kokett zu sein? Hör' Er zu, ich will Ihm gleich sagen, auf welche Weise ich nun seit einem halben Jahrhundert, gerade in meinem Alter, kokett gewesen bin. Vor einigen Tagen bemerkte ich auf dem Hofe einen alten Mann, der kummervoll nach meinem Fenster sah; ich ging hin

und hörte seinen Klagen freundlich zu, ich fragte nach allen einzelnen Umständen, beklagte ihn theilnehmend, gab ihm etwas mit für seine Frau und dann für seine Kinder, dann ließ ich ihm durch meine Leute einen Scheffel Roggen und ein Glas Branntwein reichen. Wie Kugeln schossen die Thränen dem alten Mann über die Wangen; das war es, was ich gewollt hatte, aber in meinen jungen Jahren hat mir keine Liebesbetheuerung so angenehme Empfindungen erregt, wie jetzt die Dankbarkeit dieses Greises. Possen! Koketterie! Ein andermal kam einer mit einem Arme. „Wo hat Er den Arm gelassen?“ fragte ich. Nun ließ ich ihn erzählen von seinen Heldenthaten unter Herzog Ferdinand. Dann fragte ich ihn nach allem, was ich vom Herzog Ferdinand wußte, und die Augen des alten Kriegers wurden immer heiterer, je mehr er von seinem Herzoge sprach. Zuletzt sagte ich ihm, er sei in seiner Jugend gewiß ein hübscher Kerl gewesen und drückte ihm etwas Silber in die Hand. Der Mann küßte mir die Hand mit einem Feuer, das bei einem Grafen Unverschämtheit gewesen wäre, so hastig, bevor ich sie ihm entziehen konnte. Ei, wird Er sagen, sich von einem Bettler die Hand küssen zu lassen! Je nun, das ist geschehen, und ich sage Ihm, die Erinnerung daran macht mich nicht roth! Possen! Ist das nicht offenbare Koketterie?“

Die Stiftsdame nahm wieder eine Prise aus der Agatdose und der gute junge Pedant erschöpfte sich in einer Reihenfolge von geschraubten Redensarten.

Die Alte sah ihn eine Weile durchdringend an, dann sagte sie höchst unbekümmert: „Ich will Ihm mal was sagen, kleiner Drossart; in meiner Jugend hatten wir ein Sprichwort, eine Redensart, die lautete: „In Gütersloh macht die Luft unfrei!“ Damit wollten wir sagen: Du mußt was opfern, um Dich aus der Verlegenheit zu befreien, wie jeder Hörige in Gütersloh in einer Echte oder Sode war, wo er im Sterbefall mit dem Opfer des Bestgewandes davonkam, während sonst die ganze Erbschaft des Hörigen dem Herrn heimgefallen wäre. Nun, kleiner Drossart, Seine Gegenwart macht unfrei, Er denkt nicht frei, Er spricht nicht frei und Er benimmt sich nicht frei, Er ist auch kein freier Mann, denn für Ihn ist die Regel noch ein Zwang. Schaffe Er das ab, stoße Er lieber mal die Regel über den Rand des Grabens, als daß er immer ängstlich an der Linie der Regel hingeht. Wahrlich, auch mir wird ganz unfrei zu Sinn, wenn ich Ihn so angstvoll Sätze und Worte quälen und zählen höre, wenn ich Ihn so verlegen sich drehen und wenden sehe, schade! Er hat sonst einen ganz hübschen Anstand.“

Der Drossart wurde blutroth bei diesem unverhofften Anfall, aber die Stiftsdame legte sofort ein Pflaster auf: „Schneid' Er keine Grimassen, Drossart, wo sollte Er denn auch die Freiheit herhaben, die ich bei Ihm vermisse? Von der Lübberstraße doch wahrlich nicht? Und Seine Mutter hat sie Ihm auch nicht beigebracht durch ihr ewiges Klagen und Winseln um

den unglücklichen und dunklen Tod des Mannes; Sein Magister Marcellus aber war vollends ein Bärenhäuter, ein recht unverständiger Pedant, ein gewaltig dickköpfiger Priester aller Unfreiheiten, der geistigen wie der leiblichen. Weiß Er was, kleiner Drossart? Er muß auf Reisen gehen, Er hat einen guten Anstand, besuche Er etliche kleine Höfe oder auch eine Universität."

Jetzt fand der Drossart endlich Gelegenheit, ein Wort anzubringen, denn er benutzte die Pause einer Prise, und in der Eile, zum Aussprechen zu kommen, sprach er wirklich kurz und gut, ohne Pedanterie; er sagte, daß es seine Absicht sei, zu reisen, er wolle erst nach Bielefeld gehen zur Hochzeit einer seiner Cousinen, dann nach Nürnberg und Altdorf; er sei jetzt nur gekommen, um die hochwürdige Küsterin um Auskunft über den Tod seines Vaters zu bitten; er wolle seine Vaterstadt doch nicht gerne verlassen, ohne über diesen Punkt Klarheit zu haben.

Die alte Stiftsdame schlürfte behaglich ihre Prise, dann sprach sie gleichgültig: „Kleiner Drossart, Er ist wahrlich gar nicht so unfrei, als ich dachte; das war ja ein ganz hübscher Mund voll Dreistigkeit. Also erst die Hochzeit in Bielefeld, das wird eine Trotzenburgische Schwestertochter sein? Dann nach Nürnberg und Altdorf? Hm! Ich denke, ich kann Ihm ein paar gute Vorschreiben nach Nürnberg mitgeben an den Herrn von Tucher und an einen jungen Holzschuher; na, mit der Jugend ist's da auch aus, er ist durch die Tochter alleweil Großvater geworden.

Das wird sich also machen; was denkt Er sich aber dabei, daß ich Ihm Auskunft über den beklagenswerthen Tod Seines Vaters geben soll?"

Kurz und bündig — die Lehre der alten Stiftsdame war nicht auf den Weg gefallen — theilte der Drossart mit, was er von dem Larkenspar in Erfahrung gebracht und wie er nun geglaubt habe, daß die Hochwürdige als eine große Gönnerin und Pathin der seligen Mutter die näheren Umstände wohl wissen und sich nicht weigern werde, selbige mitzutheilen.

Die Stiftsdame drehte die Dose nachdenklich in der Hand, endlich sagte sie aufblitzend: „Larkenspar, schnüfflicher alter Kerl, habe ihn niemals recht leiden mögen, machte unserem Stift die Gerichtsbarkeit über Weddigenhof streitig, dieser wüthende Stadtschreiber. Schnüffelt alles aus, ist dieses Mal freilich arg auf dem Holzwege. Sein Nest ist ja wohl auf der Mausefalle? Nun, da ist er doch nahe genug bei dem Ort gewesen, wo er die Wahrheit ganz genau hätte erfahren können. Possen! Sieht Er, kleiner Drossart, die sieben Sonnen, die an der Südseite der Münsterkirche eingemauert sind, sind bekanntlich nur vergoldete kupferne Becken; weil nun der Larkenspar das weiß, so kommt er sich gewaltig klug vor und hält sich verbunden, nun auch nicht zu glauben, daß die sieben Becken die sieben Sonnen bedeuten, die einmal bei dem Bau der Sankt-Pusinenkirche am Himmel erschienen sein sollen, darüber ist er denn sehr glücklich; was die sieben Sonnen, wie sie das Volk kurzweg

nennt, denn bedeuten sollen, das weiß er Ihm freilich auch nicht zu sagen. Das ist denn die gerühmte Weisheit aller Larkensparer und Larkensparlinge, Possen!"

Die Küsterin nahm eine Prise und putzte ihre Dose, dann fuhr sie fort: „Es sind nur wenige Schritte von der Mausefalle bis zur Freiheit; nicht fern von der Abtei ist ein kleines Haus, in welchem bis vor kurzem eine Person lebte, welche Seinem überklugen Stadtschreiber die ganze Wahrheit über das traurige Ableben Seines Vaters hätte sagen können; die einzige Person, welche die ganze Wahrheit kannte. Er hätte die ganze Wahrheit erfahren können, wenn er die wenigen Schritte gegangen wäre, aber er ist sie eben nicht gegangen und hat lieber eine ganz Unschuldige bis ins Grab hinein mit einem bösen Verdacht verfolgt. Wahrlich, auf die Person zu kommen war leichter, als die Familie der heiligen Pusine, der Schutzpatronin unserer Münsterkirche, zu entdecken. Mir ist die Geschichte unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckt worden; ich breche ein Versprechen, wenn ich spreche; aber ich würde unfrei handeln, wenn ich schwiege, und da ich keinem Menschenkinde einen Schaden thue, wenn ich den Mund aufmache, so werde ich reden. Drei Wochen nach Seiner Mutter Tode ist Leyneken Todrang, die ehemalige Silbermagd unserer hochseligen Fürst-Aebtissin Hedwig Sophia Augusta, so eine Prinzessin von Holstein-Gottorp war, in dem Süvernschen

Häuslein auf der Freiheit, das ihr die Aebtissin zum Sitze angewiesen, sanft und selig gestorben."

Nach einer kleinen Pause fuhr die Küsterin fort: „Er wird sich des Namens Todrang erinnern, Drossart; die Todrangs, die von einem heruntergekommenen Adelsgeschlechte dieses Landes stammen, waren mit Seiner Mutter verwandt und Seine Mutter, da sie Waise von Vater und Mutter war, kam in das Haus der Frau Todrang, Ihrer Mutter Schwester, der es als einer armen Frau recht zu Gute kam, daß sie ein so wohlhabendes Ziehkind aufnahm. Bei dieser Frau Todrang ist Seine Mutter zusammen aufgewachsen mit Leyneken Todrang, die ist gar ein schmuckes und munteres Frauenzimmer gewesen. Durch meine Fürsprache kam sie als Dienerin auf die Abtei; ich freute mich, daß ich etliche Jahre bei allen meinen Erkundigungen nur Gutes von ihr vernahm, bis sie die hochselige Fürst-Aebtissin Frau Hedwig zu ihrer Silberdienerin machte. Von da ab lauteten freilich die Nachrichten über ihr Betragen nicht weniger gut, im Gegentheil, aber ich erfuhr zu meinem höchsten Erstaunen, daß Leyneken Todrang, die immer Muntere, ernsthaft und stille, traurig, ja fast schwermüthig geworden sei. Ich ließ sie sofort rufen, als ich beim nächsten Besuche der Abtei zur Fürstin kam, konnte aber nichts herausbekommen, obwohl es an Seufzern und Thränchen nicht fehlte. Possen! sagte ich, Liebeskummer! und ich hatte recht gesehen. Einige Jahre später, als ich mal wieder in

die Abtei hinunter kam, fand ich Leyneken merklich abgezehrt, traurig, kummervoll und unruhig. Dieses Mal bat sie mich selbst, ich möge sie doch mal zu mir hierher auf's Stift kommen lassen, sie wolle mir ihr Unglück anvertrauen und mich um meine Hilfe anflehen."

Die Stiftsdame nahm eine Prise, dann sprach sie lebhaft: „Da, auf derselben Stelle ziemlich, wo Er sitzt, Drossart, hat Leyneken dann an einem Abende gesessen und mir ihr Herz aufgeschlossen. Liebesgeschichte, freilich, aber doch mit einer bitterbösen Wendung. Also, es ist einmal ein kaiserlicher Officier hier gewesen, Rodofredi mit Namen, das hat der Larkenspar richtig herausbekommen, Possen! aber es war doch mehr hinter dem Rodofredi als ein österreichischer Kapitän, nämlich ein italienischer Marchese, der wegen eines unglücklich ausgegangenen Duells hatte flüchtig werden müssen. Des Rodofredi Mutter war eine Deutsche von Adel, ein Bruder derselben war Domherr in Münster, zu dem Oheim in Münster nahm der Marchese seine Zuflucht; der aber, die mächtige Verfolgung nicht ohne Grund fürchtend, schickte den Herrn Neveu nach Herford, weil er ihn hier für so ziemlich gut versteckt hielt. Hier hat sich der Rodofredi sterblich in Seine Mutter verliebt, die damals noch ledigen Standes, unverheirathet und unverlobt war. Seine Mutter scheint die Huldigungen des heißblütigen Italieners kühler aufgenommen zu haben, als dem lieb war, sie machte sich, kurzweg,

nichts aus ihm. Da kam der Rodofredi auf den Gedanken, sich der Leyneken, die er als eine Cousine Seiner Mutter kennen lernte, als einer Mittelsperson, Vermittlerin, Vertrauten zu bedienen, und somit hatte er allerlei Teufelei losgelassen. Rodofredi war ein auffallend schöner Mann, hoch und stattlich gewachsen, mit feurigen dunklen Augen und einem feinen, weichen, schwarzen Barte. Possen! Er sah ganz so aus wie der Mann, von dem die Mädchen in gewissen Jahren zu träumen pflegen. Nicht zu verwundern, daß die Leyneken bis über die Ohren in den Herrn Marchese verliebt war. Sie war so verliebt, daß sie den Verstand darüber verlor, denn sie mußte den Verstand verloren haben, um das Musterstück von Frechheit, das Tollmannswerk durchzuführen, was sie jetzt begann. Ich will Ihm hier nichts von all den Kniffen, Pfiffen und Ränken mittheilen, welche die Leyneken spann und spielte, um zu ihrem Ziel zu gelangen, ich weiß dieselben auch nicht mehr so genau, aber sicher genug ist's, daß sie zum Ziele gelangte. Rodofredi kam in der eigenen Dienstkammer der Leyneken in der Abtei mehrfach mit dem liebeglühenden Mädchen bei nächtlicher Weile zusammen und glaubte mit Seiner Mutter zusammengekommen zu sein, Drossart!"

Der junge Mann seufzte erleichtert auf, denn Larkenspar hatte wirklich einen bösen Verdacht in seine Seele geworfen. Die Küsterin aber sprach schnupfend: „Es ist mir lieb, daß ich Ihm die Versicherung geben

kann, daß Seine Mutter auch nicht die leiseste Ahnung davon hatte, in welcher schnöden Weise die Verwandtin, die Leyneken, ihren reinen Namen gemißbraucht hatte, daß Seine Mutter in keiner Weise Beziehungen zu dem Italiener hatte und dessen ihr begreiflicher Weise völlig unerklärliche Vertraulichkeiten bei zufälligen Gelegenheiten befremdet zurückwies. Gegen Ende des Winters waren des Rodofredis Mißhelligkeiten zu Hause ausgeglichen und es wurde ihm zur Pflicht gemacht, sofort zur Heimath zurückzukehren. Der Marchese nahm Abschied, und Leyneken versprach, noch ein Jahr unvermählt zu bleiben und auf ihn zu warten. Rodofredi reiste ab und glaubte, Seiner Mutter Versprechen zu haben, Drossart! Damals war es, wo Leyneken Todrang traurig wurde. Gewissensbisse hatte sie damals noch nicht, weil ihr die Folgen ihres teuflischen Werkes noch nicht vor Augen getreten waren. Es blieb aber nicht aus. Denn nach Jahresfrist kam der Rodofredi wirklich zurück und wollte Seine Mutter zur Frau Marchese machen. Er begab sich sofort zu der Leyneken, zu seiner Vertrauten, und verfiel hier beinahe in Raserei, als er erfuhr, daß seine heißgeliebte Agnes vor Monden schon den jungen Drossart geheirathet habe, ihm also, seiner Meinung nach, ihr Versprechen auf's grausamste gebrochen hatte. Rodofredi verschwand sofort wieder aus der Stadt, ohne daß Leyneken den Muth gefunden hätte, ihn über die arge Täuschung aufzuklären, in welche er verfallen. Seitdem hatte sie

Gewissensbisse, doch mehr, weil sie den geliebten Mann unglücklich gemacht, als weil sie ein höllisch Spiel mit dem ehrlichen Namen der Freundin, der Verwandtin gespielt. So ging's wiederum zwei Jahre und darüber, die Leyneken war schon drauf und dran, sich über den Marchese zu trösten, da stand dieser eines Abends vor ihr; bleich, kränklich, abgemagert, sie konnte sein elendes Aussehen und die brennenden Augen in dem todtbleichen Antlitz nicht schrecklich genug beschreiben. Er that viele hastige Fragen über Seine Eltern an die Dirne und entfernte sich unbemerkt. In der Nähe des Komthureihofes, vielleicht aus der katholischen Kapelle kommend, und dann wieder an der Radewiger Mühle glaubt ihm die Leyneken in den nächsten Tagen noch zweimal verkleidet begegnet zu sein. Wahrscheinlich hat sich die Dirne nicht getäuscht, zwei Tage nach der letzten Begegnung erfuhr sie, wie man Seinen Vater todt an der Landstraße gefunden habe. Sie war überzeugt, daß Sein Vater von der Hand des Marchese Rodofredi gefallen, nur betheuerte sie, daß der Italiener eines Mordes nicht fähig gewesen, es müsse ein ehrlicher Zweikampf stattgefunden haben, was ich billig dahingestellt sein lasse. Von Rodofredi hat die Leyneken nachmals niemals wieder etwas gesehen oder gehört. Wenn rechtschaffene Reue und Buße eine Schuld sühnen können, so ist die Schuld der Leyneken gesühnt, denn sie hat zwanzig Jahre lang, länger, Buße gethan. Sie war auch bereit, Seiner Mutter ein

Schuldbekenntniß abzulegen. Auf mein dringendes Abrathen hat sie das unterlassen, denn ich wußte, daß Seine Mutter auch mit keinem Gedanken dabei an den Italiener gedacht hatte, ihrem wunden Gemüthe wäre durch solch entsetzlich Bekenntniß nur neuer Schmerz bereitet worden. Ich denke, daß ich damit auch in Seinem Sinne gehandelt habe."

Die Stiftsdame rührte, ohne des Drossarts Antwort abzuwarten, eine Klingel, worauf der rothe Pfeffer mit einer Platte eintrat, die er glücklich auf den Tisch vor der Küsterin niedersetzte, obwohl die Gläser, Flaschen und Teller ganz bedenklich in seinen zitternden Händen klirrten.

„Wie gut Du das gemacht hast, Pfeffer!" bemerkte die Dame mit einem so warmen Dankblick auf den greisen Diener, daß dieser stolz und glücklich mit leuchtendem Antlitze sich rückwärts zur Thür hinausschob.

Fräulein von Ledebur war wieder mal kokett auf ihre Art gewesen.

Vielleicht war sie auch kokett mit dem Drossart, denn sie wußte so anmuthig die Wirthin zu machen und ihren Gast vorlegend und einschenkend zu bedienen, daß keine jüngere ihr gleichkommen konnte. Dem armen Drossart war das wohl zu gönnen, denn er hatte doch auch allerlei einstecken müssen.

Da fuhr die Thür jählings auf, und wie im Sturmwind platzte eine junge Dame in's Gemach, die mit lauter Stimme rief: „Ma tante, ma tante!

Trösten Sie mich, es ist gräßlich, abominable, unverzeihlich!"

Jetzt erst erkannte sie, daß ma tante nicht allein war, warf einen rapiden Blick auf den jungen Mann und machte ihm einen flüchtigen Knix.

„Herr Wichmann Trautretter, Drossart von Zeyst!" präsentirte die Stiftsdame etwas förmlich. „Meine Nièce, Fräulein Berengaria von dem Bussche!"

Tiefe Verbeugung und leichter Knix.

„Setze Dich, Nichte, und laß uns Deinen Kummer hören, dann soll Dir Trost werden, wenn's nicht überhaupt nur ein Vorwand war mit dem Trost, und das ganze Absehen nicht lediglich auf meinen süßen Wein und mein Mandelbrot gerichtet war!"

Die alte Dame lachte laut, und die Nichte stellte entrüstet das Weinglas wieder auf die Platte.

So schmollend sah Fräulein Berengaria ganz allerliebst aus; sie trug ihre Taille durch die Schnürbrust eng zusammengepreßt, einen vollen Rosenstrauß am Busen und faltige Spitzenärmel bis auf die Mitte des Unterarms; dazu einen weitbauschenden Reifrock von grauer Seide. Ihr Kopfputz war ganz niedrig und das gepuderte Haar war an der Seite in drei Locken über einander zusammengenommen. Diese Haartracht stand ihr vorzüglich gut zu der etwas vorspringenden Stirne und der steilen Nase, während aus den grauen Augen ihre ganze heitere Seele lachte und der Mund sich schmollend verzog, wie um die weißen kleinen Zähne besser zu zeigen.

Mit einer pathetischen Bewegung zog Fräulein Berengaria einen Brief aus einer Tasche, die sie erst nach einer ziemlichen Weile in den Falten ihres Rockes finden konnte, präsentirte denselben der Stiftsdame und sprach: „Hier ist meine Rechtfertigung!“

„Von wem ist das Schreiben?“ fragte die Stiftsdame, den Brief mißtrauisch betrachtend.

„Von meiner herzliebsten Frau Schwägerin!“

„Herzliebst, Possen! Du liebst Deine Schwägerin ungefähr wie der Hund die Katze, was ich durchaus nicht billigen kann, wenn ich's auch wohl begreife. Was schreibt die Närrin?“

„Lesen Sie, ma tante, lesen Sie!“ bat Berengaria.

„Ich werde mich hüten, kenne das Gekritzel der flamländischen Stute schon, lies Du vor!“

„Ich werde lesen!“ versetzte Berengaria entschlossen. „Uebrigens ist der Brief nicht an mich, sondern an Grand-Maman; aber der Schlag fällt auf mich eben so schwer. Hören Sie! Was das für eine Veränderung ist, meine liebe Großmutter! Sollten Sie jetzt Ihre kleine Bleiche, auf der Sie in Ihrer Jugend so manches schöne Stück Garn und Linnen gebleicht, — sollten Sie den Obstgarten, worin Sie, wie Sie mir oft erzählt haben, so manche Henne mit Küchlein aufgezogen haben, — sollten Sie das Kohlstück, worauf der große Baum mit den rothgestreiften Aepfeln stand, — suchen, nichts von alledem würden Sie finden. Ihr ganzer Krautgarten

ist in Hügel und Thäler, wodurch sich unzählige krumme Wege schlängeln, verwandelt. Die Hügelchen sind mit allen Sorten des schönsten wilden Strauchwerkes bedeckt, und auf den Wiesen sind keine Blumen, die sich nicht auch in jenen kleinen Thälchen fänden. Es hat dieses meinem Manne zwar vieles gekostet, indem er einige tausend Fuder Sand, Steine und Lehm auf das Krautstück hat fahren lassen müssen, um etwas so Schönes daraus zu machen. Aber es heißt nun auch, wenn ich's recht verstanden habe, eine Shrubbery oder ein echt englisches Boskett. Ringsherum geht ein weißes Plankenwerk, welches so bunt wie ein Drellmuster gearbeitet ist; mein Mann hat eine Dornhecke darum ziehen lassen müssen, damit sich die Schweine nicht daran reiben. Von dem Hügel auf der Bleiche kann man jetzt zwei Kirchthürme sehen, und man sitzt auf einer chinesischen Bank unter einem chinesischen Sonnenschirm von vergoldetem Blech. Dicht daneben wird eine chinesische Brücke angelegt, wozu mein Mann das neueste Modell aus England bekommen; ein Fluß wird eigens dazu gegraben und ein halb Dutzend Schildkröten, die darin liegen sollen, sind schon fertig. Jenseits der Brücke, gerade da, wo der Großmutter ihre Bleichhütte stand, kommt ein ganz allerliebster kleiner gothischer Dom zu stehen, weil mein Mann Goderich heißt. Das hat er in Stove in England angenommen, da sind auch so viele Tempel, weil der Besitzer Lord Tempel heißt. Der gothische Dom wird freilich nicht viel größer

werden als das Schilderhaus, worin Onkel Toby mit Korporal Trim die Belagerungen in seinem Garten kommandirte. Sie werden das nicht gut verstehen, weil Sie Tristram Shandy nicht gelesen haben, aber die gothische Arbeit daran wird doch allemal die Augen der Neugierigen auf sich ziehen, und oben darauf kommt ein Fetisch zu stehen. Kurz, Ihr Gärtchen, liebe Großmama, gleicht jetzt einer verzauberten Insel, worauf man alles findet, was man nicht darauf sucht, und von dem, was man darauf sucht, nichts findet. Möchten Sie doch hierherkommen, um sich alle diese Hexereien anzusehen. Sie waren sonst eine so große Bewundererin der Bären und Pfauen am Taxus, womit sonst fürstliche Gärten geschmückt wurden, was für ein Vergnügen würde es nun nicht für Sie sein, zu sehen, durch welche erhabenen Schönheiten diese altfränkischen Sachen verdrängt wurden! Sie müssen aber bald kommen, denn wir werden noch vor dem Winter nach Schevelingen reisen, um den englischen Garten zu sehen, welchen der Graf von Bentinck dort auf den Sanddünen angelegt hat. Alles, was die Größe der Kunst dort aus dem elendesten Sande gemacht hat, das, denkt mein Mann, müsse auf gutem Ackergrunde gewiß gerathen, und er bedauert nichts mehr, als daß er die Sandhügel so mühsam anlegen muß, welche dort die See aufgespült hat. Von Schevelingen gehen wir dann vielleicht nach England und so weiter nach China, um die große eiserne Brücke, den porzellanenen Thurm von

vier Stockwerken und die berühmte Mauer in Augenschein zu nehmen, nach deren Muster mein Mann noch etwas hinten bei dem Stück leeren Busche, wo Sie ihre Krausemünze stehen hatten, anzulegen gedenkt. Wenn Sie aber kommen, so bringen Sie uns doch etwas weißen Kohl mit, denn wir haben hier keinen Platz mehr dafür —"

Die Stiftsdame brach in ein helles Gelächter aus, als die Vorlesung dieses Briefes beendet war, die Vorleserin hatte Thränen in den Augen, lachte aber gleichwohl von ganzem Herzen mit. Der Drossart aber kämpfte ritterlich mit dem Reiz zum Lachen, bis die Küsterin rief: „Ei, so lache Er doch, Drossart, lache Er, damit Er nicht noch erstickt!" Da platzte er denn auch los und zwar ordentlich.

„Aber weshalb weinst Du denn, Berengaria?" fragte die Stiftsdame, als einige Ruhe eingetreten war.

„Ich weine, weil sich Grand-Maman ärgert, ich weine, weil Goderich ein so großer Esel ist, und endlich weine ich, weil diese Schwägerin meinen Bruder als einen noch größeren Esel erscheinen läßt, als er schon ist."

„Laß es gut sein, Schätzchen, ist nicht so schlimm, wie es aussieht," tröstete die Tante. „Meine gute Christine weiß schon, woran sie ist und hat bei Zeiten einen Riegel vorgeschoben. Viel können diese Anglomanen nicht verderben auf der Hufe in Tergost, die sie ihnen überlassen hat; reisen können sie nicht,

denn sie haben kein Geld und Christine giebt ihnen keins. Was aber Deinen letzten Grund betrifft, so wissen die Leute lange schon, daß Dein guter Bruder kein Adler ist und daß Goderichs Weib noch mehr Goderich als er selbst."

Uebrigens ließ sich Fräulein Berengaria überaus leicht trösten; sie plauderte bald wieder so heiter, so harmlos und doch so anmuthig, daß dem Drossart wirklich der Mund offen stehen blieb dabei, so schlecht das auch aussehen mochte; er hatte niemals eine junge Dame sich mit solcher Leichtigkeit bewegen sehen wie Fräulein Berengaria.

Die Konversation war im besten Gange; die Stiftsdame bemerkte, daß Kurbraunschweig lediglich daran schuld sei, daß zu dem alten Laster der Gallomanie jetzt das neue Laster der Anglomanie im deutschen Reich in Schwange gehe; die Nichte stellte fest, daß beim Lachen der Männer immer der Vokal a zu hören sei, beim Lachen der Frauen aber der Vokal i, wozu denn der Drossart wieder etwas pedantisch bemerkte, der Vokal e deute beim Lachen auf Indifferenz, der Vokal o auf Rohheit, der Vokal u aber auf Wahnsinn. Die Küsterin schüttelte den Kopf, schnupfte und murrte: „Possen!" Und sie würde gewiß noch mehr gesagt haben, wenn nicht in diesem Augenblick der rothe Pfeffer wieder unter der Thüre erschienen wäre.

Die Stiftsdame blickte befremdet um.

„Der Herr Lieutenant von dem Bussche wünschen aufzuwarten!“ meldete Pfeffer.

„Bitte einzutreten!“ sprach die Stiftsdame gemessen.

„Ah, der Vetter Sittich!“ rief Fräulein Berengaria und wurde blutroth.

Die Küsterin drohte der Nichte mit dem Finger und machte ein sehr ernsthaftes Gesicht.

Der Drossart erhob sich, um seinen Besuch zu beenden; die Stiftsdame aber befahl sofort herrisch: „Er bleibt mir hübsch sitzen, Drossart; ich habe noch mit Ihm zu reden, wenn ich die junge Verwandtschaft abgefertigt habe!“

Herr Sittich von dem Bussche war ein hübscher Dragonerofficier und sah auch ganz martialisch aus mit seinen schwarzen Augen und gepuderten Locken; er schien aber der gnädigen Tante Ledebur gegenüber gar keine besondere Courage, sondern etwas wie ein böses Gewissen zu haben.

„Ist Er allein gekommen, Vetter Sittich?“ fragte die Küsterin, eine sehr energische Prise nehmend, mit einer Stimme, der man etwas Sauersüßes anmerkte.

„Nein, ein paar Kameraden sind mitgeritten!“ stotterte der Herr Lieutenant.

„Sie werden wohl Tanten und Cousinen im Bergerstift haben?“ Die Frage mußte sehr unangenehm für den braven Dragoner sein, er stotterte ein „Ja!“, das ganz seltsam klang.

Fräulein Berengaria schaute verwundert bald auf die Matante, bald auf den Herrn Vetter Sittich.

„Kennt Er das alte Sprichwort, Vetter, von unserem Stift? Da Er's nicht kennt, so will ich's Ihm sagen. Es lautet: „Sachsenstadt und Weiberstift, da wo der Fuchs die Gänse trifft!“ Ja, ja, Vetter Sittich von dem Bussche, Gänschen mögen wohl hie und da vorkommen im Stift; daß Er aber kein Fuchs ist, das will ich Ihm schriftlich geben, wenn Er's als Ausweis benutzen will!“

Die alte Dame lachte ziemlich boshaft und nahm eine Prise, der Lieutenant aber war geradezu vernichtet; der Drossart hatte nichts begriffen, er schaute ziemlich einfältig drein; Fräulein Berengaria aber hatte sofort begriffen, daß sich der Herr Vetter Sittich eine schwere Inkonvenienz hatte zu Schulden kommen lassen und daß ihn die alte Dame dafür bestrafe. Resolut genug stellte sie sich auf die Seite des Stiels, wo solche Peitschenhiebe fielen, und machte dem Herrn Lieutenant ein sehr stolzes und vornehmes Gesicht.

Herr Sittich von dem Bussche hatte nämlich jüngst ein paar Kameraden, die auch Verwandte im Stift hatten, aufgefordert, nach dem Stift zu reiten, und hatte sich dabei im Uebermuth der guten Laune jenes Reims bedient, den er jetzt so schwer büßen mußte. Er war zufällig belauscht worden und zwar durch einen der Dienstleute des Stifts, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als seiner nächsten Vor-

gesetzten, der hochwürdigen Küsterin, Meldung von so leichtsinniger Lästerung zu thun.

Der Lieutenant hatte von vornherein eine dunkle Ahnung davon gehabt, daß er belauscht worden, es beugte sich denn auch mit vollem Schuldbewußtsein unter die strafende Hand der alten Dame, die übrigens nicht zu hart traf, denn sie begnügte sich mit diesem Hinweis, der übrigens vollkommen genügte, den jungen Herrn vorsichtiger zu machen.

Jetzt brachte der rothe Pfeffer zwei mit brennenden Kerzen besteckte blanke kupferne Armleuchter herein, denn es war fast dunkel geworden; es sah aber wirklich ängstlich aus, wie die Schwäche des alten Mannes das Hereinbringen möglich machte. Nur die Küsterin sah ihren Getreuen dabei aufmunternd und zustimmend belohnend an.

Es war eben wieder ein Stück Koketterie ihrer Art.

Ziemlich herrisch befahl die Dame jetzt ihren beiden jungen Verwandten, zusammen eine Partie Schach zu ziehen. Sichtlich höchst befriedigt eilte der Dragonerlieutenant, der Cousine den Arm zu bieten, um sie zu einem Schachbrett zu führen, das die ganze Platte eines kleinen Tisches völlig einnahm; Fräulein Berengaria ließ sich sehr bitten, bevor sie die Spitzen ihrer weißen Finger auf den Arm des Cousins legte: das war auch Koketterie — es war aber doch von der Koketterie des Fräuleins Agneta Ledebur ein hübscher Schritt bis zu der des Fräuleins Berengaria

von dem Bussche, und doch war die eine nicht so sehr verschieden von der anderen.

Während nun die beiden Verwandten die Schachfiguren aufstellten, legte sich die Stiftsdame weit vor über ihren Tisch, so daß sie dem Drossart gerade ins Gesicht sehen konnte, und sprach: „Er weiß, Drossart, daß die von Ledebur eine große Sippe sind?“

„Eine jüngere Linie der alten Grafen von Ravensberg, dargethan durch das gleiche Wappen —“

„Genau so,“ unterbrach ihn die Stiftsdame höhnisch, „wie es auf dem Sparenberg, rectius Sparrenberg, über Bielefeld hängt; ein Graf von Ravensberg sprach zu seinem jüngeren Sohn: „Lede Du de Buren!*)“, d. h. er machte ihn zu einem Drosten, da haben wir Wappen und Namen. Er war mal wieder unfrei und pedantisch, Drossart, konnte sich's nicht versagen, seine genealogische Weisheit anzubringen. Konnte Er sich denn nicht denken, daß die Leute einer von Ledebur das Zeug bis zum Ueberdruß vorgesprochen? Ueberdem ist mir die Sache gar so bestimmt noch nicht vorgekommen; das gleiche Wappen kann auch auf andere Umstände zeigen als auf die Verwandtschaft; oder ist diese Stadt Herford vielleicht auch eine Cousine der Herren von Quernheim, weil sie mit ihnen einen rothen Balken im silbernen Felde führt? Und mit den

*) Leite Du die Bauern!

„Leden der Buren" ist's nun mal gar nichts, denn mein seliger Vater schon hat mir verrathen, daß in unseren ältesten Urkunden der Name „Leydebur" geschrieben wird. Sieht Er, mein lieber Drossart, ich bin mein Lebtag nicht unzufrieden gewesen, daß ich ein Fräulein von altem Adel bin, aber auf die zweifelhafte Abkunft von Ravensbergischen Grafen habe ich mir niemals etwas eingebildet. Possen! Jetzt aber lasse Er mich zur Sache kommen; wenn ich vorher von der großen Sippe der Ledebure sprach, so wollte ich darauf kommen, daß eine große Verwandtschaft zuweilen recht nützlich werden kann. Der junge Lieutenant da will meine Cousine Berengaria zum Weibe nehmen, wie Er wohl schon gemerkt haben wird, sie will ihn vielleicht auch und wahrscheinlich werden sie sich auch bekommen. Possen! Nun, der Vetter Sittich hat einen Mutterbruder, welcher General in sardinischen Diensten war und zu Turin lange Jahre in Garnison stand, auch am königlichen Hofe dort wohlgelitten war und noch in gutem Andenken dort steht. Was meint Er, wird mir der junge Mensch Empfehlungsbriefe für den Drossart von Zeyst nach Turin geben, wenn der einen fremden Hof besuchen wollte? Ich denke, er wird mir so viele Empfehlungen geben, als ich irgend wünsche. Possen! Darum sprach ich vorher von der großen Sippe der Ledebur!"

Die hochwürdige Dame nahm eine Prise und putzte ihre Agatdose, der Drossart aber hatte gerade

Zeit genug, sich hier durch eine Verbeugung zu bedanken und seine Worte zu sparen.

„Noch eins wollte ich mit Ihm besprechen, Drossart,“ fuhr die geistliche Dame fort. „Ich weiß, daß Er ein vermögender oder reicher Mann ist, ich weiß aber auch, daß sein Lehmann Adam Türcke fast Alles, was er bei Bewirthschaftung Seines Gutes gewinnt, anlegt, um Sein Gut zu vergrößern und abzurunden. Zum Reisen aber braucht Er Geld und abermals Geld und zum dritten Male Geld. Hat Ihm Seine selige Mutter gesagt, daß sie mir dreihundert Dukaten für Ihn aufzuheben gegeben hat?“

„Nein, die selige Mutter hat mir nichts von diesen dreihundert Dukaten gesagt, auch findet sich nichts schriftlich darüber!“ sprach der Drossart erstaunt.

„Nun, daß sich nichts Schriftliches darüber finden würde, ließ sich denken!“ meinte die Stiftsdame gleichmüthig. „Aber ich dachte, daß die Mutter davon gesprochen haben würde. Also, bevor Er Seine Reise antritt, wird Er die dreihundert Geharnischten als Geleitsreiter bei mir abholen. Es ist mir sehr lieb, daß ich dieselben bei dieser günstigen Gelegenheit aus dem Quartier loswerde, denn bei meinem hohen Alter kann mir jeden Tag etwas Menschliches begegnen, und Niemand kann für das stehen, was nach seinem Tode passirt, wenn er's auch durch einen noch kniffliccheren Advokaten, wie Sein Larkensparer einer ist, festsetzen ließe. Und wie steht's denn sonst mit

Seinen baaren Mitteln, Drossart, kann ich Ihm etwa zu Hilfe kommen?"

Der Drossart dankte unnöthig wortreich und meinte, daß er an den etwas über tausend Gulden, die er baar in seiner seligen Mutter Truhe gefunden habe, ausreichend genug haben werde, da der Lehmann vierteljährlich 600 Rthlr. an das Haus Laer zu Bielefeld zahlen werde, von dem er diese Summe dann nach Bedürfniß durch Wechsel beziehen wolle.

„Es ist mir ein Trost," sagte die Küsterin sinnend, „daß Er die dreihundert Dukaten außer Seinen tausend Gulden hat, und wenn Er mir folgt, so richtet Er sich mit Seinen Wechseln auf mindestens achthundert Thaler im Vierteljahr ein. Sein Vermögen kann das recht bequem tragen, und Er weiß gar nicht, in was für Ausgaben Er an fremden Orten kommen kann. Aber ich weiß das erstlich von meinem Bruder her in alten Zeiten, dann aber von Neveus und Großvettern her. Er wird an fremden Orten als Cavalier auftreten, wie Er denn auch als solcher ganz wohl betrachtet werden kann; die Erhebung in den Adelstand, Possen! macht wahrlich keinen Cavalier. Sein Vater und Sein Großvater haben schon von ihrem freien Grundbesitz gezehrt, haben in Cavalier-bedienungen gestanden und gelehrte Bildung gehabt. Auch ein Erbtitel wie Sein Drossart von Zeyst wiegt nicht allzu leicht bei solcher Betrachtung. Es giebt schlechtere Edelleute, die sich für was Rechtes halten. Nun, gehabe Er sich wohl, Drossart, ich wünsche Ihm

Glück zu Seinem Vorhaben, und wenn ich Ihm noch in irgend einer Weise nützen kann, so komme Er nur dreist ins Bergerstift."

Die geistliche Dame stand auf und reichte dem Drossart die Hand zum Kuß; auch Fräulein Berengaria, vielleicht mit in der lobenswürdigen Absicht, den Vetter Sittich zu ärgern, beeilte sich, dem Abschiednehmenden die Hand zum Kuß zu reichen und ihm in ihrer artigsten Weise gute Nacht zu sagen.

Ja, die Boshafte sprach, als der Drossart das Gemach verließ, noch zu ihrem Schachspielpartner: „Nicht wahr, ein schöner Mann? Ein schmucker Cavalier?"

Der Herr Lieutenant aber war klug genug, nichts auf diese Herausforderung zu erwidern.

Viertes Capitel.

Unter dem Sparrenberge.

Wohl unter dem Sparren, wohl über dem Berg,
Das ist die Festung von Ravensperg.

Bei der umständlichen und höchst pedantischen Art und Weise, mit welcher der Drossart von Zeyst die Vorbereitungen zu seiner Reise behandelte — ich glaube, der junge Mann ist über fünfzig Jahre! hatte der Stadtschreiber Larkenspar kopfschüttelnd gesagt — war denn doch der Sommer ziemlich hingegangen und die Stürme der Herbsttag= und Nachtgleiche bliesen schon ganz lustig durch das Fürstenthum Minden, die Grafschaft Ravensberg und auch andere Länder, bevor sich der Drossart zur Abreise und zunächst nur nach Bielefeld entschloß. Auch hatte ein Reisegefährte nach Nürnberg, der sich von Bielefeld aus anbot, eine sehr weitläufige Korrespondenz zu Wege gebracht.

Vielleicht wäre es jetzt auch noch nicht zur Abreise gekommen, wenn nicht eben die Trotzenburgische

Hochzeit zu gutem Glück eingefallen wäre und sie erzwungen hätte. Der Drossart hatte keine Ahnung davon, daß die Bielefeldische Cousine gar nicht darauf gekommen wäre, ihn zur Hochzeit ihrer Tochter einzuladen, wenn nicht Salome Tugendreich Trotzenburg aus Herford sie dazu fein genug beredet hätte. Die lustige Jungfer Salome war denn richtig schon seit Wochen nach Bielefeld übergesiedelt, um bei Ausstattung und Hochzeit zu helfen und der Tante dann die Tochter zu ersetzen. Es war ihr übrigens ziemlich leicht geworden, ihre Tante zur Einladung des Drossarts zu bewegen, denn die Kaufmannsfrau war über die Maßen eitel, und der Erbtitel des Drossarts klang doch fast wie ein Adelstitel, dafür durfte die Verwandtschaft schon ein wenig weitläufiger sein. Daß der junge Mann aber die Einladung annehmen werde, das wußte Salome schon, dazu kannte sie den pedantischen Herrn Vetter gut genug.

Was aber wollte sie mit ihm in Bielefeld? Sie hatte doch hinlänglich Gelegenheit gehabt, sich davon zu überzeugen, daß dieser nichts als eine tiefe Gleichgültigkeit für sie im Herzen trage? Jungfer Salome war eben eins von jenen eigensinnigen Frauenzimmern, welche durchaus den Mann haben wollen, den sie sich eingebildet haben, und die dreist ihre Hand auf das legen, was sie als ihr Eigenthum betrachten. Uebrigens war Salome klug genug, um nichts ertrotzen zu wollen, aber sie hätte etwas, was die meisten Frauenzimmer nicht haben, nämlich Geduld.

„Ich bin achtzehn Jahre, kann also warten!“ damit tröstete sich die Jungfer Trotzenburgin.

Heute endlich, an einem hellen aber stürmischen Septembertage war Wichmann Trautretter abgeritten von dem Giebelhause auf der Lübberstraße; die alte Wasserfuhrsche hatte beim Abschiede ganz entsetzlich gehustet, das Türkenweib hatte geweint, der alte Türcke beinahe auch, und der Drossart hatte der Türkenrose einen Kuß gegeben, einen wirklichen Kuß, auf den er ganz gewaltig stolz war, den sie aber als etwas sehr Gleichgültiges betrachtete. Die ganze Hausgenossenschaft hatte vor der Thür gestanden und hatte ihm nachgesehen, und viele Leute aus Herford hatten ihm ein gutes Abschiedswort nachgerufen, als er mit nassen Augen davon klepperte.

Mit einem weiten braunen Roquelaure war er angethan, die eine Krempe des Hutes fiel fast drohend in die Stirn, und ein breiter Raufdegen mit kupfernem Korbe klirrte gefährlich gegen den Sporn des Reiters, dessen starkes schönes eisengraues Roß außer dem Mantelsack ein Paar Halftern trug, aus denen die Kuchenreuterschen Pistolen ganz verdächtig ihre Kolben herausstreckten.

Neben Roß und Reiter her trabte sehr munter Truewart, der edle braune Hund, und hinter beiden her ritt auf dem „kleinen Braunen“ Tetzlaff, der gute Türkensproß, im grauen Mäntelchen, mit einem sehr blank geputzten und scharf geschliffenen Franzosensäbel bewehrt.

Die Geschichte der Erwerbung dieses Säbels war sehr interessant, aber entsetzlich lang, zumal wenn sie Tetzlaff vortragen sollte, der ein recht zurückhaltender und maulfauler Westfale war und sich stets anstellte, als müsse er diese Geschichte als ein Staatsgeheimniß behandeln.

Was sich Tetzlaff nun dachte, als er so in seinem Gott vergnügt hinter seinem Drossart herritt, können wir nicht errathen, jedenfalls qualmte er ganz unverdrossen einen Tabak dazu, der nicht eben besonders gut roch.

Wichmann dagegen fühlte sich in sonderbarer Weise befreit von all den tausend kleinen Sorgen, von denen er sich in den letzten Tagen gequält gefühlt hatte; er ritt auf der ihm ganz wohl bekannten Landstraße von Herford nach Bielefeld dahin, als befinde er sich nahe an hundert Meilen entfernt von seiner Vaterstadt und war vollkommen bereit, das erste Dutzend der Abenteuer, die den Reisenden in fernen Landen zu begegnen pflegen, entgegenzunehmen.

Da ihm nun aber gar nichts begegnete, nicht einmal ein anderer Reisender, und nur der Wind ihm ziemlich unhold entgegenschnob, so versank er nach und nach in immer tiefere Träumereien.

Zuerst sah er sich in Nürnberg und Altdorf; dort gewann er die höchsten Ehren der Wissenschaft; freilich war er rechtschaffen fleißig, aber er wurde auch professor publicus ordinarius, Autor vieler Bücher und kaiserlicher gekrönter poeta und Pfalzgraf, der

mit der kleinen Komitive belehnt war. Plötzlich änderte sich die Scene: er befand sich an einem Hofe, an dem der Pfalz, Zweibrücken nämlich, denn auf diesen hatten ihn die editiones Bipontinae aus dem gelehrten Traume gebracht; kurz, er war an einem Hofe und zwar Kanzler, erster Minister, denn er decretirte den Glanz von Hof und Land und sorgte höchst gewissenhaft dafür, daß alle Unterthanen seines Fürsten Sonntags ihr Huhn im Topfe hatten, daß die zweifelhafte Heinrichsage aus Frankreich eine Wahrheit wurde. Dann wechselte die Scene wieder: er war General und kommandirte ein Heer, groß war's nicht, 10,000 Mann etwa, der gute Kerl war selbst in seinem Traume bescheiden, er zog mit diesen zweifelsohne auserlesenen Mannschaften dem großen Friedrich als Succurs zu; er erfocht auf dem Marsche einen Sieg und kam ins Lager, der alte Fritz ihm entgegen mit Pauken und Trompeten. Der König rief: „Umarmen Sie mich, mon cher Drossart, Sie sind nicht mehr mein General, Sie sind mein Freund!“ Dem Drossart aber rann wirklich eine Freudenthräne über die runde Wange.

Seltsam war es, daß am Schlusse des gelehrten Traumes eine weibliche Gestalt vorkam, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der Türkenrose hatte; das mochte wohl eine Folge der so heldenkühn applicirten Abschiedsküsse sein! Den zweiten Traum, den von seinem die Menschheit beglückenden Kanzleramte, krönte wiederum eine Dame, die eine entfernte

Aehnlichkeit mit Fräulein Berengaria von dem Bussche hatte. Das Fräulein hatte im Bergerstift ihm nicht umsonst so gnädig die hübsche kleine Hand zum Abschiede gereicht. Auch in dem kriegerischen Traume kam hinter dem Könige her noch eine weibliche Gestalt, welche den Sieger mit einem Lorbeerkranze und einem Kusse beglückte, aber der arme Drossart vermochte aus Mangel an mehrerer Damenbekanntschaft mit dem besten Willen nicht, ihr eine Aehnlichkeit zu verleihen.

Als er sich noch Mühe damit gab, galoppirte ihm ein Reiter entgegen, der den Träumer erst entdeckte, als er dicht vor ihm sein Roß, einen hübschen Fuchs, parirte und das halbrunde Kaskett grüßend vor dem Drossart zog, der zuerst nicht wußte, ob der Reiter noch zum Traume oder in die Wirklichkeit gehöre.

„Ich habe ohne Zweifel die Ehre, den Herrn Drossart von Zeyst zu begrüßen?“ fragte der bleiche hübsche Junge, sich mit seinem Scharlachmantel wieder drapirend, den ihm der Wind von der Schulter gezerrt.

„Ich bin der Drossart,“ so bemerkte Wichmann ziemlich kurz, denn er war verdrießlich über den gestörten schönen Traum.

„Und ich bin Ihr zukünftiger Reisegefährte,“ rief der bleiche Reiter lachend, „ich habe die Ehre, mich selbst vorzustellen: Eitel Kobes Dreßler zu Rossau.“

„Ist mir sehr angenehm!“ bemerkte der Drossart kühl und kurz.

Herr Jakob, denn Kobes ist auf frankfurtisch Jakob, Dreßler zu Rossau brachte den schlanken Fuchs neben den starken Eisengrauen des Drossarts und sprach leicht: „Die Herren von Laer sagten mir, daß der Herr Drossart heute herüberkommen würden; ich beeilte mich, Ihnen entgegenzureiten, um Ihnen die Honneurs dieses Nestes zu machen, das die Ehre hat, sich meine Vaterstadt zu nennen. Sie werden hier noch der Hochzeit der Demoiselle Trotzenburgin, sehr aimables Frauenzimmer, beiwohnen; beharren aber hoffentlich noch auf dem Entschluß, daß wir heute über acht Tage nach Nürnberg abreisen?“

„So ist es!“ nickte der Drossart lächelnd und zustimmend, der entschieden um so mehr Gefallen an der kecken, frischen und freien Art seines künftigen Reisegefährten fand, als sie von seiner Art gänzlich verschieden war.

Man konnte sich unmöglich zwei größere Gegensätze denken; der eine leichtlebig uud leichtsinnig, offen und oberflächlich, der andere steif und verschlossen, pedantisch aber phantasievoll, beide eitel, der Dreßler aber nur auf das, was er scheinen, der Drossart aber auf das, was er sein wollte.

In der ersten Viertelstunde hatte Eitel Kobes Dreßler dem Drossart seine ganze Lage und Situation anvertraut. Man bestritt ihm die Adelsqualität. Sein Großvater hatte ein schönes leibeigenes Weib

geheirathet, die zum Gute des Herrn von Brackel gehörte; sie war in Frankfurt lutherisch geworden und ihr Gemahl war ihr gefolgt, war aber klug genug gewesen, sein Lehngut bei der Abtei Kempten vorher dem nächsten Vetter gegen eine gute Entschädigung abzutreten. Die Dreßler zu Rossau waren Erb-Dreßler, d. h. thesaurarii oder Schatzmeister der gefürsteten Abtei Kempten. Der Vater des Eitel Kobes hatte das gerettete Vermögen durchgebracht, dann eine wohlhabende Kaufmannswittwe in Bielefeld geheirathet, einen Sohn mit ihr gezeugt und eiligst auf einer Jagd im Lüneburgischen den Hals gebrochen. Jetzt war auch die Mutter todt, und Eitel Kobes stand noch unter der Vormundschaft eines mütterlichen Oheims. Er sollte studiren, Advokat werden, denn er hatte zwar noch einige Tausend Thaler Erbe, aber nicht genug, um als Cavalier davon zu leben; überdem bestritt man ihm den Adel, weil seine Großmutter ein leibeigen Weib gewesen. Das alles erzählte Eitel Kobes dem künftigen Reisegefährten im ersten Anlaufe so zu sagen.

Dem Drossart war das alles neu und fremd, aber es gefiel ihm doch, die Rosse Beider gingen gleichen Tritt, der Drossart bemerkte es wohl, der Dreßler aber sagte es sofort.

„Ich denke ein sehr lustiges Leben in Altdorf zu führen,“ schwatzte der Enkel der schönen Leibeigenen in bester Laune, „außer Fechten und Tanzen, in welchen Stücken ich mich durchaus vervollkommnen,

Meister werden will, denke ich ja nichts zu arbeiten oder zu studiren. Sie glauben nicht, Monsieur Drossart, was man mich etliche Jahre daher auf dem Gymnasium mit gelehrtem Krame geplaget und vexiret hat; ich habe diese Gelehrsamkeit satt bis an den Hals, fast eben so satt, wie diese meine liebe Vaterstadt, in der ich bekannt bin wie ein bunter Hund, wo ich keine Flasche Wein mit den Genossen trinken und zu keinem hübschen Mädchen schleichen kann, ohne daß es nicht an die große Glocke geschlagen, dem Vormund zugetragen und von hundert Weibern beklatscht würde. Eine Weile trotzte ich dem Gerede, aber Bielefeld ist stärker als ich, zuletzt habe ich mich unterworfen, ich trinke nicht mehr mit den Schulfüchsen, der Wein war ohnehin gar zu sauer und ich gehe auch nicht mehr zu Riekchen, zumal die sich an einen Schneidergesellen gehängt, der sie zu heirathen versprochen. Kurzum, meine conduite war exemplarisch, aber glauben Sie, Monsieur Drossart, daß mir das auch nur das Allergeringste geholfen hat? Im Gegentheile, die alten Weiber, die im Unterrocke sowohl wie die in Hosen, erzählten immer scheußlichere Geschichten von mir, so daß sich denn endlich mein würdiger Oheim und Vormund entschlossen hat, mich nach Altdorf zum Studiren zu schicken. Studiren? Nun ja, der Alte soll sich garstig verrechnet haben; ein Bielefelder Stadtkind ist Professor in Altdorf, der ist befreundet mit dem Oheim, ich glaube, allein dem zu Liebe werde ich nach Altdorf geschickt. Hat

der Gelehrte hübsche Töchter, so will ich als eleganter Cavalier gern in sein Haus kommen, in sein Kollegium aber komme ich sicher mit keinem Schritte."

Hier konnte sich der gute Drossart doch nicht enthalten, zu bemerken, daß es doch mit dem Advokatwerden schlimm aussehen könne, wenn der Herr Kobes in gar kein Kollegium komme und gar nicht studire. Da brach der Dreßler aber in ein helles Gelächter aus und fragte, ob sich denn Monsieur Drossart einbilde, daß er den Plänen seines Oheims nachleben werde.

„Ja, aber was wird denn aus Ihnen, Monsieur Dreßler? Sie sagten mir doch, daß Ihnen kein ausreichendes Vermögen zur Seite stehe?" fragte Trautretter höchst ehrsam.

„Pah," rief der Reisegefährte, „für einige Jahre reicht es noch und dann, nun bei meiner Figur kann es mir gar nicht fehlen, daß ich eine Stellung als Hofcavalier finde. An Empfehlungen mangelt es mir gar nicht, denn meine Vetterschaft ist groß genug, und wenn ich von den Herren Vettern nichts als Empfehlungen verlange, so sind sie froh genug, mich damit abfertigen zu können."

Dem Drossart gefiel freilich das leichtsinnige Wesen des künftigen Reisegefährten gar nicht, aber ihm gefiel die Art und Weise seines Auftretens gar sehr, und er war ganz zufrieden mit dieser Acquisition.

„Siehe da, Bielefeld!" rief der Dreßler pathetisch, „hübsch genug liegt sie da, die alte Kokette, aber es

ist eitel Schminke, Außenputz, denn drinnen ists gar zu wüst und langweilig!"

Damit fertigte dieser böse Sohn Bielefelds die überaus anmuthige Lage seiner Vaterstadt ab. Weich und duftig schwangen sich in die Runde Osning und Egge mit ihren lieblichen Bergen; lieblich buchtete sich das Thal aus im Südwesten, wo die Lutter entspringt; nordwestlich erhob sich der Johannisberg und nordöstlich ragte, wie ein Kämpe vergangener Tage, der Sparemberg auf mit seinen Rondelen und Bastions, seinen Linden und Eichen, Kastanien und Birken dazwischen.

„Da oben hat der große Kurfürst oft gesessen und freudig auf sein liebes Spinner- und Linnenland, wie er die Grafschaft Ravensberg gern nannte, hinab geblickt, dort oben hat die Kurfürstin Dorothea dem Helden von Brandenburg zwei Kinder geboren und die Ravensberger können sich darum rühmen, dem Herrscherhause näher zu stehen, als viele andere Provinzen!"

Der Drossart sagte das mit etwas steifem Tone, aber doch mit warmem bedächtigem Patriotismus; der Dreßler sah ihn einen Augenblick erstaunt an, denn er begriff ihn nicht. Freilich war auch er in diesem Lande geboren, aber er war doch kein Ravensberger, kein Preuße. Es lag bei ihm nicht im Blute, es war in ihm noch der Edelmann aus dem Reiche mächtig, der Vasall des geistlichen Fürsten, der Mensch aus dem Süden, und die Erziehung hatte bei ihm

nichts dafür gethan, das preußische Wesen zu wecken und zu entfalten.

Er begnügte sich, die warme patriotische Wallung des Drossarts mit der nüchternen Frage niederzuschlagen: „Wissen Sie nicht, Monsieur, woher die Namen: Marienrondel, Windmühlenrondel und Schusterrondel kommen?"

Der Drossart wußte es nicht, antwortete demnach gar nicht, versuchte es aber noch mit einem zarten patriotischen Anlaufe, für den er aber kein Verständniß fand, denn der Dreßler sagte, ihn gänzlich mißverstehend: „Verzeihen Sie, Monsieur Drossart, der König hat, als er hier war, gar nicht auf dem Sparemberge gewohnt, sondern in der Pottenau, ich weiß das von meinem Ohm, der selbst in der Pottenau zur Aufwartung gewesen ist."

„Ich weiß, ich weiß wohl," entgegnete der Drossart unwillig, „der große König brachte damals den Trinkspruch aus:

Aufrichtig gegen Jedermann,
Vertraulich gegen wenig;
Viel gedacht, wenig gesagt,
So macht es Euer König.

Aber er sagte noch etwas damals, es war 1755, das nachher bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges Bedeutung bekam. Er sagte nämlich zu den Officieren des Regiments von der Marwitz: „Meine Herren, bald werden wir uns im Grünen sprechen!" Der Regierungsrath Pott, dem die Pottenau gehörte, hat

übrigens erzählt, daß der große König sich sehr an der anmuthigen Lage Bielefelds erfreut und dann bis tief in die Nacht ganz wundervoll Flöte geblasen habe."

Der Drossart war wieder in patriotischer Wallung, da ihn aber ein Blick auf das völlig unbekümmerte und theilnahmlose Antlitz seines Gefährten davon überzeugte, daß er in den Wind rede, so schwieg er stille und labte sein Auge an den weichen Contouren des Johannisbergs und des Sparrenbergs, den die Bielefelder von jeher Sparemberg genannt haben, und an denen eben die Lichter der untergehenden Sonne auf- und abblitzten, während lichtgraues Gewölk sich flockig um die Rondelen ballte.

Die Straße machte plötzlich ein Knie und die Reiter ritten durch das Niedernthor in die Altstadt Bielefeld.

Hier traf sie der erste Aufenthalt, denn der wachthabende Unterofficier examinirte den Herforder ziemlich scharf nach dem Woher? und dem Wohin? entließ ihn jedoch, als er ihm seine Herberge namhaft gemacht.

Dann klepperten sie weiter, drei Mann hoch, die Niedernstraße hinunter bis zum Markte, wo sie an der Sankt Nikolauskirche vorüber kamen, dem ältesten Gotteshause der Stadt, und dem recht ansehnlichen Rathhause mit dem Roenpott, einem Treppenstuhle, von welchem herab Edikte und Verkündigungen vor-

gelesen wurden. Uebrigens war weder die Kirche aus dem dreizehnten, noch das Rathhaus aus dem sechszehnten Jahrhundert ein Bauwerk hervorragender Bedeutung.

Menschen gab's genug auf der Straße, aber man widmete den Reitern keine besondere Beachtung, Kinder höchstens blieben stehen und sahen ihnen nach, den Finger im Munde, wie sich von selbst versteht; der Verkehr war in Bielefeld viel stärker als in Herford; der Drossart war noch so knabenhaft, daß es ihn kränkte, Bielefeld so seiner Vaterstadt überlegen zu finden. Dann ritten sie über den Markt und den Gehrenberg, wo der Dreßler seinem Gefährten ein Haus an der Ecke der Wellenstraße als das beliebteste Weinhaus der Honoratioren von Bielefeld bezeichnete. Ferner ritten die Herren über den Bach in die Neustadt, die breite Straße hinauf, an der schönen Sankt Marienkirche vorüber, wo Otto III. Graf von Ravensberg, der an dieser Kirche ein Kapitel stiftete, mit seiner Gemahlin Hedwig begraben liegt. In dem großen Chore der Kirche, welches Graf Otto 1293 erbauen ließ, ist das schmucke Grabmal beider.

Gerade als das Licht angezündet wurde, hielten die Reiter am Eckhause der Burg- und Kreuzstraße, über dessen Thorfahrt ein Blechschild mit drei rothen Sparren auf silbernem Grund im Winde schwankte. Das war das Wappen von Ravensberg und das Gasthaus hieß „Zum Wappen von Ravensberg."

Hier empfahl sich zunächst Herr Eitel Kobes zu Rossau dem Drossart mit vielen und wohlgesetzten Worten, brachte sein Roß auf den Papenmarkt in seinen Stall und lief dann auf dem Damm und dem Waldhof nach dem Obernthor, wo er bei der Madame Trotzenburgin, an der Ecke der Obernstraße, dem von Meinderschen Freihofe gegenüber, in dem sich die Bielefelder Legge befand, anzeigte, daß der Drossart von Zeyst glücklich angekommen sei. Der schlaue Bursche wußte sehr gut, daß er sich mit solcher Nachricht sowohl bei der hübschen Braut als noch mehr bei der eitlen Mutter derselben liebes Kind machen werde.

Unterdessen saß der Drossart ab und wurde von dem Wirth des „Wappens von Ravensberg“ mit einer Redseligkeit willkommen geheißen, die gar nicht westfälisch war; während Tetzlaff und der Hausknecht sich der Pflege der Rosse widmeten, leuchtete der Wirth seinem Gast vor eine Treppe hinauf in ein Zimmer, welches unglaublich kahl aussah, denn neben einem schmalen Bettlein bildeten ein Tisch und zwei Stühle, ein Waschtisch und ein ungeheurer Stiefelknecht dessen einzige Ausstattung.

Doch hing an der kahlen Wand ein Bild des großen Friedrich, dessen abscheuliche Färbung durch die patriotische Absicht entschuldigt werden konnte, während die Blindheit des schmalen Spiegels zwischen den beiden Fenstern erbarmungswürdig war, aber auch mit

einer gewissen Strenge aller Eitelkeit Hohn zu sprechen schien.

Der Wirth aber sah aus, als beleuchte er mit einem gewissen Stolz den unglaublichen Comfort dieses vierzehn Tage vorher bestellten Zimmers und schien es durch eine bescheidene Talgkerze in das rechte Licht setzen zu wollen.

Der Drossart war sichtlich verlegen, nicht über die Einrichtnng, die ihm völlig genügte, sondern über den immerfort schwatzenden Wirth, und blickte wie Rath suchend auf den edlen Truewart, der sich, ermüdet vom Wege von Herford hierher, ohne weiteres zum Ausruhen niederstreckte.

Endlich sprach der Wirth: „Ich habe für den Herrn Drossart ein paar Würste zum Abendessen braten und vom Mittag einen Teller Kohl wärmen lassen; der Herr Drossart weiß, daß derselbe gewärmt besser schmeckt, wenn frische Butter daran kommt; wollen der Herr Drossart hier auf der Stube speisen oder mit hinunter in die Bierstube kommen, wo es, so zu sagen, pläsirlicher ist, weil allerlei hübsche Leute gern ihren Abendtrunk bei mir zu nehmen pflegen?“

Das war eine Rettung für den verlegenen Neuling in der Welt; es versteht sich von selbst, daß er dem Wirth wieder hinunter folgte und daß selbst der edle braune Truewart sich etwas verdrossen erhob und ihm folgte. Mit feinem Instinkt mochte das edle Thier die Bratwürste ahnen, welche ihm in den unteren Regionen winkten.

Die versprochenen hübschen Leute beschränkten sich vor der Hand auf drei, welche an einer langen schmalen Tafel in dem niedrigen Gemach so weit von einander saßen, daß sie sich bei der Flamme der einzigen Kerze, welche den Raum erleuchtete, unmöglich erkennen konnten. Doch kamen nach und nach mehrere und füllten die leeren Räume zwischen den dreien, auch trug zur besseren Erleuchtung wesentlich des Wirthes Kerze bei, welche am oberen Ende der Tafel vor dem Drossart niedergesetzt wurde.

Die Gäste, ehrsame Bürger und Meister von der Neustadt Bielefeld, tranken mit kleinen Schlucken aus großen Gläsern ein ziemlich bedenklich aussehendes Bier und rauchten einen Tabak dazu aus kölnischen Gypspfeifen mit Federspulen als Mundstücken, der jedenfalls als ein kräftiges Kraut zu bezeichnen war. Uebrigens blieben diese guten Leute vollständig stumm und begnügten sich, den fremden Gast anzustarren; in der That schwatzte der Wirth für sie alle zusammen.

Nach und nach wurden allerdings einige Redensarten und Stammgastspäße laut, aber ein Gespräch kam doch erst in Gang, als die Wirthin, eine ganz derbe Blondine mit weinerlicher Stimme, die Bratwürste und den Kohl gebracht und empfohlen hatte. Jetzt ließ sich der Drossart einen Krug Bier reichen und leerte denselben in einem Zuge; er war gewohnt, vor dem Essen seinen Trunk zu thun. Das aber ge=

wann ihm die Herzen der Bürger von Bielefeld, die tief im Innern wohl fühlten, daß gehöriger Mannesmuth dazu gehöre, einen so stattlichen Trunk von ihrem Bier zu thun.

Als der Drossart seinen Truewart mit dem noch sehr ansehnlichen Rest seiner Wurst fütterte und für ihn in die Buttertunke große Brotflocken schnitt, vermittelte der gesprächige Wirth schon eine Bekanntschaft zwischen ihm und einem braven Kupferschmied aus der Kesselstraße, der sich sehr einsichtig über die trefflichen Eigenschaften Truewarts aussprach. Das war vollkommen ausreichend, des Drossarts Wohlwollen zu erwerben, denn der Schüler des klugen Magisters Marcellus hatte noch nicht einmal gelernt, dem Lobe seines Hundes, Pferdes, Schwertes oder allem, was sein, zu mißtrauen.

Der junge Mann ließ sich seinen Krug noch einmal füllen, das war etwas so Unerhörtes von einem Fremden, daß jetzt die Bürger und Meister von allen Seiten heranrückten, um mit einem so ausgezeichneten Jüngling nähere Bekanntschaft zu machen.

Freilich hatte dazu der Wirth nicht wenig mitgewirkt durch seine unaufhörlichen Zuflüsterungen; „Der Herr Drossart von Zeyst aus Herford!“ wobei ein so mystisch bedeutsamer Ton auf den Erbtitel des Drossarts gelegt wurde, daß sich die Hörenden eine mindestens neunmal größere Vorstellung von einem Drossart machen mußten, als sich eigentlich rechtfertigen ließ.

Ein Schneider vom Siekerthor, entschieden der Schöngeist der Wirthsgenossenschaft, rückte nun auch mit den unvermeidlichen Bielefelder Stadtwitzen heraus, z. B. Bielefeld habe einen Baum, auf welchem fertige Leinwand wachse; da mußte man denn errathen, daß der Gadderbaum gemeint sei, die Vorstadt, wo Bleiche an Bleiche die ganze Flur weiß zudeckt. Mit patriotischem Feuer wurde von drei heiseren Kehlen angestimmt:

„Weiß, weiß, weiß ist das Linnen,
Glatt, glatt, glatt ist das Geld,
Drum hat auch Rosen
Für viele das Feld."

Der Kupferschmied aus der Kesselstraße unterließ nicht, den Drossart auf das lahme Wortspiel aufmerksam zu machen, das zwischen Bielefeld und „viele das Feld" in der That vorhanden war, während die „Rosen" in ein poetisches Halbdunkel gehüllt blieben.

Als sich der Drossart eine Pfeife angezündet hatte und wacker mitdampfte, verstieg sich ein Nachbar aus der Burgstraße sogar schon zu dem neckenden Spottvers:

„Weiset ein wüstes Loch
Herfords Reichsunterrock,
Zahlen mit blankem Geld
De Wittköppe von Bielefeld."

Das war aber fehlgegriffen; das Gesicht des Drossarts verdüsterte sich augenblicklich, er nahm den Spott auf seine Vaterstadt schwerer als nöthig war

und sagte sehr ernsthaft: „Ist so schlimm doch noch nicht mit dem wüsten Loch, wenn wir in Herford auch das nicht mehr sind, was wir waren. Und mit der Reichsäbtissin wollen wirs immerhin gut sein lassen, sie ist eine Prinzessin von Brandenburg und Preußen, übrigens allen Respekt vor dem Gelde der Herren von Bielefeld!"

Da wurde ein allgemeiner Beifall laut; der Drossart hatte es gewonnen damit, daß er so tapfer und bescheiden zugleich eintrat für seine Vaterstadt, und alle die Bürger von der Neustadt schwuren, „so wahr der Scheffel nur zwölf Metzen habe," der Herr Drossart sei ein ganz kapitaler Mann und werth, ein Bürger von Bielefeld zu sein.

Dabei aber war wieder ein Spaß, denn hier wurde nach dem sogenannten Ledeburschen Scheffel gerechnet und der hatte allerdings nur zwölf Metzen. In Ledeburschen Scheffeln wurden alle Pachtkörner auf das Rentamt auf dem Sparemberge abgeführt.

Um die letzte Spur des Unwillens bei dem Drossart auszutilgen, kam der Schneider vom Siekerthor sofort mit der Reimfrage angestochen:

„Darüber steckt ein Hirschgeweih,
Da klopfe an, thu's dreimal drei:
Der Teufel fährt zum Schlot hinaus,
Denn Gott behütet dieses Haus.
Was ist das?"

Begreiflicher Weise wußte der Drossart das nicht und der Schneider sagte ihm das höchst ernsthaft:

„Das ist der Waldhof!“ während die anderen Meister dazu nickten.

Als nun der Drossart fragte, warum es denn der Waldhof sei, bekam er keine andere Antwort, als daß es eben der Waldhof sei, und die Leute wunderten sich, daß sich der Fremde mit dieser Auskunft nicht zufrieden geben wollte.

Es war das einer der uralten stehengebliebenen Reime, dessen eigentliche Beziehungen und Bedeutung verloren gegangen waren, während sich die Auflösung erhalten hatte. Die Leute sagten sie sich von Kindheit auf vor und ließen sich an dem, was geblieben war, genügen.

Uebrigens war der Waldhof, in der Nähe des Obernthors gelegen, mit den drei Bielerhöfen, die in der Nähe der Nikolauskirche lagen, wahrscheinlich der Stamm der ursprünglichen Stadtanlage. Er war schon vorhanden, als Bischof Hermann von Münster Anno 1202 Bielefeld eroberte, die Mauern der jungen Stadt niederriß und, ganz im Geist der Zeit, die Bielefelder zwang, als Huldigungszeichen alle Eichen in der Nähe der Stadt zu köpfen. Die Bielerhöfe sollen ihren Namen von den „Bieler,“ den Beilen, haben, mit denen sie den Wald rodeten und der Kultur die erste Bahn brachen. Bielefeld würde demnach ein Feld sein, das mit dem Beil für die Kultur gewonnen ist.

Einem sich erhebenden Streit über die Höhe der Hünenburg und des Habichtsberges, die, westlich und

östlich von der Stadt in der Entfernung von etwa einer Stunde, für die höchsten Punkte gelten, lauschte der Drossart als Unbetheiligter; eben so einer hitzigen Erörterung, ob man die Thürme von Paderborn vom Habichtsberge aus sehen könne oder nicht. Dagegen wurde er wieder etwas betheiligt, als der Schneider vom Siekerthor mit etwas belegter biersäuerlicher Stimme sang:

„Die Mädchen von Herford sind rosig und weiß,
Die Mädchen von Halle, die lieben so heiß,
Aber die Mädchen von Bielefeld
Sind die schmuckſten auf der Welt.“

„Und dabei ist des Jobst Leenpesels Frau Meisterin weder von Herford, noch von Halle, noch von Bielefeld, sondern von Schildesche!“ bemerkte der Kupferschmied trocken, worüber sich ein allgemeines Gelächter erhob.

Da aber zufällig erwähnt wurde, daß einer ihrer Bekannten, Namens Ubbelohde, mit „Löwend“ Verdruß auf der Legge gehabt habe, da sah man, wie tief das Interesse am Linnenhandel in alle Verhältnisse Bielefelds eingedrungen, denn alsbald erhob sich ein Hin- und Herstreiten, das so lebhaft geführt wurde, wie man es von diesen sonst so zurückhaltenden und meist älteren Männern kaum erwartet haben würde.

Die Legge ist bekanntlich eine der größten Wohlthaten, welche der große Kurfürst seinem geliebten Spinner- und Linnenlande erwiesen; es war eine Be-

hörde, zu der alles gewebte Linnen gebracht werden mußte, damit sie prüfe, ob es die gehörige Länge und Breite, Dichtigkeit und Feinheit habe. Was probemäßig war, wurde mit dem Stempel der Legge versehen und angekauft, was nicht bestand, wurde eingeschnitten und dadurch für untauglich erklärt. Dadurch wurde dem Bielefelder, dem Ravensbergischen Linnen mit dem Vorzug der Solidität auch ein Vorzug im Absatz gesichert, der sich höchst segensreich erwies. Friedrich der Große hatte die Einrichtungen der Legge noch vervollkommnet und ausgedehnt.

An dem Streit über das Löwend, d. i. eine Art von grobem Linnen, des Nachbars Ubbelohde nahm auch der Drossart Antheil, denn damals war in Ravensberg jeder Spinner, auch das Gesinde des Drossarts spann, und Herford hatte ebenfalls seine Legge.

Nach und nach wurden die Bürger, angeregt durch das Bier und die eigene Unterhaltung, vielleicht auch durch die Anwesenheit des fremden Gastes, heiter und redselig weit über ihre gewöhnliche Art hinaus, und der schöngeistige Schneider begann ein Lied zu schluchzen, bei dem die anderen behaglich nur bei dem Refrain einfielen und ihn durchheulten.

„Der Gohgräf nahm ein junges Weib —
Laß es sein, alter Kerl!
Laß es sein, alter Kerl!
Des Gohgräfs Weib zur Bleiche ging —
Laß es sein, junges Ding!
Laß es sein, junges Ding!

Des Gohgräfs Weib blieb nicht allein —
Junges Ding, laß es sein!
Junges Ding, laß es sein!
Des Gohgräfs Weib und Kränzelein —
Junges Ding, bleib allein!
Junges Ding, bleib allein!
Des Gohgräfs Weib zum Wiesheu kam —
Bleib allein, alter Kerl!
Bleib allein, alter Kerl!
Des Gohgräfs Weib den Heuschreck fing —
Sei nur still, dummes Ding!
Sei nur still, dummes Ding!
Der Gohgräf nahm ein junges Weib —
Heuschreck, alter Geck!
Heuschreck, alter Geck!"

Mehr weinerlich als tragisch hatte der Schneider diese Ballade vorgetragen, und die Meister hatten den Rundreim mit mehr, viel mehr Eifer als Kunst gesungen, aber sie hatten sehr viel Freude dabei gehabt, und siehe da, Monsieur Drossart hat sich am Rundreim nicht nur betheiligt, sondern auch solchen Spaß dabei verspürt, daß ihm die hellen Thränen über das lachende Antlitz flossen.

Tetzlaff, der an einem Nebentisch seinen ewigen Maserkopf rauchte, blickte ganz erschrocken auf seinen ehrenfesten Drossart, der immer so dräuend ausschaute und nun plötzlich ein ganz anderer zu sein schien. Er gab aber durchaus kein Mißfallen kund, sondern vielmehr eine fast ängstliche Unentschiedenheit, ob er das Betragen billigen solle oder nicht. Da war der edle Truewart viel entschiedener, der hatte sich erhoben und

starrte seinen Herrn mit kläglicher Miene an. Das edle Thier fand das Benehmen seines Herrn ganz entschieden höchst beklagenswerth; nur seine exemplarisch gute Erziehung hielt den braunen Truewart davon ab, in ein entsetzliches Jammergeheul auszubrechen. Erst als die klägliche Geschichte von dem jungen Weib des alten Gohgräfen, das den Heuschreck fing, zu Ende war, zog sich der Hund zurück und legte sich sichtlich tief bekümmert ganz allein in eine Ecke.

Einzeln oder paarweise entfernten sich die Gäste des „Wappens von Ravenberg", der Drossart aber nahm von ihnen Abschied wie von alten guten Freunden.

Dann stieg er hinauf in sein kahles Gastzimmer, bemerkte gar nicht, daß Truewart ihn sehr vornehm betrachtete und kopfschüttelnd unter den kalten Ofen kroch, schickte den geschwätzigen Wirth fort und legte sich ermüdet auf sein sehr schmales Lager.

Wie entfernt war dieser Drossart schon von jenem in Herford, der allabendlich die Flöte spielte. bei dem alten Türcke zur Abendandacht ging und sich dann noch redlich bemühte, in die Türkenrose verliebt zu sein!

So war's an einem Herbstabend unter dem Sparemberg!

Fünftes Capitel.

Das kleine Schäfchen.

„Auf eine, die das Ding erprobte,
Kommen immer drei Verlobte.“

Da vor etwa hundert Jahren in Bielefeld die „haabselige und fürnehme Kaufleute und Bürger, die von führnehmen Eltern gebohren“, zum „andern“ Stand gerechnet wurden, so durfte die Trotzenburgische als eine Kaufmannstochter auch bei ihrer Hochzeit nur die Ehren des zweiten Standes beanspruchen, welche durch die Polizeivorschriften des Rathes ganz genau bestimmt waren.

Damals hielt man noch ziemlich streng auf die Einhaltung dieser Vorschriften, aber schon mehr der ansehnlichen Strafgelder wegen, als um der Sache willen.

So hatte denn die Trotzenburgische ihre Hochzeitsgäste nur aus dreißig Häusern bitten dürfen, während der erste Stand aus vierzig Häusern Gäste heischen durfte. „Ausländische Personen“ waren in dieser Zahl

nicht inbegriffen; von außerhalb der Stadt konnten sie daher einladen, soviel sie wollten, hatten es aber bei dem einzigen Drossart von Zeyst bestehen lassen.

Sie hatte es auch bei den vorgeschriebenen zwei Tagen, welche für alle vier Stände galten, bewenden lassen; hatte am ersten Tage um elf, am andern um zwölf pünktlich angerichtet, und am ersten Tage um zwei, am andern um drei die Tafel aufgehoben. Es waren nur die erlaubten sechs Essen gegeben worden, außer Butter und Käse; auch hatte der Hochzeitstanz genau „wenn die Glocke Eilffe schlägt" an beiden Tagen aufgehört. Kurz, es war alles sehr gesetzlich zugegangen, vermuthlich, weil doch auch Glieder des Rathes zugegen gewesen.

Daß keines der Hochzeitspräsente mehr als „zwei, höchstens dritthalben Reichsthaler" werth gewesen, was das Gesetz ebenfalls vorschrieb, müssen wir billig bezweifeln, da wir wissen, daß der Drossart von Zeyst der jungen Frau eine silberne Kinderklapper verehrte, an welcher fünf gehenkelte Dukaten klapperten. Aber freilich, das war ein Familienstück, welches der verstorbene Vater der jungen Frau einst der Mutter des Drossarts zur Hochzeit gegeben; das kam nun auf diese sinnreiche Art zur Familie zurück.

Auch hatte Niemand seine Kinder oder sonst wen von sich zur Hochzeit folgen lassen; das strenge Gesetz machte nur zu Gunsten der noch säugenden Kinder eine Ausnahme, diese allein durften ihren Müttern nachgebracht werden.

Ferner hatte die Trotzenburgin dem ganzen Dienstvolk, dem Hochzeitsbitter, dem Koch, dem Küchenjungen, dem Bierzapfer, dem Tischträger u. s. w. ganz genau nur das gegeben, was das Gesetz verstattete.

Denn so weit ging die väterliche Fürsorge der Obrigkeit damals für die Bürgerschaft, vornehm und gering, daß sie keinem gestattete, freigebig oder großmüthig geleistete Dienste zu belohnen; das Erlaubte zu überschreiten war bei schwerer Pön verboten. Harter Zwang, unerträgliche Einmischung würde uns das heute dünken, aber auch unsere Väter schon empfanden es als drückende Quälerei.

Heute nun, am dritten Tage, erlaubte das Gesetz den jungen Eheleuten ihre Nächsten, als Vater und Mutter, Vormünder und Pfleger, Schwestern und Brüder, Verwandte im zweiten Gliede, so wie auch die Brautjungfern mit ihren Chapeaux bei sich zu bewirthen.

So war doch wieder eine ganz ansehnliche Gesellschaft zusammen in dem Hochzeitshause, dem von Meinders'schen Freihofe gegenüber. Im Meindershof, einem alten, weitläufigen Patrizierhaus, war damals die Legge, jetzt ist dort die Buchhandlung von Velhagen und Klasing.

An der offenen Thür des Wohnzimmers, die einen verheißungsvollen Blick in das Speisezimmer, wo schon der Tisch gerichtet stand, frei läßt, steht unser guter Freund, der Drossart von Zeyst, und unterhält

sich sehr zierlich mit der hübschen Frau Hochzeiterin, deren gute Laune wir als eine gute Vorbedeutung für den künftigen Ehestand gelten lassen wollen.

Der Drossart mit der Taubenflügelfrisur trägt einen Rock von Pfirsichblütensammet, perlfarbige Schooßweste und silbergraue Kniehosen, weißseidene Strümpfe und Schuhe; er hat die Linke auf dem silbernen Degengefäß und fuchtelt fast leichtsinnig mit dem Federhute umher.

Die junge Frau trägt ein Unterkleid von weißer Seide mit Goldschnur besetzt, darüber eine vorn offene Robe von weißem Krepp, mit goldenen Sternen gestickt. Auch das weiße Spitzenhalstuch und die weiten Manschetten an den kurzen Aermeln sind mit Goldfäden durchlaufen, und um den Nacken schlingt sich eine dicke Goldschnur, die am Busen eine große Schleife bildet. Im Gürtel unter der Brust ist ein Bouquet befestigt, das aus einer blauen Blume und einem dicken Bündel goldener Knöpfe besteht. In dem hochtoupirten Haar sind ebenfalls zwei goldene Sonnenblumen befestigt.

Die Hochzeiterin lacht offen und heiter aus ihrem hübschen Gesichtchen und sagt neckend: „Der Herr Vetter Drossart denkt, daß wir in Bielefeld keine Augen haben — mein Mann und ich haben es wohl gesehen, welche feurigen Blicke der Herr Vetter auf die Jungfer Susanne Havergoh geschossen haben und wir haben auch gesehen, wie's gezündet hat!"

„Jungfer Susanne Havergoh thut ein sehr artiges Frauenzimmer sein," vertheidigte sich der Drossart äußerst schwach, „aber ich will doch nicht hoffen, daß ich in irgend welcher Weise bei aller schuldigen Bewunderung über die Grenzen der geziemenden Zurückhaltung hinausgegangen bin."

Ach! der gute Junge war bis über die Ohren in die Susanne Havergoh verliebt und platzte beinahe vor Entzücken darüber, daß es bemerkt worden war, und daß er nun mit der Heißgeliebten geneckt wurde. Das gilt jugendlichen Liebesrittern immer für den ersten Triumph.

„Nun, der Herr Vetter ist nicht zu dreist gewesen," lachte die junge Frau, „o nein! Die Jungfer Havergoh wäre vermuthlich auch nicht böse geworden, wenn er noch viel dreister aufgetreten wäre. Der Herr Vetter Drossart weiß doch, daß sich an meinem Ehrentage schon drei neue Paare mit einander verlobt haben? Kämmereiassistent Gante und Jungfer Eberhardine Lammers, Syndikus Velhagen und Jungfer Christine Hoffbauer, endlich Assistent Kurlbaum und Jungfer Tiemann. Es wäre doch ganz hübsch, wenn der Herr Vetter Drossart noch als vierter ausposaunt worden wäre."

Diesem leichtsinnigen Drossart wäre das ganz recht gewesen, sein Antlitz glühte mehr vor Entzücken als vor Scham, und mit einer ganz falschen Bescheidenheit sprudelte er etwas von „nicht sicher sein" und von „nicht allein auf ihn ankommen" hervor, machte dabei aber einen

ganz entschiedenen, wenn auch völlig mißglückten Versuch, sich das Ansehen eines liebenswürdigen Leichtfußes zu geben.

Da neigte sich die Hochzeiterin zu ihm und flüsterte: „Soll ich mit der Jungfer Susanne Havergohin reden, Herr Vetter Drossart?"

Entzückt fuhr der Drossart zu und küßte die Hand der jungen Frau so stürmisch, daß diese roth wurde und sich verlegen umsah; sie beruhigte sich übrigens sofort, da sie bemerkte, daß Niemand aus der Gesellschaft auf sie Acht gegeben. Nicht einmal der junge Ehemann, der mit dem Senator Lackemann einen Handel abzuschließen schien.

Da aber gerade die alte Trotzenburgin gar tapfer angestampft kam, so flog die junge Frau davon, und dem Drossart begann das Herz zu klopfen, so laut, ach so laut, denn er bildete sich ein, daß die Ehefrau von vorgestern nun nichts Eiligeres zu thun haben werde, als die Jungfer Havergohin von seiner Liebe zu unterrichten.

Die Muhme Trotzenburgin, eine sanfte, gute und etwas fette Frau, war sehr anmuthig gekleidet; eine einfache blaue Coiffure mit einer weißen Rose umwand das hohe Haartoupet, zu der das hellblaue Seidenkleid mit weißen Spitzen sehr gut stand; ein weißes Spitzenhalstuch und eine gleiche Garnirung der kurzen Aermel, welche einen allerdings sehr starken, aber runden und weißen Arm sehen ließen, vollendeten diesen Anzug, den man recht „modest" fand. Ohne

einen besonderen kleinen Putz war aber auch dieser Anzug nicht, derselbe bestand in einer Schärpe von noch hellerem Blau, welche mit einem Bouquet von weißen Rosen links am Kleide befestigt war.

Mit einem Fächer von bunten Federn sich fächelnd kam Frau Trotzenburg auf den Drossart zu und bekannte ihm offen und ehrlich, daß sie herzlich froh darüber sei, nun endlich wieder in ihre Ruhe und Ordnung zu kommen.

„Wahrlich, Herr Vetter,“ sagte sie lachend, „jetzt weiß ich das Glück zu schätzen, daß ich nur eine Tochter zu verheirathen hatte!“

Der Drossart wußte trotz des einfältigen Herzklopfens immerhin allerlei Complimente über die vorzügliche Bewirthung und den ganz guten Verlauf des Festes zu drechseln; die liebe sanfte Dame war ganz zufrieden mit ihm und der Drossart war eigentlich etwas enttäuscht, daß gar nicht die Rede von seiner Havergohin war, sondern vielmehr von der Muhme Salome Tugendreich, deren Lob ihm aus allen Tonarten vorgesungen wurde.

Die arme Salome hatte entschieden einen unglücklichen Feldzug gemacht; freilich war es gelungen, den geliebten Herrn Vetter nach Bielefeld zu bringen, auch hatte sie denselben als erste Brautjungfer sofort zu ihrem Chapeau gemacht, hatte neben ihm gesessen allemal bei Tische, hatte mit ihm den ersten Tanz jeder Reihe getanzt, aber unglückseliger Weise saß auch an Drossarts anderer Seite ein Mädchen, will

sagen ein Engel, das heißt eine Göttin, wie sich der phantasiereiche junge Mann ausdrückte: nämlich Jungfer Susanne Havergoh, die zweite Brautjungfer. Nun hatte diese auch von ihrem Brautjungferrechte Gebrauch gemacht und Herrn Adrian Densinck, einen sehr geachteten Kaufdiener im Geschäfte von Arnold Friedrich von Laer und Kompagnie, zu ihrem Chapeau ernannt, aber, wer will sagen, wie's zuging, der Drossart wendete sich fast immer zu seiner rechten Nachbarin bei Tafel, und die rechte Nachbarin lauschte mit sichtlichem Vergnügen lieber auf die ihr fremd und seltsam dünkenden Reden des finster blickenden linken Nachbars, als auf die gutgemeinten, aber so gewöhnlichen Komplimente des armen Herrn Adrian Densinck zur Rechten.

Da sich die Kaufleute Lubbert Oberz und Johann Geißenbier jetzt der Wittwe näherten, so entfernte sich der Herr Vetter Drossart mit einer bewundernswerthen Leichtigkeit und eilte seiner Herzallerliebsten entgegen, die so eben erst mit ihrem Vater ankam, der also die junge Gattin noch keine Confidencen gemacht haben konnte.

Lächelnd und erröthend empfing Susanne den Ankommenden, ließ ihm ihre Hand nach dem Handkusse weit länger als nöthig war, gab beruhigende Auskunft über das kostbare Befinden und hoffte endlich, noch eine Schattirung tiefer erröthend, daß auch dem Herrn Drossart von Zeyst der gestrige Tag wohl

bekommen sei. Solche holde Freundlichkeit, solche milde Gunst versetzte den Drossart begreiflich in den siebenten Himmel, und seine ganze Pedanterie vermochte ihn nicht vor der puren Jugendeselei zu bewahren, die sich in seiner ganzen Haltung, in Blick und Miene aussprach. Glücklicher Weise für ihn war er damit ganz an den rechten Fleck gekommen.

Susanne war ganz so „allerliebst", wie achtzehn Jahre, schwarze lachende Augen, weißer Teint und volles blondes Haar ein Mädchen machen können. Ihr niedliches Figürchen sah ganz „allerliebst" in einem strohgelben Seidenkleide aus, über das ein Florhemd hing, welches hinten offen war. Gelbe Bandschleifen, jede mit einer Perle darin, zierten Busen und Taille, sowie die kurzen Aermel mit Spitzenmanschetten. Dazu trug sie ein schönes Perlenhalsband, und auch das Toupet, das hinten von gelben Bandschleifen gehalten wurde, war mit einer Perlenschnur durchflochten.

Man sieht, daß sich die Damen in Bielefeld auch vor hundert Jahren schon zu kleiden verstanden.

Wir finden nun wohl so auf den ersten Blick die Wahl des Drossarts gerechtfertigt und seine hochgestimmte Begeisterung begreiflich, aber je mehr wir die Dame betrachten, desto sicherer wird uns auch, daß die Jungfer Susanne Havergoh ein kleines Schäfchen ist, wenn freilich auch ein ganz allerliebstes kleines Schäfchen.

Nicht die geringste Mühe giebt sich das kleine Schäfchen, den Eindruck zu verbergen, den der Drossart auf ihr Herzchen macht, sie blickt nach jedem Satze bewundernd zu ihm auf und lächelt glückselig dazu, was ihr dann wieder ganz allerliebst steht und dem Drossart über alle Maßen gefällt. Sie selbst trägt wenig mehr als einige einsilbige Interjektionen und Zustimmungen zur Unterhaltung bei, welche der Drossart in gewaltigem, immer mehr anschwellendem Tone dahin fluthen läßt.

Zunächst hat sich der feurige Liebhaber in die Geschichte von Pyramus und Thisbe verlaufen und kann sich gar nicht wieder herausfinden; durch lateinische Citate stellt er höchst pedantisch seine Aehnlichkeit mit dem Prinzen Pyramo fest und gelangt, obwohl die intriguante Spalte in der Wand sowohl, als der tragische Löwe fehlen, doch zu einer Aehnlichkeit zwischen Thisbe und einer jungen Schönheit, die mit exemplarischer Diskretion nicht näher bezeichnet, aber aus düstern Augen so gewaltig angeflammt wird, daß ihr selbst darüber nicht wohl ein Zweifel bleiben kann.

Ueber alle Maßen gefiel dem kleinen Schäfchen die Historie von Pyramus und Thisbe, obwohl sie eben nur begriff, daß unter Thisbe sie, unter Pyramus er gemeint sei, und daß er als der Liebhaber von ihr zu verstehen sei.

Sie erröthete dabei so allerliebst, schlug die Augen auf zu ihm und schlug sie verschämt wieder

nieder, daß dem Drossart immer wärmer ums Herz, immer kühner zu Sinne wurde.

Mit einem geistigen Seiltänzersprunge, der keck aller Logik Hohn sprach, schwang sich der gelehrte Zögling des Magisters Marcellus nun zu der Liebesgeschichte des Poeten Petrarca zu der schönen Laura von Sade über und beklagte, wenn auch nicht gerade in Sonetten, so doch in ziemlich stelzbeinigen Redensarten das Unglück, daß Laura schon verheirathet und an eine Erhörung der keuschen Liebe nicht zu denken sei.

Auch eine klügere Person als das hübsche kleine Schäfchen würde das schwerlich begriffen haben, wir haben den Drossart in Verdacht, daß er selbst den Zuhammenhang nicht nachzuweisen vermocht hätte; aber endlich, die schöne Frau Laura war Jungfer Susanne, und der Liebhaber Petrarca war der Drossart, das begriff das kleine Schäfchen doch und war gänzlich zufrieden damit.

Uebrigens beeilte sich der Drossart denn doch etwas, den gefährlichen Boden der Pretarcaliebe, auf den er sich eigentlich nur in seinem großen Eifer verlaufen, wieder zu verlassen. Er flüchtete sich wieder in das klassische Alterthum, wo er allerdings, wie's schien, besser zu Hause war als in der Ritterzeit. Er ließ die Thür zum Griechenhimmel ein wenig aufklappen, ließ die klassischen Nuditäten fein säuberlich im Reifrock und Puder paradiren, deckte den Mantel christlicher Liebe über etwaige Liederlichkeiten und

producirte endlich eine Hebe, die einer gewissen Jungfer Susanne so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern.

Das gefiel dem kleinen Schäfchen so sehr, daß es einen fast bösen Blick auf ihren armen Chapeau warf, auf den ehrlichen Adrian Densinck, als er katzenbuckelnd herantrat und sich ganz artig nach der kostbaren Gesundheit der werthen Jungfer erkundigte.

Es war aber wirklich schade, daß der Kaufdiener von Laer und Kompagnie sich in das Gespräch mischte, denn des Drossarts poetischer Fluß versiegte plötzlich bei dem lispelnden Artigkeitserguß Adrian Densincks, der etwas mit der Zunge anstieß. Uebrigens schien Susanne nicht lange ihrem Chapeau zu zürnen, denn bald plauderte sie ganz freundlich über Bielefelder Stadtgeschichten mit ihm und warf nur zuweilen einen erstaunten oder fragenden Blick auf den bisher so redseligen Drossart, der jetzt verdrossen schwieg und mit finsterem Trotz vor sich hinblickte.

Je länger aber der Pedant schwieg, desto mehr wandte sich die heitere uud lachlustige Susanne dem Kaufdiener zu, und mit eifersüchtigem Grimme erkannte der Drossart, daß auch Densinck auf Thisbe, Laura und Hebe Anspruch mache und mit einer so ruhigen Sicherheit vorging, wie sie einem „haabseligen“ Kaufmann sehr wohl anstand.

Ueberlassen wir hier jetzt das kleine Schäfchen der regelmäßigen Belagerung des Kaufdieners, den

Drossart aber seinem verliebten Unmuth und den Qualen des eifersüchtigen Grolles, die an ihm zehrten.

Wo war die schmucke Hochzeiterin hingerathen, als sie sich von dem Herrn Vetter entfernte?

Zu Susanne, wie der Drossart mit mächtigem Herzklopfen anfänglich glaubte, konnte sie nicht gegangen sein, weil diese noch nicht anwesend war; sie war in eine kleine Kammer, deren einziges Fenster nach dem Hofe hinausging, getreten und hatte dort die Muhme Salome Tugendreich überfallen, welche eben die letzte Hand an ihren Anzug legte.

Salome, mit Wirthschaftssorgen überhäuft, war spät zum Ankleiden gekommen, es war ihr aber auch desto besser damit geglückt, wie sie wähnte.

Da steht sie, die kräftige hohe Gestalt und die mächtigen Glieder in ein Kleid von rother Seide gehüllt; über der rothen Seide trägt sie ein schwarzes, hinten offenes Tüllhemd. Das Hemd sowohl wie Schultern, Aermel und Busen sind mit rothen Bandschleifen geziert und das schwarze Spitzenhalstuch ist am Halse von einer goldnen Nadel zusammengehalten. Der Kopfputz, mit rother Chenille und schwarzen Spitzen durchflochten, trägt zwei weiße Federn, die etwas anspruchsvoll niedernicken. Der kleine Kopf wendet sich hastig und zeigt das Feuermal auf der rechten Wange in voller Gluth, es blicken aber ein paar große tiefblaue Augen so mächtig darüber hin, daß man das Feuermal recht gut übersehen kann.

„Nein, Salome, siehst Du nobel aus!“ rief die junge Ehefrau mit einem bewundernden Blick und legte die Hände zusammen.

„Du bist nicht gekommen, mir das zu sagen!“ entgegnete Salome ruhig und wandte sich ab, um ihre Ringe anzustecken.

Es war gut, daß sie sich abgewandt hatte.

„Denke Dir,“ fuhr jetzt die Hochzeiterin lebhaft fort, „der Herr Vetter Drossart ist ganz entsetzlich in Susanne Havergoh verliebt, mein Mann hat es gestern schon bemerkt und Susanne läßt sich's nur zu deutlich merken, daß sie ihn mit hoher Freude kommen sieht. Eben nur spreche ich mit dem Herrn Vetter, necke ihn so ein wenig mit der Susanne, da wird er Feuer und Flamme, und als ich ihn endlich frage, ob ich um seinetwegen mit der Havergohin sprechen soll, fährt er wie ein Wüthender los und küßt mir die Hand, als wenn ich, nun, als wenn ich seine Susanne wäre.“

Die junge Frau wurde bei der Erinnerung wieder roth, es mußte doch ein sehr schlimmer Handkuß gewesen sein.

„Was meinst Du, Salome, soll ich nun wirklich mit der Susanne reden? Darauf hin, denn ein ein eigentlicher Auftrag ist's doch nicht. Auch ist mir eingefallen, daß der Adrian Densinck, der ein so guter Geselle ist, es mit der Susanne auch recht ernstlich vorhat. Freilich ist noch keine Bewerbung gethan, aber ich weiß doch, daß sie im Werke ist, sobald der

Ohm des Densinck stirbt, der schon lange bettlägerig. Freilich ist der Drossart unser Vetter, aber ich möchte doch dem Densinck das nicht anthun. Was meinst Du, Salome?"

Es war ganz gewiß ein rechtes Glück für Salome Tugendreich, daß die besonnenen Zweifel der jungen Frau ihr Zeit ließen, sich zu fassen; ihr Herzensgeheimniß wäre sicher verloren gewesen. Jetzt sah sie sich in der Hoffnung auf den geliebten Mann sehr ernsthaft bedroht, denn die Hochzeiterin gab ihr nur Gewißheit über das, was sie schon seit dem ersten Hochzeitstage gefürchtet. Ihr war es nicht entgangen, daß der Drossart bei Tisch wenig mit ihr, desto mehr mit der andern Nachbarin sprach, daß er zwar die Pflichttänze ganz freundlich mit ihr tanzte, von den andern aber die meisten mit Susanne ausführte, auch hatte sie einige Blicke aus düsteren, finster verhangenen Augen, die immer in ihre eigenen Träume blickten, aufgefangen und diese Blicke gefielen ihr gar nicht, weil sie Susanne galten. Jetzt nun brachte die verständige junge Ehefrau die Gewißheit einer neuen Niederlage. Aber Salome Tugendreich gab sich noch nicht besiegt; sie hatte eine Schlacht verloren, das mußte sie einräumen, aber ihre Widerstandskräfte waren damit noch nicht gebrochen, sie brauchte sich noch nicht zu ergeben, sie mußte noch nicht ganz auf die süßeste Hoffnung ihres Lebens verzichten.

Mit einer Ruhe, die etwas Königliches hatte, wandte sie sich um zu der kleinen Frau und sprach

mit unbewegtem Antlitz, nur das Feuermal hatte seine Gluth verloren, und ohne Zittern in der Stimme: „Du, es ist sehr gut, daß Du nicht gleich mit Susanne gesprochen hast, es kann doch sein, daß es mit dem Monsieur Densinck in den letzten Tagen weiter gekommen ist. Mit unserm Herrn Vetter Drossart ist das eine eigene Sache. Er ist so, was man sagt, ein Träumer; möglich, daß er ganz was anders gedacht hat, als er Dir so stürmisch die Hand küßte. Wenn er Dir nicht mit klaren Worten den Auftrag gegeben, mit Susanne zu reden, so thäte ich's nicht."

„Es ist nur schlimm," meinte die Frau bedächtig, „daß er vielleicht auf mich gerechnet hat und nun eine Antwort von mir ungeduldig erwartet."

„Soll ich mit dem Herrn Vetter reden?" fragte Salome, „ich kenne ihn doch von Jugend auf und wir sind zusammen Herforder Kinder und beide mit Werrewasser getauft."

Hier konnte man der Stimme des muthigen Mädchens ein leises Beben anmerken, aber sie hatte nicht nöthig, einen Abschlag zu fürchten, denn die hübsche Hochzeiterin sagte rasch: „Ja, das ist das beste, meine rothschwarze Salome, Du hast doch immer den besten Rath. Mir ist ein Stein vom Herzen, seitdem Du die Sache übernommen, in die ich mich so leichtsinnig eingelassen. Es wäre mir zu schmerzlich, wenn ich dem guten Densinck das Spiel verdorben hätte, und das wäre sicher so gekommen; ich habe die Susanne beobachtet, ich kenne sie, wenn

der Herr Vetter Drossart jetzt Ernst macht, so liegt sie in seinen Armen; glaub' mir, sie zittert schon vor Begierde, sich in seine Arme zu werfen, ich kenne sie. Aber, Herr Gott! wir verplaudern uns hier und drüben warten die Gäste."

Damit flog sie zur Thür hinaus.

„Es hat noch eine gute halbe Stunde Zeit, bevor wir zu Tisch kommen!" sagte Salome leise vor sich hin, aber sie dachte an ganz etwas anders dabei. Zur Zeit war sie nicht mehr „von Kopf bis auf die Zeh, die lustige Jungfer Salome." Es waren wohl schwere Gedanken, welche ihr durch den hübschen kleinen Kopf gingen.

Wir wissen nicht, ob die Jungfer Salome damals gebetet hat, aber ernsthaft genug säh sie dazu aus.

Sie betupfte mit einem angefeuchteten Tuche die Augen, bevor sie hinüber ging; drüben aber trat sie mit freundlichem, leise lächelndem Antlitze unter die Hochzeitsgäste.

Mit einem raschen Blicke hatte sie gefunden, was sie suchte, nämlich den Herrn Vetter Drossart; derselbe hatte sie auch gesehen und nahm sofort mit einer Verbeugung von dem Herrn Diakonus, mit welchem er einen gelehrten Diskurs hatte, Abschied, denn es war seine Pflicht als Chapeau der ersten Brautjungfer, dieser entgegen zu gehen und sie zu empfangen.

Die Komplimente jener Tage waren vielfältig, doch wurden sie hier bald abgefertigt.

Jetzt richtete Salome einen Blick aus ihren dunkeln Blauaugen auf den Drossart und sprach leise: „Herr Vetter, Er hat der Muhme gesagt, daß Er die Jungfer Havergohin liebe, ist das wahr oder sprach Er nur im Scherz?"

„Ach, Salome, es ist die volle Wahrheit," brach der Drossart stürmisch los, „es ist so sehr die volle Wahrheit, daß ich verzweifelt bin über die faden Komplimente, mit welchen sie der rattenäugige Kaufmannsdiener so wie mit einer weißen Salbe einschmiert."

„Will Er die Susanne heirathen?" fragte Salome mit bebender Stimme.

Der Drossart stotterte in der Eile:

„Ja, gewiß, sobald ich von meiner Reise nach Nürnberg zurückkehre, und lange werde ich wahrlich nicht fort bleiben, soll Hochzeit sein."

„Die Muhme hat mir gesagt, daß Er ihr den Auftrag gegeben, mit Susanne zu reden; der Muhme ist's eingefallen, daß sie sich ohne Zustimmung ihres Mannes, der des Densincks Freund, nicht gut in die Angelegenheit mischen kann; soll ich für Ihn bei der Susanne werben, Herr Vetter?"

„Ach, wenn Sie das thun wollte, wertheste Muhme Salome, ich wollte Ihr dafür ewig dankbar sein!" Der verliebte Drossart drückte die Hand des Mädchens so feurig und blickte ihr so innig in die

Augen, daß der Aermsten das Herz vor Jammer zu springen drohte, aber sie hielt sich tapfer und sagte: „Morgen soll Er eine Botschaft haben, lieber Herr Vetter!“

Man darf nicht glauben, daß die gute Salome nach einem vorbedachten Plane arbeitete und sich dem Drossart etwa darum zu einer Vertrauten angetragen hätte, um gute Gelegenheit zu haben, eine hübsche Teufelei zu spielen und seiner Liebe zu Susanne Hindernisse zu schaffen! Das lag der ehrlichen Herforderin sehr fern. Sie ließ sich lediglich von ihrem echt weiblichen Gefühl leiten, das aber trieb sie dahin, ihre Hand so lange als möglich in der Angelegenheit des geliebten Mannes zu behalten und ihre Theilnahme für ihn zu bethätigen, auch wenn sich sein Herz in Liebe auf eine andere richtete.

Freilich hatte sie dabei immer den Gedanken, daß es doch möglich sei, den Drossart endlich für sich zu gewinnen, und in diesem Gedanken lag allerdings eine Versuchung, die denn auch nicht säumte, bei ihr anzuklopfen, erst nur leise und verstohlen, bald aber vernehmlicher und endlich unabweisbar.

Als die Gesellschaft endlich zu Tisch ging, war Salome schon handgemein mit der mächtig über sie gekommenen Versuchung; es war so leicht, bei dem Botschafttragen zwischen den Liebenden giftige Intriguen unterlaufen zu lassen.

Wer konnte es ihr wehren? und hatte sie nicht ein Recht dazu? kämpfte sie nicht für ihre Liebe?

kämpfte sie nicht um den Mann, den sie so lange schon begehrte?

Die Gäste standen um den Tisch, wie sie das Herkommen ordnete, der Drossart zwischen Susanne und Salome, der Herr Diakonus sprach ein Tischgebet. Für Salome war es gleichgiltig, was der geistliche Herr sprach, aber sie hörte das Wort Gottes, das aber war bei dem fromm erzogenen Mädchen ausreichend, um alle Versuchungen von sich zu scheuchen. Als sie sich niedersetzte, war Salome Tugendreich fest entschlossen, dem Herrn Vetter Drossart ehrlich zu dienen in seiner Liebe. Ein leiser Seufzer entquoll ihrer Brust, denn wahrlich schwer und bitter war es, was sie sich vorgenommen, und die Bitterkeit nahm sofort ihren Anfang. Der Drossart wendete sich wieder, wie die Tage vorher, dem kleinen Schäfchen zu, und sofort begann auch wieder das allerliebste Spiel mit bewunderndem Aufschlagen der schwarzen Augen und verschämtem Niederschlagen derselben: Susanne hatte wirklich kein Ohr mehr für den armen Densinck, der seinen verliebten Unsinn nur in gewöhnlichen Worten und mit den herkömmlichen Redensarten vorzubringen verstand, während der düstere Drossart mit flammender Begeisterung und in den seltsamsten Sprüngen seine Gluth in halb oder auch ganz unverständlichen Worten kundgab.

Und seltsam, die allerwunderlichsten, die allerkrausesten Redensarten des Drossarts verstand das kleine Schäfchen am allerbesten; so sehr ist die Wissen=

schaft der Liebe in den Frauenzimmern von Natur rege; die Liebe spricht tausend verschiedene Sprachen, aber die Kenntniß aller ist dem Weibe gegeben; es stellt sich nur zuweilen, als verstehe es eine dieser tausend Sprachen nicht, wenn ihm nämlich der Mann nicht gefällt, der sie spricht.

Wie das Polizeigesetz für den zweiten Stand gebot, standen auch heute wieder nur sechs Speisen auf der Tafel, aber man wird sehen, daß man auch damals schon sehr gut verstand, quälerische Gesetze zu umgehen. Also, erstes Essen: ein gebratener Hirschrücken; rechts von gebratenen Krammetsvögeln, links von gebratenen Rebhühnern begleitet und von braunem und weißem Gelée gefolgt. Zweites Essen: ein gekochter Schinken, rechts von Würsten, links von gesottenem Rindfleisch begleitet, gefolgt von buntem Kohl, d. h. weißer und rother Kohl waren unter einander geschnitten. Drittens: eine gebratene Gans, die mit Häring und Kartoffeln gefüllt war, rechts und links von gebratenen Tauben und Hühnern begleitet. Viertens: eine große Kalbfleischpastete, von eingemachten Gurken und Kürbiß begleitet. Fünftes Essen: eine mächtige Schüssel Mehlbrei, leicht angesäuert und der Rand mit Sardellenklößchen belegt. Sechstes Essen: eine Schüssel Milchreis, dick mit Zucker und Zimmt bedeckt und von fettem Eiergebäck begleitet. Darnach kam dann noch, was das Gesetz erlaubte, das grobe westfälische Roggenbrot, Pumpernickel genannt, frische Butter und lange Streifen feines Weißbrot.

Man sieht, daß sich mit den erlaubten sechs Essen doch ein ganz opulentes Mittagsessen herstellen ließ, wenn man's eben nur verstand, etwas tiefer auf die Intentionen des Gesetzgebers einzugehen.

Man speiste vor hundert Jahren an festlichen Tagen weit besser als jetzt, an gewöhnlichen Tagen nährte man sich nicht nur einfacher, sondern vielfach schlechter, immer aber aß man entschieden mehr.

Als Ehrentrunk war für jeden Gast ein tüchtiger Tummler mit altem Franzwein aufgesetzt, daneben aber lief der Zapfer herum und füllte wacker den „Bierkrug von Stein."

Die Wittwe Trotzenburgin hatte ein Fäßchen Duckstein auflegen lassen, das war ein Bier von Königslutter, welches dazumal so zu sagen das Modebier war.

Obwohl nun alle Gäste, selbst der verliebte Drossart, die allerliebste Susanne und die tieftraurige Salome nicht ausgenommen, den Speisen redlich Ehre anthaten und die „geringe Bewirthung" keineswegs verachteten, wie die Wittwe in hergebrachter Höflichkeit sehr oft zu befürchten sich den Anschein gab, so entging es doch keinem der Gesellschaft, daß der vornehme Herr Drossart von Zeyst entschieden die Absicht hatte, das hübscheste kleine Schäfchen von Bielefeld zu seiner Frau Drossartin zu machen. Die Bewegungen des jungen Mannes waren so ungescheut und so kühn jedes Geheimniß verachtend, daß kein Zweifel mehr bleiben konnte. Selbst die echt kauf-

dienerhafte, wie aus Holz geschnitzte Gleichgiltigkeit, die bretterhafte Zuversicht des trefflichen Adrian Densinck litt auf eine klägliche Weise und so arg Schiffbruch, daß der arme Mensch zuletzt mit wirklich verstörten Zügen da saß und nur zuweilen Blicke auf den Drossart warf, wie man sie etwa einem gefährlichen Hunde zuwirft, der eben im Begriff ist zuzuschnappen.

Als sich die Gesellschaft endlich erhob und der Herr Diakonus das Dankgebet gesprochen, fuhr die sonst so feste Stütze des Hauses von Laer und Kompagnie ohne Gruß und Abschied zur Thür hinaus, um den Höllenqualen zu entgehen, die ihm der Anblick der Geliebten und des Drossarts bereiteten. Der Unglückliche hatte dabei nicht einmal den Trost, der allerliebsten Susanne seinen Abgang merkbar zu machen, denn so wenig dieselbe von seiner Gegenwart bei Tische Kenntniß gehabt zu haben schien, ebenso spürte sie sein Verschwinden gar nicht. Auf des Drossarts düsterem Antlitze, durch das jetzt scharfe Strahlen schossen wie Blitze durch den nächtigen Himmel, ruhten ihre lächelnden Augen, ihr lächelnd Angesicht war nur ihm zugewendet; das frische Mäulchen lächelte und die Grübchen erschienen auf der Wange, allerliebst und lächelnd das ganze Mädchenbild.

„Lächelnde Lappenpuppe,“ murrte Salome im tiefsten Unmuth vor sich hin. „Lappenpuppe ohne Herz!“ Und es war doch nur ein armes kleines Schäfchen!

Rasch nahete sich sofort wieder die Versuchung, sie flüsterte Salome zu, daß sie die Pflicht habe, ihren theuren Vetter dieser herzlosen Kokette zu entreißen, aber seufzend wies Salome auch diese Lockung von sich.

Sie that ihre Pflicht; leise an Susanne vorüber streifend, sprach sie: „Hat Sie nicht einen Augenblick für mich, Jungfer Susanne?"

Die Lächelnde schien nicht sehr geneigt, einen Augenblick für die Ernste zu haben.

„Die Muhme des Drössarts von Zeyst hat mit der Jungfer Havergohin zu reden!" fuhr Salome ungeduldig fort.

Das that sofort seine Wirkung und sich fast zärtlich an die heimliche Nebenbuhlerin anschmiegend, sie schmiegte sich immer an, wenn sie nur irgend konnte, folgte ihr Susanne zu einem Fenster.

Es sah ganz so aus, als führe eine ernste Priesterin das kleine Schäfchen zum Opferaltar, als die hohe Salome mit ihr dahin schritt. Ach, die Priesterin war hier das Opfer.

Als sie in der Fensterbrüstung standen, begann Salome fast odemlos flüsternd, denn ihre eigene Bewegung drohte sie zu ersticken, „Susanne Havergoh, sprich, willst Du meinem Vetter, dem Drossart von Zeyst, angehören als ein treues Weib? Er läßt fragen, ob Ihr seine Anwerbung recht sei?"

Ja, es war wieder ganz allerliebst, wie Susanne erröthete, allerliebst, wie sie halb verschämt und halb

schalkhaft zu der ernsten Jungfrau aufblickte, und vollends allerliebst, wie sie zwei- oder dreimal zum Sprechen ansetzte, das Mäulchen aufthat und doch still schwieg.

„Nun, eine Antwort wird Sie doch für meinen Vetter haben?“ fuhr Salome derb heraus.

„Ich weiß nicht!“ stammelte Susanne.

„Jetzt weiß Sie nichts? und vorher bei Tisch wußten Ihre Augen doch gut und verständlich genug zu reden, Jungfer!“ bemerkte Salome mit überquellender Bitterkeit.

„Ach, Salome, was bist Du so böse mit mir? Ich kann ja nichts dafür!“

Susanne verzog den Mund weinerlich wie ein Kind, und auch das sah wieder ganz allerliebst aus.

Salome stampfte ungeduldig mit dem Fuße, Susanne trat erschrocken einen Schritt zurück.

„Giebt Sie es zu, Jungfer, daß der Drossart um Sie wirbt?“

Fast drohend fragte es Salome Tugendreich.

„Dafür ist mein Vater da!“ antwortete das kleine Schäfchen plötzlich sehr trocken, machte der Freiwerberin einen tiefen Knix und entfernte sich eilig. Sie verließ die Gesellschaft fast ebenso hastig, wie kurz zuvor Herr Adrian Densinck.

Fast erschrocken sah ihr Salome nach, aber sie hatte nicht lange Zeit, dem, was geschehen, nachzudenken, denn wie der edle Falke auf den Reiher

stößt, so stieß der Drossart auf sie und fragte mit funkelnden Augen nach dem Erfolg ihrer Sendung.

Ganz ehrlich sagte das Mädchen, daß Susanne erst lange keine Antwort gegeben, dann aber den Herrn Vetter Drossart mit seiner Werbung an ihren Vater gewiesen habe.

Der Drossart schluckte gewaltig, er schluckte einen mächtigen Freudenschrei mit Gewalt hinunter, wurde dunkelroth dabei und zog sich mit einem so feurigen Dankblicke auf Salome zurück, daß diese in der Seele erbebte.

Was mußte der geliebte Drossart diese Lappen=puppe lieben!

Die Qual der armen Drossart=Muhme war noch nicht zu Ende, denn jetzt chassirte die junge Ehefrau auf sie zu und flüsterte: „Ich habe Dich beobachtet. Du hast mit ihr gesprochen, und mit ihm auch, nun, wie steht es?“

Salome schüttelte ihr Haupt, so daß die weißen Federn fast drohend nickten, und entgegnete mit ge=preßter Stimme: „Ich weiß es nicht, Klärchen, aber der Drossart denkt, daß es gut steht. Denke Dir, erst konnte ich gar keine Antwort von der Jungfer be=kommen, sie grinste mich an wie ein Affe, dann verwies sie den Herrn Vetter Drossart an ihren Vater!“

„Ich wußte es, ich wußte es,“ sagte die junge Frau mit leiser Stimme, klopfte aber derb in die Hände dazu, „die Susanne ist von gar verliebter Art,

Du weißt, sie hat rothe Ohren; hätte sie den Herrn Vetter nicht gewollt, so würde sie ihn doch wahrlich nicht zu ihrem Vater geschickt haben; sie wird ihn zu dem Vater doch gewiß nicht geschickt haben, um sich einen Korb zu holen? Mich dauert nur der arme Adrian Densinck!"

Und die junge Frau chassirte wieder davon, wahrscheinlich um dem Herrn Gemahl Bericht abzustatten.

„Sie ist verliebt, sie hat rothe Ohren!" flüsterte Salome Tugendreich; sie war fest entschlossen, zunächst auf ihrer Kammer im Spiegel nachzusehen, ob sie selbst rothe Ohren habe. Ob nicht ihre heimliche Liebe durch ihre rothen Ohren verrathen werde. Sie hatte ihre Ohren noch nie darauf angesehen, und was sollte sie thun, wenn sie wirklich rothe Ohren hatte?

Sechstes Capitel.

Die mit dem Feuermal.

„Linke Zeichen ungelegen,
Rechte Zeichen reiner Segen.“

Der Drossart, obwohl er hoch entzückt war, obwohl die Wogen liebender Begeisterung hochgingen in seiner Seele, war doch äußerlich so gehalten, so fest und ruhig, daß man seine Freude an ihm haben mußte.

Als er das Haus der Wittwe Trotzenburgin verlassen, wandelte er eine gute Weile ernst durch die Straßen Bielefelds und kehrte erst mit dem Einbruch der Dunkelheit in seinen Gasthof zurück, als sei ihm nichts begegnet.

Dann saß er im Wappen von Ravensberg auf seinem kahlen Zimmer, ganz wie er auf seinem Hinterzimmer der Lübberstraße in Herford gesessen, rauchte gewaltig seinen Meerschaumkopf und verträumte die Stunden.

Truewart war ihm dabei eine gar angenehme Gesellschaft, denn er störte ihn nicht durch unnützes Reden.

Der Drossart legte sich ziemlich um die gewohnte Stunde zu Bett; vielleicht warf er sich etwas länger im Bett umher als sonst, dann aber entschlief er und wachte nicht eher auf, als bis ihm die bleiche herbstliche Sonne ins Gesicht schien.

Als er sich langsam des Wachens bewußt wurde, entsann er sich seines Traumes und fuhr mit der Hand über das Gesicht; leise sprach er dabei und nachdenklich vor sich hin: „Das war ja ein seltsamer Traum! Wie war's doch?"

Mit einiger Anstrengung entsann er sich des Geträumten, theilweise wenigstens, und flüsterte in sich hinein: „Kann nicht drauf kommen, wie sich's entspann! Ja, ich war mit dem Herrn Eitel Kobes dort, ja, wo war's denn? Die Jäger trugen grüne Montur, nicht sehr merkwürdig! Ich hatte auch grüne Uniform und ein rothweißes Feldzeichen. Ich trug auch einen Orden, der ein weißes Kreuz im rothen Feld zeigte; da griff eine braune Hand aus der Finsterniß heraus und riß mir den Orden ab. Und mit dem Orden riß sie mir ein Stück aus meinem Herzen. Das aber war nachher; erst stand ich Wache vor einer Thüre, vor einer Gartenthüre, welche von zwei Marmorstatuen gebildet wurde. Die nackten Marmorweiber schwangen Kränze in der Luft, welche sich in der Mitte vereinigten und so den Thür-

bogen formirten. Warum aber stand ich vor jener Marmorthüre Wache? Ja, jetzt weiß ich's, Eitel Kobes hatte in dem Garten ein Stelldichein mit einer Dame, deren Namen er mir nicht nannte, die aber was rechtes gewesen sein muß, wenigstens gab er mir das öfter zu verstehen. Er hatte mir einen Gegendienst versprochen, denn ich liebte auch eine Dame; aber ich lachte ihn aus, denn wenn ich zu meiner Donna Riniera ging, so brauchte ich keinen Wächter aufzustellen, weil mir der König, ja wahrlich der König, aber was denn für ein König? mir die Hand Riniera's und die Kompagnie versprochen. War ich denn Hauptmann? Wahrlich, ich war Hauptmann in einem Jägerregiment. Der König aber konnte mir die Hand Riniera's versprechen, denn sie war seine Tochter, wenn auch ihre Mutter und sie selbst keine Prinzessinnen waren. Wie war's denn weiter? Richtig, sie überfielen mich an der Thüre, rissen mich nieder, knebelten und banden mich. Sie verbanden mir auch die Augen. In der Ferne hörte ich Truewart grimmig heulen, er kämpfte noch, dann winselte er einen Moment, darauf endlich erstarb seine tapfere Stimme ganz, sie hatten ihn erdrosselt, ich wußte es!"

Der Drossart rief den edlen Hund zu sich und liebkoste ihn zärtlich, als wolle er ihn für das Erdrosseln im Traume entschädigen.

„Und weiter," fuhr er nach einer Weile fort sich zu besinnen, „ja, dann kam die braune Hand und entriß mir den Orden, es war ein blaues Band, das

Kreuz war weiß und roth; aber die Hand riß mir nicht nur den Orden ab, sie riß mir auch ein großes Stück vom Herzen aus dem Leibe. Nein, ich weiß nichts mehr — halt doch, ich liege im Bett, sie streuen mir weiße und rothe Rosen auf meine Bettdecke; nein, ich liege nicht im Bette, ich liege im Sarge, ich bin todt. Riniera kniet am Fußende des Sarges und weint, ihre Mutter steht hinter ihr und weint auch; ein Kürassier mit gezogenem Pallasch hält Leichenwacht. Warum nicht meine Jäger? Riniera geht, ihre Mutter folgt ihr. Dann tritt ein Herr ein, er ist in großer Hofuniform, er zieht den Handschuh aus und zeigt mir seine rechte Hand; ich kenne sie augenblicklich, es ist die braune Hand, die mir den Orden von der Brust, das Herz aus der Brust gerissen hat. Weiter weiß ich nichts, hm! Musik, sehr sanfte aber traurige Musik. Es kam noch etwas, es kam noch viel, aber ich weiß nichts mehr. Seltsam!"

Der Drossart stand auf und kleidete sich langsam und sinnend an; plötzlich stand er still und rief: „Vom Magister Marcello liegt in meiner Stube ein Manuskript, betitelt: „Von Träumen und ihrer Deutung!" Es reizte mich nie, ungelesen hab' ich's weggelegt, und jetzt könnte ich's doch so gut brauchen. Ha! Herford ist nur einige Stunden von hier; ob ich's mir hole?"

Das hatte ihn in die Gegenwart zurückgeführt; das allerliebste Mädchen, dem er gestern so unverhohlen seine Liebe zu erkennen gegeben, trat vor seine Seele,

ein Purpurstrom schoß ihm ins Gesicht. Da war denn freilich der Traum und seine Deutung vollkommen vergessen, und nur das wußte er, daß die Geliebte ihn gestern mit seiner Werbung an ihren Vater gewiesen.

Es versteht sich von selbst, daß er sofort entschlossen war, seine Werbung anzubringen; diese löbliche Ansicht aber scheiterte an dem kleinen Umstande, daß er nicht wußte, was der Vater seiner geliebten Susanne war und wo er wohnte.

Freilich konnte er fragen, aber sollte er fragen: „Eingeborener Bielefelds, wo wohnt der edle Havergoh, der Vater der herzallerliebsten Susanne?“

Viel anders konnte er nicht fragen, und dann wäre er zweifelsohne sehr derb ausgelacht worden, besonders wenn er dann noch dazu bemerkt hätte, daß er die löbliche Absicht habe, um dieses ihm unbekannten Mannes Tochter anzuhalten. Er erinnerte sich dunkel, daß ein hagerer, sehr weiß gepuderter und immer lächelnder Mann in schnupftabaksfarbenem Rock ihm am gestrigen Tage, als Herr Havergoh aufgeführt worden und daß er auch einige Worte mit ihm gesprochen; das aber half ihm nicht aus der Noth, wie er sich seufzend selbst gestand.

Es blieb ihm schon nichts weiter übrig, als zur lieben Muhme Salome zu gehen und diese um den Charakter und die Wohnung des ꝛc. Havergoh zu bitten.

Nun war er freilich rasch genug angezogen; da es sich aber fand, daß es erst acht Uhr sei, so mochte er sich selbst sagen, daß er auch eine so nahe Verwandtin wie Salome nicht um acht Uhr morgens überfallen dürfe.

Der junge Pedant erklärte neun Uhr für die früheste Stunde zu einem Morgenbesuch bei Salome. Warum der Drossart nicht vor neun Uhr gehen wollte, ist nicht klar; es war ihm aber selbst nicht klar, er hatte aber neun Uhr bestimmt, und das wurde verhängnißvoll. Salome, die wirthliche Frühaufsteherin, hätte ihn um acht Uhr sehr wohl empfangen, denn sie war längst mit der Wiederherstellung der Ordnung und Wirthschaft im Trotzenburgischen Hause beschäftigt, welche durch die Hochzeit gänzlich verkehrt worden war.

Während sich der junge Mann in Ungeduld verzehrte, unterließ er es, sein Frühstück zu verzehren und war Schlag neun Uhr an dem Hochzeitshause, Meindershof gegenüber.

Freilich ward ihm hier aufgethan, aber auf seine Frage nach Jungfer Salome empfing er die Antwort, die Jungfer sei so eben auf ihre Kammer gegangen, um sich anzukleiden, da die junge Frau nach ihr geschickt und ihre Hilfe verlangt habe.

Nun, der Drossart ließ sich melden und wartete ziemlich lange, da die Jungfer Salome doch den Stachel der Eitelkeit verspürte, wenn sie auch den Herrn Vetter nicht mehr als ihren Zukünftigen be-

trachten sollte. Oder betrachtete sie ihn doch noch heimlich als solchen?

Endlich kam sie und lachte dem Herrn Vetter trotz aller Liebe geradezu ins Gesicht, als er ihr mit dem Spruch entgegenfuhr: „Nehme Sie's nicht übel, Muhme Salome, daß ich so frühe komme; aber was ist der Vater meiner Susanne und wo wohnt er?“

Finster starrte der Drossart auf die lustige Jungfer Salome.

„Herr Vetter Drossart von Zeyst, will Er wirklich um die Tochter eines Mannes freien, den Er so ganz und gar nicht kennt?“

Salome lachte immer noch leise; die Absicht des Drossarts kam ihr gar so spaßhaft vor, und bildete dieselbe auch wirklich den hellsten Gegensatz gegen die Vorstellungen und Gewohnheiten jener ehrsamen und ängstlich erwägenden Zeit.

„Susanne hat mich ja aber gestern selbst an ihren Vater verwiesen!“ sagte der Drossart etwas kleinlaut.

„Aber mein Gott, hat das denn so entsetzliche Eile? Muß denn das heute früh schon geschehen?“

Salome hatte keine böse Absicht, nicht die geringste, bei dieser Rede; sie wollte sich selbst gewissermaßen Genugthuung geben, indem sie über die Eile des Vetters spottete; auch setzte sie mit gemachter Kälte gleich hinzu: „Herr Havergoh ist ein habseliger Kaufmann, wie sie hier in Bielefeld sagen, und wohnt gar nicht weit vom Ravensbergischen Wappen in der Breitenstraße, Ecke der Siekerstraße; wenn Er über

den Papenmarkt gegangen ist, Herr Vetter, so ist Er vorbeigekommen.“

Der Drossart nickte dankend, ging aber nicht eilig fort, wie Salome erwartet zu haben schien, denn sie stand zum Abschied auf. Entweder hatte der Jungfrau Spott über seine Eile Wirkung gethan, oder er hielt es nicht vereinbar mit seinen Gefühlen für Anstand, nun eben so hastig abzuschließen, wie er gekommen. Kurz, er blieb sitzen und fing an, Salome über Susanne auszufragen, sehr offen und geradezu. Wir müssen aber zu Salome's Ehre bemerken, daß sie über ihre glückliche Nebenbuhlerin wahrheitsgemäß nur Gutes berichtete, wenn auch in einem allerdings etwas geringschätzigen Tone, den freilich der Drossart gar nicht bemerkte.

Unterdessen kam die, wie wir schon wissen, etwas fette Frau Trotzenburgin dazu und nahm mit ganz guter Laune den Vetter Drossart in Beschlag, während die Jungfer Salome sich mit einem kleinen Schrei erinnerte, daß die junge Frau ihrer bedürfe und eilig davonging.

Aber wirklich freudig erschrocken war Salome, als sie den Vetter noch immer bei der Trotzenburgin fand, als sie nach einer Stunde etwa heimkehrte. Er war also nicht bei Havergoh und Kompagnie gewesen und hatte nicht um die allerliebste Susanne geworben.

Es wäre schwer, Antwort zu geben auf die Frage nach dem Grunde dieses Zögerns; möglicher Weise

war der Drossart bei der Muhme Trotzenburgin sitzen geblieben, nicht aus Gedankenlosigkeit, sondern beschwert durch eine Ueberfülle von bewältigenden Gedanken und Gefühlen; er ward sich auch bei Salome's Erscheinen sofort seiner Energielosigkeit bewußt und sprang hastig auf, aber nun war es zu spät, denn die Muhme Trotzenburgin ergriff ihn bei der Hand, zwang ihn Platz zu behalten und, da es ein Viertel vor elf war, bat sie ihn, zum Mittagessen zu bleiben, das damals in fast allen Häusern Bielefelds um elf Uhr eingenommen wurde.

Ziemlich widerwillig ergab sich der Drossart endlich, denn er konnte der Frau Muhme doch nicht sagen: „Lasse Sie mich um Gottes Willen gehen, Frau Muhme, denn ich muß eiligst um die Jungfer Susanne Havergoh werben.“

Eine kleine Regung von Schadenfreude spürte Salome doch, als sie den Herrn Vetter also im Eisen sah.

Der Drossart war zwar oft in Bielefeld, niemals aber auf dem Sparemberge gewesen; da er nun am Tage vorher geäußert hatte, daß er die berühmte Landesfestung zu sehen wünsche, hatten Herr Koblank und seine junge Frau sich sofort freundlich erboten, den Herrn Vetter hinaufzuführen. Wie's nun in der Festlaune geht, mehrere der Gäste hatten sich zur Theilnahme erboten, und endlich hatte Frau Klärchen, die Hochzeiterin, festgesetzt: um ein Uhr Nachmittags begleiten wir den Herrn Vetter Drossart auf den

Sparemberg und nach der Rückkehr nimmt die ganze Gesellschaft mit einem kleinen gouter in unserem neuen Hause in der Ritterstraße fürlieb.

Damals waren gouters, Vespermahlzeiten, noch sehr beliebt.

Gestern hatte die ganze Gesellschaft mit Jubel angenommen, heute hatten die Leute eine Menge von ganz vortrefflichen Vorwänden, sich dem allerdings ziemlich steilen Aufgang auf den Sparemberg zu entziehen, wenn sie auch ihr Kommen zu dem gouter in der Ritterstraße nochmals wacker zusagten.

So war denn die Gesellschaft, welche sich für den Sparembergszug gegen ein Uhr in dem Hochzeitshause versammelte, nicht sehr groß; sie bestand aus dem jungen Koblankschen Ehepaar, aus dem Wittwer Rackemann und der etwas ansäuerlichen, aber schwer reichen Wittwe Lammers, geborenen Heimsoth, dem Herrn Eitel Kobes Dreßler zu Rossau, der als Reisegefährte des Drossarts eingeladen worden war, der Jungfer Susanne Havergoh, der Jungfer Salome Trotzenburg und ihrem geliebten Vetter.

Als das kleine Schäfchen eintrat, entschuldigte es, ganz allerliebst, wie sich von selbst versteht, das Nichtkommen des Herrn Vaters, weil derselbe vor einer Stunde eine Reise nach Bremen angetreten habe.

Man sah es dem blühenden Kinde nicht an, was für Qualen dasselbe im Laufe dieses Vormittags ertragen, denn Susanne hatte mit Schmerzen auf das Erscheinen des Drossarts gewartet. Gar zu gerne

hätte sie den Vater gebeten, seine Reise zu verschieben, aber sie hatte doch nicht gewagt, ihm zu sagen: „Bleib daheim, Vater, der Herr Drossart von Zeyst wird kommen und um mich werben.“ So sicher war die Jungfer ihrer Sache doch nicht gewesen und überdem wußte sie, daß der Vater nicht allzu zufrieden mit des Drossarts Bewerbung sein würde. Hatte er ihr doch am Abend zuvor noch ziemlich harte Worte gegeben wegen ihres Benehmens bei Tische gegen den braven Herrn Adrian Densinck. Nun, freilich würde er bald genug nachgegeben und sein kleines Schäfchen auch mit dem Drossart verlobt haben, denn dazu war dieser Halbedelmann doch eine zu glänzende Partie, aber die Lage der Dinge war allerdings nicht dazu angethan, daß Susanne ganz dreist vorgehen konnte.

Auch kam die Jungfer Havergoh ziemlich schüchtern bei der Trotzenburgin an, denn da der Drossart nicht erschienen, so fürchtete sie fast, daß sich dessen Absichten über Nacht geändert hätten, und das kleine Schäfchen warf schon einige bereuende Blicke rückwärts auf den ehrlichen Densinck, was ihr wieder ganz allerliebst stand. Es gereichte ihr aber zu ganz besonderem Trost, daß der Drossart sich mit der vollen Wucht eines Kavallerieangriffs, d. h. alle Pferde im Durchgehen auf sie warf; es hatte sich über Nacht nichts geändert, wahrscheinlich hatte Salome ihrem Vetter die Botschaft nicht ausgerichtet. Diese böse Salome! so dachte Susanne einen Augenblick zürnend. Aber schon im nächsten Augenblick war Salome gänzlich

vergessen, und Herzchen wie Köpfchen waren gänzlich erfüllt vom Drossart von Zeyst allein.

Die Gesellschaft setzte sich nun in Bewegung zum Obernthor hinaus und über den Nebelsthorwall aufwärts, immer aufwärts nach dem Sparemberg. Das junge Ehepaar, lebhaft mit sich selbst beschäftigt, zog voran, dann kam die reiche Wittwe mit ihrem Verehrer, der natürlich keine Ahnung von ihrem Reichthum hatte, darauf folgte Salome Tugendreich, deren Feuermal höher glühte denn je, die aber mit einem tief mitleidigen Blick auf den Drossart dem Herrn Eitel Kobes Dreßler zu Nossau ihren Arm geboten hatte, was jenem die Freiheit gegeben, mit seinem kleinen Schäfchen glückselig hinterdrein zu ziehen.

Die Wittwe Trotzenburgin ging nur wenige Schritte mit und schwenkte schon in die Ritterstraße ein, nicht um die alten Freihöfe der ritterbürtigen Geschlechter der Glandorfe, der Kettler, der Ledebure u. a. zu begrüßen, nach denen die Straße ihren Namen hat, sondern nur um sich in die Wohnung ihrer Tochter zu begeben und für das gouter zu sorgen. Man konnte sich doch nicht ganz auf das Dienstmädchen verlassen, das war doch noch ein zu junges Ding!

Wir wollen nun nicht die intimen Gespräche des jungen Ehepaars auf dem Wege belauschen und bemerken von der Wittwe und ihrem Begleiter nur, daß sie sehr oft stehen blieben und bewundernde Blicke auf Stadt und Landschaft warfen, weil ihnen das

Steigen gewaltig sauer wurde und ihnen öfter der Odem ganz zu mangeln begann; bei weitem mehr Ausbeute verspricht uns das folgende Paar: Salome und der Dreßler.

Es versteht sich von selbst, daß Eitel Kobes in leichtester Weise der Jungfer Salome Tugendreich den Hof machte, was diese sehr gewandt, aber doch mit einem leisen Anflug von Hohn mehr duldete als annahm. Sie hatte übrigens die Absicht, auf den Dreßler einen guten Eindruck zu machen, denn sie erwog vorausschauend, daß Eitel Kobes, der Begleiter des Drossarts, diesen doch an sie erinnern könne, wenigstens auf der Reise.

Salome Tugendreich hatte nämlich wieder frische Hoffnung geschöpft, seit ihr der Herr Havergoh den großen Gefallen gethan, so ganz zur rechten Zeit nach Bremen zu reisen, denn sie erkannte sofort, woran weder der Drossart noch Susanne gedacht, daß Herr Havergoh unmöglich vor der Abreise des Drossarts zurückkehren, daß also von einem sofortigen Verlöbniß nicht die Rede sein könne.

„Zeit gewonnen, wenn auch nicht alles, so doch viel gewonnen!“ sagte sich Salome zufrieden.

„Die wertheste Jungfer wird, wie ich höre, diesen Winter in Bielefeld verweilen,“ sprach Eitel Kobes sein Bärtchen streichelnd, „ich will mir die Freiheit nehmen, der Jungfer zu sagen, daß ich Sie aufrichtig beklage, denn wirklich, es ist doch zu kleinstädtisch hier.„

Gewiß war der Dreßler ein vollgültiger Richter darüber, da er, etwa Schildesche ausgenommen, noch nie in einem anderen Ort gewesen war, während Salome lächelnd bemerkte, daß ihr Bielefeld gegen Herford großstädtisch vorkomme.

„Frau Trotzenburg und die junge Frau Koblank," fuhr der unverschämte Bengel ungescheut fort, „sind fast die einzigen Frauenzimmer in Bielefeld, welche ich Damen nennen möchte!"

„Da wären denn doch wohl mehrere," lachte Salome lustig, „die Frau Generalin."

„Pah! sie war die Kammerjungfer der ersten Gemahlin des Generals!" höhnte der Dreßler.

„Nein," bemerkte Salome wahrheitsliebend, „sie ist eine Muhme der ersten Gemahlin!"

„Nun ja, eine arme Verwandtin, man kennt das," fuhr der edle Jüngling fort, „ist doch eine Art von Dienstbote!"

„Aber was sagt der Herr von Rossau zu der Jungfer Susanne Havergohin?"

Die Frage war entschieden boshaft, denn Salome war sicher, Böses von dem kleinen Schäfchen zu hören.

„Herr von Rossau," hatte sie gesagt, das Herz des Jünglings mit dem bestrittenen Adel sprang wie ein Streitroß, welches die Trompete hört. Herr von Rossau, das hatte in Bielefeld noch Niemand zu ihm gesagt, Monsieur Dreßler war das Höchste, Eitel Kobes das Gewöhnliche; vielleicht gefiel dem jungen Menschen nur darum Bielefeld so schlecht.

Eitel Kobes warf einen Blick rückwärts, der Drossart und seine Susanne waren sehr weit zurückgeblieben, dann sagte er frech: „Wertheste Jungfer, der edle Drossart von Zeyst, Ihr Herr Vetter und mein Freund, ist nahe daran, diesem eiteln Mädchen, das ein reines Schäfchen ist, etwas in den Kopf zu setzen, er geht wirklich ein wenig zu derb vor. Sie weiß, daß der edle Drossart bis jetzt sehr einsam auf seinem Erbgut gesessen hat, es fehlt ihm noch etwas an Leichtigkeit, an Uebung in der Gesellschaft. Da wir übermorgen abreisen, so hat es weiter nichts zu sagen, sonst würde ich mich doch zu einer kleinen Warnung an meinen edlen Freund, den Drossart, bewogen finden. Man nimmt hier in Bielefeld solche Galanterie bürgerlich ernsthaft und der Herr Drossart von Zeyst kann doch nicht daran denken, dieses kleine Schäfchen zu heirathen. Wertheste Jungfer, darf ich Ihr eine ganz köstliche Geschichte von der Jungfer Havergohin erzählen? Sie streift freilich etwas an das Unglaubliche, aber sie ist doch zu hübsch. Denke Sie sich, neulich macht ein Officier der allerdings ganz hübschen Jungfer Komplimente über ihre weißen Hände, und was glaubt Sie, das die Jungfer geantwortet hat? Sie hat wörtlich gesagt: „Ach, meine Hände sind lange nicht so weiß wie das Mehl, was mein Vater neulich aus Osnabrück bekommen hat!“ Was meint Sie, wertheste Jungfer, ist das nicht das reine Schäfchen?“

Freilich lachte Salome, aber im Grunde konnte sie die Antwort der Nebenbuhlerin gar nicht so einfältig finden; sie sagte sich, daß auch sie sehr gut auf ein fades Kompliment mit einer solchen Antwort hätte dienen können.

„Uebrigens,“ fuhr der Dreßler frech fort, „ist ja die Jungfer Havergohin schon längst die Liebste eines ganz gewöhnlichen Kaufdieners, der bei den Herren von Laer in Brot steht, und hat sich von demselben neulich erst im Hausflur ihres Vaters tüchtig abküssen lassen!“

Wahrscheinlich log Eitel Kobes ganz unverschämt, aber Salome sagte kein Wort dazu, sie glaubte die Verleumdung freilich nicht; sie war wohl geneigt, Susannen ohne weiteres das Küssenlassen zuzutrauen, aber sie kannte Herrn Adrian Densinck und wußte, daß ein ernster Mann, mit ernsthaften Absichten auf ein Mädchen, dieses Mädchen nicht in einem Hausflur abgeküßt haben würde. Vielleicht war sich Salome Tugendreich nicht klar bewußt, daß sie Gefallen daran fand, und daß sie einen Menschen, der so gering von Susanne dachte wie Eitel Kobes, für einen sehr passenden Begleiter des Drossarts auf seiner Reise hielt. Sie war sich aber vollkommen bewußt, daß sie den Schlingel ganz für sich gewann, wenn sie ihn Herr von Rossau nannte, und daran ließ sie es denn auch nicht fehlen.

Wahrlich klug genug war die Salome Tugendreich!

Von der Art und Weise, wie der Drossart mit dem kleinen Schäfchen sprach, haben wir schon Proben gegeben, aber auf diesem steilen Bergwege, wo die Gelegenheit zu zärtlicher Beihilfe weit öfter benutzt wurde, als nothwendig gewesen wäre, mußte er doch entschiedener vorgegangen sein, ohne sich in alte Liebesgeschichten zu verlaufen; wir sehen, daß Salome's Feuermal in höchster Glut aufflammt, sie hat keine rothen Ohren, sie hat sich davon gestern Abend noch in ihrer Kammer überzeugt, sie hat keine rothen, aber sehr scharfe Ohren. Diese scharfen Ohren aber haben vernommen, daß das nachkommende Liebespaar schon mit den zärtlichen Anreden „mein theurer Wichmann!" und „meine himmlische Susanne!" sehr verschwenderisch umgeht.

Während Salome ziemlich gespannt auf die zärtlichen Anreden hinterher horchte, hatte sie den Herrn Dreßler ganz vergessen, was diesem die Kühnheit gab, ihr eine unverschämt schmeichelhafte Liebeserklärung, welche er natürlich für besten Stils hielt, ins Gesicht zu werfen.

Salome stand einen Augenblick überrascht still, dann aber sofort gefaßt, fuhr sie mit ihrem Kopf herum und rief, dem Redner die rechte Wange mit dem Feuermal präsentirend: „Fi donc, Monsieur de Rossau, wie kann ein Kavalier von Seinem feinen Geschmacke einem Mädchen mit einem solchen Feuermale eine Fleurette sagen?"

Die arme Salome hatte allen Ernstes erwartet, der Dreßler werde bei diesem unvermutheten Anblicke schaudernd zurückfahren, denn allerdings hegte Salome eine sehr große Meinung von der Abscheulichkeit ihres Mals, und seltsamer Weise setzte sie nur bei dem Herrn Vetter Drossart eine günstige Meinung von diesem Zeichen voraus, weil dieser niemals, auch als Kind nicht, sich spottend oder furchtsam darüber geäußert hatte.

Aber so arg war die Entstellung gar nicht, und mit zunehmendem Alter war die rothe Glut schon sehr viel matter geworden, kurz Eitel Kobes entgegnete lachend und gar nicht erschreckt: „Das Zeichen giebt ihrem holdseligen Antlitze, liebreizende Jungfer, etwas ganz besonderes, es ist so zu sagen ein Reiz mehr!“

„Das ist sein Ernst nicht, Herr von Rossau,“ versetzte Salome mit ziemlichem Ernste, „Er kann eine Gezeichnete nicht hübsch finden!“

„Ha!“ rief der Dreßler lachend, „da thue ich die herrliche Jungfer auf einem sehr lächerlichen Aberglauben ertappen; Jungfer, ich will Ihr bekennen, daß ich von allerlei Aberglauben wenig halte, verträgt sich nicht mit meiner Philosophie, von diesem aber gar nichts. Ich glaube einfach durchaus nichts von der Bedeutung solcher Zeichen, weil ich deren natürliche Entstehung wissenschaftlich kenne. Aber wenn ich an Zeichen glaubte, so müßte ich ja erst recht darüber entzückt sein, denn vermuthlich weiß Sie, daß die Zeichen auf der rechten Seite alle Glück verheißend

sind und uns nur die linken Unheil künden, mehr oder minder, je nach der Stelle des Körpers, auf der sie sich befinden."

„Ich danke Ihm, Herr von Rossau, für den Trost, den Er mir über diese Entstellung gegeben!"

Salome sagte das sehr ernst, denn wirklich hatte sie die Erklärung, die sie freilich längst kannte, aus dem Munde des jungen Mannes gerne gehört; übrigens aber war es ihr doch lieb, daß sie in diesem Augenblicke die vorderen Paare erreicht hatten und auf dem Brückchen zum Thore der Veste Sparemberg standen, denn ihre Unterhaltung mit dem Dreßler schien ihr eine Wendung zu nehmen, welche ihr nicht ganz zusagte.

Die drei Paare mußten eine ziemliche Weile auf das vierte warten, das sich am alten Bastion sehr lange aufhielt, wahrscheinlich um die gelben Violen, d. h. die Goldlackstauden zu betrachten, welche ein ehemaliger Drost auf dem Sparemberge, Herr Wolff Ernst von Eller, angepflanzt.

Obgleich nun der Sparemberg keine Festung mehr vorstellte, sondern schon in eine Gefangenanstalt verwandelt war, so zeigte er sich damals doch noch weit besser erhalten, als in späteren Tagen, nachdem der große Friedrich die Steine von seines Urgroßvaters Residenz zu einer Kaserne in Bielefeld verwendet hatte.

Der Profoß, der im Thore, durch das man eintrat, links wohnte, führte die Gesellschaft und er erließ ihr kein Gemach, welches er zeigen konnte.

Es war das ziemlich langweilig und Eitel Kobes machte auch schnöde Witze genug darüber, aber der Profoß blieb gewissenhaft, denn dieser hatte einen eifrigen Zuhörer in dem Drossart von Zeyst, der als ein echter Poet überall eine Spur von dem Schatten des großen Kurfürsten zu entdecken glaubte und dem Profoß mit einer Aufmerksamkeit folgte, welche diesen Herrn zwar höchlich schmeichelte, aber von dem kleinen Schäfchen ganz entschieden mißfällig bemerkt wurde. Der Drossart hatte sogar vergessen, der himmlischen Susanne den Arm zu bieten, als sie aus der Kapelle auf den mittleren Hof hinabstiegen.

Salome, die es bemerkte, hatte ihre boshafte Freude über die trübselige Miene der armen Susanne und Eitel Kobes lachte überlaut, denn ihm war es auch nicht entgangen.

Nun kam gar die Fürstenkammer unter dem Dache; da waren noch etliche schlechte Stühle, auf denen der große Kurfürst doch gesessen haben konnte, und ein Bildniß hing halb zerrissen an der Wand, was zwar entschieden nicht die bekannten Züge des großen Helden trug, welches aber doch wahrscheinlich einen seiner tapferen Paladine darstellte. Spaen oder Sparr, Treffenfelb oder Goertzcke, Derfling oder Marwitz, der arme Drossart war sehr verlegen, für wessen Bild er's erklären sollte. Auf dem Gange zwischen der Fürsten- und Fürstinkammer lagen zwei „ledige" Kammern, der Drossart gab einige ganz hübsche Konjekturen zum besten über den muthmaß-

lichen Gebrauch derselben, Salome fand dieselben sehr sinnreich, der Dreßler lachte, das kleine Schäfchen weinte beinahe, denn der „theure Wichmann“ schien sie völlig vergessen zu haben, er war nur noch Kunst- und Alterthumsforscher, vor allem aber brandenburgischer Patriot.

Nun trat man in die Kammer der Fürstin, der Drossart hätte beinahe den Hut gezogen in seinem Respekte, dann erklärte er mit einer Sicherheit ohne Gleichen, auf die Mittelwand deutend: „Dort hat das Wochenbett der Kurfürstin Dorothea gestanden, dort ist am 24. Dezember 1672 Karl Philipp, Markgraf von Brandenburg, geboren, Herrenmeister der Johanniterordensballei Sonnenburg, der 1695 vor der Festung Casale in Piemont den Heldentod gestorben; in dieser Kammer ist auch Prinzessin Dorothea am 27. Mai 1675 geboren, welche leider schon im folgenden Jahre wieder mit Tode abgegangen.“

Der Profoß blickte mit einem ungeheuren Respekte auf den kundigen Drossart und wußte später mit erstaunlicher Sicherheit den Besuchern die Wand anzugeben, an welcher das Bett der Kurfürstin gestanden.

Aber auch die Gesellschaft bekam Respekt vor dem Drossart; für das Bett der Kurfürstin interessirten sich nicht nur Salome und das neuvermählte Paar, sondern auch die ansäuerliche Wittwe, während dem kleinen Schäfchen die Geschichte von der Kurfürstin

Dorothea lange so hübsch nicht vorkam, wie die vom Prinzen Pyramo und der Prinzessin Thisbe.

Der erschrecklich dankbare Profoß führte die Gesellschaft nun noch durch viele Kammern, Nebenkammern, Stuben und Gänge und wurde durch den Drossart reichlich belohnt, als die Gäste sehr bestaubt und sehr ermüdet, endlich wieder auf der Brücke vor dem äußeren Thore standen.

Aber nun regnete es, leise zwar, doch dabei recht eindringlich, leider war es dazu ein ziemlich weiter Weg nach heimwärts.

Die junge Frau Koblank lachte, Salome war gleichgiltig; aber die habselige Wittwe und Susanne thaten um die Wette verdrießlich. Sie wurden allesammt gründlich eingeweicht und eilten deshalb nach dem Burgthore hinunter, um auf nächstem Wege zur Wohnung der Wittwe und der Susannens, die beide in der breiten Straße belegen, zu kommen.

Jetzt ging der Drossart mit seinem Schäfchen voraus; begeistert von dem Sparemberge, sprach der junge Mann nur vom großen Kurfürsten, was gar nicht dazu beitrug, das höchst verdrießliche Mädchen aufzuheitern. Der Drossart aber bemerkte das gar nicht und stand sehr verdutzt vor dem Hause des alten Havergoh, als Susanne seinen Gruß kaum erwidernd hineinhüpfte und verschwand.

Der brave Eitel Kobes kam endlich und riß ihn aus seiner Bestürzung mitten im Regen, indem er ihm meldete, die Frau Koblank erwarte ihn in einer

halben Stunde ganz unfehlbar zum gouter, so viel Zeit wolle sie ihm zum Umkleiden gönnen, mehr aber keine Minute.

Der Drossart sah ein, daß Umkleiden freilich zur Nothwendigkeit geworden, denn sein höchst bestaubter Rock war durch den Regen in eine ziemlich klägliche Verfassung gerathen; er hatte in seinem patriotischen Eifer gar nicht bemerkt, daß es immer stärker regnete.

Aus diesem gewaltigen Regen erklärte er sich jetzt zur Genüge den eiligen Abschied der Jungfer Havergohin; da nun auch der Dreßler mit einem eiligen „auf Wiedersehen" davonschoß, so bequemte er sich endlich auch zur Um- und Einkehr in sein Wirthshaus und machte sich keine weiteren Gedanken, obgleich ihm ein unbestimmtes Gefühl sagte, daß mit dem kleinen Schäfchen und ihm nicht alles so gut stehe, wie bei dem Aufgange zum Sparemberge. Er hatte keine Ahnung von dem schlimmen Bocke, den er geschossen.

Uebrigens befand er sich eine gute halbe Stunde später in seinem weiten Reitermantel völlig vor dem Regen geschützt vor der Thür der jungen Frau Koblank, hinter der er zuversichtlich seine Herzallerliebste schon zu finden hoffte.

Der Drossart fand die junge Hausfrau mit ihrer Mutter und ihrem Manne nun allerdings schon um den Theetisch versammelt, aber außer der Muhme Salome und dem edlen Dreßler waren durchaus keine Gäste zugegen.

Auf der dunkelrothen, mit Goldschnüren benähten Sammetdecke prunkte Silberzeug der schwersten Art; mächtige Leuchter und massive Platten, Kannen und Gießer umgaben den brodelnden Theekocher, die bauchigen und überaus dünnen und zarten Täßchen bildeten den äußeren Ring um das Theeungeheuer und seine Trabanten.

Aber zwischen dem Theetische und dem Spiegel am Fensterpfeiler steht noch ein Tisch, der ist der Träger von allerlei delikaten Dingen aus dem Thier- und Pflanzenreiche, von denen wir ein Bielefelder Lokalbackwerk erwähnen, das vom feinsten Weizen gefertigt in der Form eines Schwanes, andere sagen einer Gans oder Ente, auftritt und den Hungrigen aus schwarzen kleinen Aeuglein, die aus Korinthen gebildet sind, höchst verlockend anblinzelt.

Der Mangel an Gästen verstimmt Frau Klara Koblank gar nicht, sie lacht mit ihrer Mutter, die fast die Laune verloren hätte, sie lacht mit ihrem Manne, der sich pflichtschuldigst von seiner jungen Ehefrau fortreißen läßt, sie lacht mit dem Dreßler, der höchst begehrliche Blicke über Obstkörbe, Kuchenteller, Butterschnitt-Pyramiden und Bratenanhäufungen fouragiren schickt; Frau Klara lacht mit allen und alle lachen mit ihr, zuletzt der Drossart, nur thut es dieser letztere etwas gezwungen und sehr zerstreut.

Die Abwesenheit seines kleinen Schäfchens hat dem edlen Herrn die Laune, ja selbst Ruhe und Haltung geraubt.

Auch Salome ist nicht in ihrer gewöhnlichen Ruhe, sie kann das Gleichgewicht nicht finden; soll sie sich freuen, daß der Regen die gefährliche Havergohin fern hält von dem verehrten Herrn Vetter, oder soll sie klagen, daß der arme Drossart so schwer unter der Abwesenheit seines Schäfchens leiden muß? Es ist doch ein gar zu gutmüthiges Weibsbild, die Salome!

Alle zehn Minuten fast geht die Hausthürklingel und jedesmal erscheint ein Dienstmädchen, welches den obersten Rock kaputzenartig zum Schutz gegen den Regen über den Kopf geschlagen hat und ihrer Herrschaft Ausbleiben durch die Unbill der Witterung wortreich entschuldigt. Nur die Magd der habseligen Wittwe kommt unter einem sehr umfangreichen Regendache von derbem Linnen und Rohrstäben an, welches oben an der Spitze den Handgriff trägt, der heut zu Tage unten am Stiele zu sitzen pflegt. Die Magd der Jungfer Havergoh meldet, daß ihre Herrschaft madennaß nach Hause gekommen sei und sich sofort zu Bette gelegt habe.

Um den geliebten Vetter zu schonen, hütet sich Salome wohl, die ganze Botschaft im Zimmer zu melden; sie wußte sehr gut, daß Susanne jetzt ihr Kopfkissen naß weine aus purem Aerger über die poetisch-patriotischen Anwandlungen des Drossarts. Sie verspürt dabei nicht das geringste Mitleid mit dem kleinen Schäfchen, aber ihr Feuermal brennt in

höchster Gluth, weil sie sich schämt, daß sie dem Herrn Vetter einen Theil der Botschaft aus der Breitenstraße verschweigt.

Sonst war's an diesem Abend ganz behaglich und heimlich um Frau Klara's Tisch, bei dem heulenden Winde und dem klatschenden Regen, selbst der Drossart wurde vergleichsweise heiter und richtete gemeinschaftlich mit dem Dreßler furchtbare Verheerungen auf dem Tische an. Man konnte da recht leicht zu der Ansicht kommen, daß sich die beiden Herren zu ihrer Reise verproviantiren wollten.

Es wurde selbstverständlich viel über diese Reise gesprochen, denn eine solche war kein alltägliches Ereigniß damals und war es selbst in Bielefeld, der Handelsstadt, wo Reisen verhältnißmäßig viel häufiger waren als anderswo.

Als gegen neun Uhr eine Regenpause eintrat, wurde dieselbe aber höchst gewissenhaft zum Abzuge benutzt; die beiden Herren begleiteten die Muhme Trotzenburg und Salome artig bis zur Obernstraße, was sie auch recht wohl konnten, da sie nichts umgingen. Der Drossart aber wunderte sich etwas, als ihm der Dreßler am Papenmarkte etwas hastig sein „gute Nacht" sagte und davon lief, erreichte aber selbst unbeschädigt das Wappen von Ravensberg, als es eben wieder mit Macht zu regnen begann.

Eigentlich war unser guter Freund doch mit diesem Abende sehr übel zufrieden und that das beste, was

er thun konnte, er legte sich nämlich sofort zu Bette, um seinen Unmuth zu verschlafen.

Das hat der Held denn auch redlich gethan, und er erwachte am Morgen, am letzten Tage seines Bielefelder Aufenthaltes, ganz heiter und ahnte nicht, daß ihm der graue, nasse und windige Morgen eine Reihe von qualvollen Stunden bringen werde.

Der Unglückliche konnte nicht seinem kleinen Schäfchen die Aufwartung machen, das schickte sich nicht, das war unmöglich, da Herr Havergoh auf Reisen war, Frau Havergohin aber seit Jahren schon in ihrem Grabe schlummerte.

Den ganzen Morgen lief der arme Drossart zwischen der Obern- und der Ritterstraße hin und her, zwischen dem Hause der Frau Trotzenburg und dem Hause der Frau Koblank. Die Hoffnung, daß seine himmlische Susanne, um ihren Wichmann zu treffen, hier oder dort einen Besuch machen werde, verließ ihn nicht, aber es ward Mittag und sie kam nicht.

Freilich kostete das Nichtkommen dem armen Mädchen einen schweren Kampf, mehrere Male war sie drauf und dran, ihrem liebenden Herzchen zu folgen, das gestern freilich empört über des Drossarts patriotische Rücksichtslosigkeit gewesen war, das nasse Kopfkissen war Zeuge ihres Zornes, am Morgen aber war derselbe gänzlich ausgeweint und Susanne wäre sicherlich gegangen, hätte sie nicht, von einem dunkeln Gefühl geleitet, die hohe Miene Salomes gefürchtet.

Um Mittag endlich erbarmte sich die Frau Koblank des vielduldenden Drossarts, sie machte einen sehr nothwendigen Gang in die Breitenstraße und ging, da sie eben vorbei kam, zu Susanne mit heran, plauderte ein wenig mit dem hocherfreuten Mädchen und lud dasselbe endlich zu einem Kaffee ein. Wobei denn ganz zufällig bemerkt wurde, daß der Herr Vetter Drossart, der morgen abreise, auch zum Abschied da sein werde.

Hastiger als sie eigentlich durfte, hatte Susanne die Einladung angenommen, und sie war so freudig bewegt, daß selbst die Erinnerung an die nahe Abreise die Freude nicht zu trüben vermochte.

Als der Drossart davon unterrichtet wurde, daß Susanne kommen werde, hatte er Thränen dankbarer Rührung im Auge und Frau Klara erntete wieder einen Handkuß, der sie erröthen machte.

Den ganzen Nachmittag saß der Drossart ziemlich allein mit seinem kleinen Schäfchen in der Ritterstraße, denn Frau Klara und ihr Mann waren sehr diskret und ließen sich nur ab und zu sehen, um die „égard-“ zu wahren, wie sie sagten; und wir wollen in der Diskretion ihrem Beispiel folgen.

Am anderen Morgen ritten drei Reiter zum Thore hinaus, ade!

Die drei Reiter waren der Drossart von Zeyst, der Dreßler zu Rossau und Tetzlaff, der würdige Türkensproß; Truewart, der edle Hund, geruhte zu Fuß zu reisen.

Das Thor aber war das Siekerthor, durch welches Bielefeld gen Detmold zieht.

Es war ein häßlicher Herbsttag, es heulte der Wind und pfiff hohl aus Nordwesten, zerrissen flogen die Wolken am Himmel hin und einzelne schwere Regentropfen fielen raschelnd zwischen fallend Laub.

Siebentes Capitel.

Briefe.

„Warm das Wort in Lassen, Lieben,
Hart und hölzern wird's geschrieben.“

Tage und Wochen waren in's Land gegangen, seit jene drei Reiter zum Siekerthore hinausgezogen waren; das stille Ade von den Lippen liebender Mädchen hatte lange nachgezittert in sehnenden Herzen, aber der Winter hatte weich und sanft seinen bleichen Schneemantel ausgebreitet über Bielefeld, die Stadt der Bleichen, und unter diesem Schneemantel lag so manches schon vergessen und begraben.

Es ist ein bitter kalter Januartag, und Jungfer Salome Tugendreich, die nie friert, weil sie das Feuermal im Antlitz trägt, so hieß es einst in Herford, als sie noch ein Kind und Backfisch war, kann doch nicht umhin, heute sogleich nach dem Ofen zu schauen. Es ist wirklich eine klingende Kälte draußen, so daß selbst die Spatzen nicht nach Körnern suchen und der Mensch

mit stiller Genugthuung den Gedanken hegt, daß es doch sehr gut sei, nicht hinaus zu müssen und im wärmenden Umkreis des Ofens bleiben zu können.

Die Muhme Trotzenburgin bewundert schon Salome's Muth, die es wagt, mit untergeschlagenen Armen an dem Fenster zu stehen und auf die Obernstraße hinaus zu blicken, wo doch durchaus nichts zu sehen ist, denn höchstens huscht einmal eine tief verhüllte Gestalt vorüber.

Kein Sonnenstrahl blinkt frostig an den Fenstern von Meindershof drüben, kein Windstoß bewegt knarrend eine leichtsinnig lose Stallthüre; der Himmel ist bedeckt, Windstille herrscht überall, Windstille und klingende Kälte.

Salome's Spinnrad steht still, der oberste Trotzenburgische Kater schnurrt auf dem warmen Polster am Ofen und die fette Muhme auf dem Lehnstuhle daneben versinkt nach und nach in jenen Halbschlummer vollkommener Gleichgültigkeit, den die Kälte so mächtig befördert.

Auch die stattliche Gestalt Salome's ist etwas zusammengedrückt, sie fröstelt am Fenster, trotzdem sie einen dicken Kontusch von braunem Tuch trägt und sich fest eingeschnürt hat in dieses Stück polnischer Nationaltracht, welches damals sehr Mode war. Gleichgültig blicken ihre tiefen blauen Augen gerade vor sich hin und dennoch denkt sie an den geliebten Drossart, der nichts von sich hat hören lassen seit jenem Oktober=

morgen, an welchem er zum Sieckerthore hinausgeritten ist.

Und doch hat ihm beim Abschied noch die gute Muhme versprochen, seine Briefe an Jungfer Susanne Havergoh in Empfang zu nehmen und weiter zu befördern. Freilich hat sie anfänglich eine fast große Freude darüber empfunden, als eine Woche nach der andern verging und keine Zeile an die Jungfer Havergoh kam; aber diese Freude sollte sich schwer rächen, denn Woche auf Woche verstrich und der Drossart ließ nichts von sich hören. Einsam seufzte da Salome Tugendreich, denn das Herzchen wuchs ihr schmerzlich in liebender Sehnsucht.

In die gleichgültigen Züge der Jungfer kommt plötzlich einiges Leben; drüben trabt eine Gestalt die Straße herauf, es ist von derselben eben nicht viel zu erkennen, es scheint ein sehr junger Mensch in einem grauen Mantelrock, den man damals einen Roquelaure nannte, eine platte Mütze mit Ohrenklappen ist fest um den Kopf gebunden und die Hände sind in Fausthandschuhen von grauem Tuche versteckt.

Die Erscheinung erregt als solche schon an diesem Tage auf der Obernstraße Aufsehen; es ist nicht Salome allein, die nach dem jungen Burschen schaut; die Männer finden's kühn, die Weiber bedauern das arme Kind auf der Straße in solcher Kälte.

Aber Salome belebt sich mehr und mehr, sie thut einen Schritt vorwärts, denn der Junge kommt über die Straße herüber auf ihr Haus zu. Die

Klingel tönt, Salome holt die braune Kaffekanne aus der Ofenröhre, und als es an die Thüre klopft, tritt sie dem Jungen mit einer warmen Tasse Kaffee entgegen; dem Erfrorenen war das gar willkommene Labe und ein seltener Trunk.

„Die Herren von Laer lassen der Jungfer Salome Tugendreich ihre Achtung melden und diesen Brief übersenden, welchen ein Reisender heute Morgen mitgebracht hatte, und wenn die Jungfer Antwort geben wolle, so möchte Sie dieselbe nur bis morgen Abend an die Herren von Laer gelangen lassen.“

Mit diesem Kompliment übergab der Junge einen dicken Brief; Salome zitterte in freudiger Aufregung, er war vom Herrn Vetter Drossart. Sie kannte zwar dessen saubere steife Handschrift nicht, sie hatte nie Geschriebenes von ihm gesehen, aber sie kannte das Wappen der Drossarts von Zeyst, die silberne Kirchenfahne im blauen Felde.

„Soll ich die Antwort der geehrten Jungfer morgen gegen Abend abholen?“ fragte der dankbare Laufbursche, dem der heiße Kaffee neues Leben verliehen zu haben schien.

Das nahm Salome gleich an und beredete rasch die Stunde; schweren Herzens riß sich der Junge vom warmen Ofen los und fuhr hinaus, muthig in den Winter hinein.

„Muhme, liebe Muhme! Ein Brief vom Herrn Vetter Drossart!“ jauchzte Salome, den Brief über den Kopf schwingend.

„Nun, wenn Dich's so freut, Schlomchen, so soll's mich auch freuen!“ versetzte die Muhme ungemein frostig, obwohl sie den wärmsten Platz am Ofen hatte.

Salome's Antlitz strahlte vor Entzücken, als sie sich am Fenster trotz der Kälte niederließ mit ihrem Brief. Sie genoß denselben wirklich, wie der Kenner die Artischocke. Blatt für Blatt. Zuerst betrachtete sie liebäugelnd das Wappensiegel, dann drehte sie den Brief herum und las halblaut die Aufschrift: „Der ehrsamen und tugendbelobten Jungfer Salome Tugendreich, Hochedelgeboren zu Bielefeld, Obernstraße, im Trotzenburgischen Hause, Meindershof gegenüber.“

Dann schnitt sie mit einer Scheere den Brief auf, um ja das treffliche Siegel nicht zu verletzen, und nahm drei Briefe heraus; der erste war überschrieben: „An die allerliebste Muhme Jungfer Salome.“

Salome wurde sehr roth, es war der erste Brief, den sie von einem Herrn erhielt. Der zweite Brief war gerichtet: „An meine theure und hochgeschätzte Jungfer Susanne Havergohin, mein liebes Herz!“

„Zu spät, vorbei, giebt es nicht!“ sagte Salome hart, und tiefe Falten liefen über ihre Stirne.

Der dritte Brief hatte die Aufschrift: „Ihrer Hochwürden-Gnaden, der Frau Küsterin des frei-adligen Bergerstifts Fräulein Agneta von Ledebur, Wohlgeboren zu Herford.“

Nur dieses Schreiben war versiegelt, die beiden Mädchenbriefe nicht. Salome schlug den an sie überschriebenen Bogen aus einander und las, während sich die Lippen bewegten, ohne Laut zu geben, folgendes: „Meine allerliebste Muhme Salome! Ich wage zu hoffen, daß diese Zeilen meine allerliebste Muhme bei guter Gesundheit und sonst vergnügt antreffen und daß Sie es gerne hören wird, wenn ich Ihr sage, daß es mir, seit wir von Bielefeld gereiset, immerdar gut gegangen ist bis auf diesen Tag. Des Weges sind wir leidlich gekommen bis gen Bamberg, eine freie Stadt, wo der Herr Dreßler gar krank hat liegen bleiben müssen, weil er zu Koburg sich unfläthig vollgetrunken, Händel bekommen, bis auf's Hemd ausgeplündert und nackt und bloß auf die Landstraße geworfen. Ist da in seinem Rausch liegen geblieben, bis ihn am Morgen der Tetzlaff gefunden und zur Herberge gebracht. Wollte sich noch mausig machen und das große Wort haben, aber ich vermochte ihn endlich doch, daß er sich mit uns in der Stille fortmachte. Bis Bamberg haben wir ihn gebracht, da lag er über acht Tage zu Bette, ich mochte ihn aber nicht allein lassen und blieb. Hat mich das nicht gereut, denn hat für mich zu sehen genug gegeben alldorten; obgleich auch allerlei katholische Quisquilien dabei, so mir annoch ein Kopfschütteln abgewonnen. Als der Herr Dreßler wieder zu Roß steigen konnte, sind wir auf Christian-Erlang gezogen, haben die Universität besehen, aber alldorten nicht recht was

gefunden. Das war nun freilich dann in Nürnberg eine andere Sache, und wollte ich davon in diesem Schreiben reden, so müßte ich meiner allerliebsten Muhme ein Buch schreiben und keinen Brief. Wir haben im braunen Roß in Herberge gelegen, ich bin mit dem Tetzlaff, der ein recht pfiffiger Kerl ist, herum in alle Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten, so daß wir an allen Tagen allerlei besahen; der Herr Dreßler dagegen hat gar nichts besehen, lachte über uns und zechte mit etlichen Junkern aus dem Reich, da hatte er Verwandte darunter; er gab's gewaltig hoch und verpraßte das Seinige. Vor fünf Tagen erst sind wir hier in Altdorf eingezogen, will mir gar nicht gefallen. Ist ein armselig enges Wesen hier in alle Wege, bin auch entschlossen, mich alsbald wieder fortzumachen, habe deshalb an die Pathin meiner Mutter, die Küsterin vom Bergerstift, geschrieben wegen etlicher, schon zwischen uns besprochener Empfehlungsbriefe. Will die allerliebste Muhme auch geziemend gebeten haben, den Brief an das Fräulein von Ledebur mit allernächster Gelegenheit nach Herford zu befördern. Wie ich denn auch bitte, den anderen Brief an die geliebte Jungfer Havergohin abzugeben, wie mir die allerliebste Muhme bei unserm Abschied in Bielefeld so gütig versprochen hat. An dem Herrn Dreßler habe ich einen recht bedenklichen Reisekumpan gewonnen, aber doch auch auch wieder gut von ihm profitirt, was so den Umgang mit Menschen und allerlei Volk angeht. Ein Tugend=

spiegel ist er wahrlich nicht, ich aber auch nicht, und die allerliebste Muhme wird das auch von keinem von uns beiden erwartet haben. Es wäre mir ein großer Trost in der Ferne, wenn die allerliebste Muhme mal in mein Haus auf der Lübberstraße in Herford hinein grüßen thäte und dann ein Wörtlein schreiben wolle über die Türkenwirthschaft und die Wasserfuhrsche. Ich habe zuweilen eine ganz seltsame Sehnsucht nach Herford, und ich glaube, mein Truewart hat auch Sehnsucht. Die allerliebste Freundin wird dieses dumme Zeug verzeihen, es ist aber recht ernsthaft gemeint, und wird es verstehen, sintemalen Sie selbst ein Kind von Herford geboren ist. Möge der allmächtige Gott die allerliebste Muhme und theuerste Jungfer Salome in seinen heiligen und mächtigen Schutz nehmen und Sie selbst ein wohlwollendes Angedenken erhalten dem in tiefster Achtung ersterbenden dankbaren Vetter Wichmann, Drossart von Zeyst. Altdorf, an diesem 30. November 1770."

In immer höherer Freude erglänzte Salome's Antlitz; sie überlas diesen Brief noch zweimal, dann sagte sie entschieden: „Gott sei Dank, der Herr Vetter hat sich schon am 30. November herzlich wenig mehr aus dem kleinen Schäfchen gemacht. Geschrieben hat er ihr vorher nicht, er hat erst schreiben wollen, wenn er in Altdorf angekommen. Dieser Brief ist eine hübsche Weile unterwegs gewesen, nun, es schadet nichts, endlich ist er doch gekommen. Was aber mache ich mit diesem Briefe?" Sie hob den an Susanne

gerichteten auf. „Da er nicht versiegelt ist, da es keine Jungfer Havergohin mehr giebt, so halte ich mich für berechtigt, ihn zu lesen.“ Ohne Zaudern schlug sie zwei starke Bogen auseinander und las: „Holdseligste Jungfer, liebstes Herz! Wenn sich mein liebstes Herz nur mit einem kleinen Theile derjenigen Sehnsucht behaftet fühlt, welche ich nach Ihr verspüre, so wird dieselbe diese Zeilen auch mit Vergnügen genug aufnehmen, zumal da ich mir mit der Hoffnung schmeichle, daß sie solche bei vollkommener Gesundheit und recht vergnügt antreffen werden. Meine Reise hat mir nichts geboten, was der holdseligen Jungfer, meinem liebsten Herzen, zu besonderer Lust gereichen würde. Erst in Nürnberg haben wir, nämlich ich und mein guter Diener, der Tetzlaff, sonderbare und merkwürdige Gegenstände genug gesehen und bewundert; und wenn ich mir gestatte, meinem liebsten Herzen hier einiges davon anzumerken, so hoffe ich, das dieselbe die unvollkommene Darstellung nachsehen und sich daran vergnügen lassen werde. Nürnberg ist eine so köstliche und ausgezeichnete Stadt, daß einige dieselbe nicht nur für den Mittelpunkt von Deutschland, sondern für den Mittelpunkt von ganz Europa erklärt wissen wollen, welches man indessen doch wohl nicht ganz nach der mathematischen Schärfe wird nehmen können. Es hat mich anfänglich in Nürnberg sehr verwirret, daß die Hauptuhren daselbst die Stunden nach Anfang der Sonne zählen und nach Sonnenuntergang wieder eins schlagen. Die Stadt ist zwar

sehr wohl gebauet, doch fand ich nur wenige Häuser, die man hätte Paläste nennen können, und müssen die Könige von Schottland ehedem sehr schlecht logirt gewesen sein, da uns Aeneas Sylvius versichert, er wünsche, daß die Könige der Schotten so vorzüglich wohnen möchten wie die mittelmäßigsten Bürger von Nürnberg. Der Handel ist nicht mehr so in Flor wie vor diesem, doch noch immer geht die „Nürnberger Hand durch das ganze Land“ und mit „Nürnberger Tand,“ Spielwaaren, wird noch immer ein so großes Geschäft gemacht, daß die Nürnberger Kompagnie allein in Konstantinopel im Jahre 1718 für 17,000 fl. Spielwaare absetzte. Das Rathhaus zeigt einen großen Gemäldereichthum, das schönste von allen Bildern dorten aber ist Eva und Adam von Albrecht Dürer, wofür Markgraf Louis von Baden den Nürnbergern vergeblich 42,000 Rthlr. geboten. Mich hat's bedünken wollen, als zeige die Eva eine merkliche Aehnlichkeit mit meiner holdseligsten Jungfer, so daß ich meine Blicke lange nicht abzuwenden vermochte von dem kostbaren Tableau. Die Reichskleinodien und die Heiligthümer, welche dazu gehören, namentlich der Speer, mit welchem der Heiland durchstochen, ein Dorn aus der Dornenkrone und ein Stück aus der Krippe, in welcher das Jesuskind gelegen, hängen hoch an dem Gewölbe der Spitalkirche in einer silbernen und vergoldeten Kiste frei in der Luft. Die übrigen Kostbarkeiten werden einzeln aufbewahret, der ganze Schatz wird nur Herrschaften aus fürstlichen oder alt-

gräflichen Häusern gewiesen: mir erzeigte der Graf und edle Herr zur Lippe, der mir ein lieber und gnädiger Herr geworden, die Gnade und nahm mich mit. Nürnberg hat nur einen einzigen römisch-katholischen Bürger, den nahmen sie in's Bürgerrecht, weil er ihnen versprochen, evangelisch zu werden, und hat es danach nicht gehalten. Da er indessen alle seine Kinder evangelisch erziehen lassen, so hat man sich billig davon contentiren lassen. Auf der Bibliothek zeigt man ein Glas mit den Bildnissen Lutheri und des Doktor Justus Jonas, das Lutherus selbst dem Jonas geschenkt, darunter aber steht:

Dem alten Doktor Jonas
Bringt Dr. Luther ein schön Glas,
Das lehrt sie alle Beide fein,
Daß sie gebrechliche Gläser sein.

Im Zeughaus haben sie 274 metallene und 2 eiserne Kanonen und für 18,000 Mann die Bewaffnung. Es sind hier so viel Waffen und Kriegsseltenheiten zu sehen, daß man es gar nicht bereuet, für den Eintritt 3 Gulden und einen halben gegeben zu haben. Bei Dr. Thomasius besah ich dessen Thalerkabinet, doch mit einiger Zerstreuung, welche mir dessen gar nicht unebene Jungfer Tochter verursachte. Diese Jungfer hat es in auswärtigen Sprachen wie auch in der Philosophie, Moral, Historie und vielen anderen Wissenschaften so weit gebracht, daß sie billig mit in den ersten Rang des gelehrten Frauenzimmers zu setzen ist. Es hat ihr nicht an guten Partien gefehlet, es

scheint aber, daß die Philosophie so stark die Oberhand bei ihr bekommen, daß sie auch dem Ehestande darüber abgesagt habe. So wie der Herr Dr. Thomasius, so haben zu Nürnberg sehr viele Patricii und Gelehrte besondere Kabinete von Merkwürdigkeiten, seltenen Steinen, mathematischen Instrumenten, Münzen, Büchern u. s. w., so daß man viele Tage herumgehen kann und kommt doch nicht zu Ende damit. Ein sehr berühmter Steinschneider, Herr Dorsche, hat die Päpste, 238 Stück, in Karniol von Anspach und von Böhmen wunderschön geschnitten. Er verkauft das Stück für 10 Thaler. Herr Dorsche ist mit seiner Frau darin übel daran, daß sie beide vom Durste stark geplaget sind und dabei die Gabe nicht haben, solcher Versuchung zu widerstehen. Hatte einen seltsamen Auftritt mit diesem Ehepaar, sehr zum Lachen und doch höchst betrüblich. Im Hofplatze des Imhoffschen Hauses in der Ledergasse steht über der Erde heraus der Stamm eines Baumes, welcher in Stein verwandelt worden. An etlichen Stellen desselben hat eine krystallene Materie die Poren dergestalt durchdrungen, daß man Ringe daraus geschliffen hat, und werde ich meinem liebsten Herzen bei meiner Rückkehr einen solchen Ring überreichen. Dieser Stamm ist ein so merkwürdiger, weil er noch vollkommen mit seinen Wurzeln in der Erde stehet. Man sagte mir, unter demselben werde sich eine Quelle befinden, welche durch die Wurzeln in den oberen Theil des Baumes gewirket und solchen versteinert habe. Ferner habe ich eine

Frau von Sandrart gesehen, die ist achtzig Jahre alt und im zweiundvierzigsten Jahre ihres Wittwenstandes, ihr Mann war siebenundsechzig Jahre, als er sie heirathete, und sie zweiundzwanzig, und so hat denn dieses Ehepaar das Jubiläum der Augustana zweimal gefeiert. Die alte Dame kennt jedes Stück ihrer sehr reichen Sammlung und weiß noch von allem Auskunft zu geben. Es ist meiner holdseligsten Jungfer wohl bekannt, wie ehemals eine Gesellschaft in Nürnberg unter dem Namen der Pegnitzschäfer zusammengetreten, deren Absicht auf die Aufnahme und Verbesserung der deutschen Sprache und Poesie gerichtet war. Das Vorhaben war gut, die dazu erwählten Mittel aber nicht glücklich ausgesonnen. Diese Pegnitzschäfer-Gesellschaft besteht zwar noch heutigen Tages, allein nur unter schlechten Leuten, und werden wenige Zusammenkünfte gehalten. Die Meistersinger, welche mit den Bardis und Scaldis der alten Deutschen eine große Gemeinschaft haben, versammeln sich gemeiniglich an Festtagen, singen auch wohl in Privathäusern für ein Trinkgeld. Die Musik floriret stark in Nürnberg, die Zusammenkunft der Liebhaber oder des collegii musici wird „Kränzel“ genannt; und verdient Fischer auf der Violine, Spener aber auf der fleute traversière gehört zu werden. Der Umgang mit dem Nürnbergischen Frauenzimmer ist viel eingeschränkter wie in Bielefeld. Man bekommt solches gar nicht zu sehen, in die Versammlungen, so es untereinander hält, haben selbst die einheimischen

Mannspersonen, so sie nicht sonderlich bekannt sind, keinen Zutritt, und wenn gleich ein Fremder mit den besten Rekommandationsschreiben an einen Nürnberger, der Frau und Tochter hat, versehen ist, so wird dieser doch die ihm empfohlene Person selten zu sich in sein Haus laden, sondern sich begnügen, daß er sie im Wirthshause traktire und womöglich ihr mit einem angehängten Rausche eine Ehre anthue. So sagen sie hier, hat mir schlecht gefallen, denn wo bleibt da unsere alte deutsche Gastfreundschaft? Von allem aber, was ich hier gesehen, hat mir das Häuslein am besten gefallen, das der Herr von Tucher hier in seinem Garten für seine Tochter hat einrichten lassen, die einen Volkamer nahm, aber mit ihrem Kindlein alsbald wieder verstorben ist. Da ich von meiner großen Gönnerin, der hochwürdigen Küsterin im Bergerstift zu Herford, mit einem gar stattlichen Rekommandationsschreiben an den Herrn von Tucher war versehen worden, so habe ich dieses Schatzkästlein aufs allergenaueste besehen dürfen und will versuchen, meinem liebsten Herzen hier eine kleine Beschreibung davon zu geben. Ein kühles Halblicht liegt über dem mit rothen und weißgelben Platten belegten Vorplatz, und die große Standuhr mit dem Löwenkopf unterbricht die Stille durch ihr Ticktack. Ueber den Thüren rechts und links sind Sopraportbilder von Snyders, welche in barocker Einrahmung reizende Früchte zeigen. Im Hintergrund steht ein uralter dunkler Eichenholzschrank, dessen Glasaufsatz das täglich gebrauchte Kaffee- oder

Theegeschirr sehen läßt. Zwei Vasen mit gemachten Blumen, eine Garnwinde, und ein Spinnrad stehen auf dem Schranke. Neben demselben führt die massive und schwarze Treppe hinauf, welche durch eine hängende Laterne von blankem Messingblech erleuchtet wird. Auf dem ersten Podeste der Treppe führt links eine Thüre zu einer sogenannten Babellage, einer unter der Decke eines Raumes angebrachten Gallerie, von der herab man die unten darin angehäuften Vorräthe des Haushaltes übersieht. Auf dem Vorplatze des oberen Gestocks sah ich eine sehr zierlich gearbeitete Serviettenpresse, zwei kunstreich gedrehte Sessel und ein schönes großes Bild „Daniel in der Löwengrube.“ Links ist das Schlafzimmer der Hausfrau. Das Bett im Hintergrunde steht unter einem Himmel von blasser Rosaseide, dessen goldene Schnuren und Quasten eine Krone bilden. Wie Schnee so weich legt sich der Ueberzug von Spitzen darüber, der an den Pfosten der Bettstatt durch ein Bouquet von Straußenfedern aufgenommen ist. Der Wäscheschrank ist von alter eingelegter Arbeit; die Toilette mit ihrem Spiegel ist durch einen Spitzenvorhang den Blicken entzogen. Die Stühle sind mit rothem Sammet bezogen, das Lavoir aus getriebenem Silber. Vor dem mit Wappen geschmückten Ofen, neben dem bunten Paravent, im heimlichsten und wärmsten Winkel des Hauses, steht eine Wiege; ich habe sie nie anblicken können, ohne zu fühlen, daß mir die Augen naß wurden. Unten links neben dem Vorplatz ist die Besuchsstube, das

Sitzzimmer, wie sie hier sagen; ein weicher mit großen Blumen durchwirkter Teppich bedeckt den Fußboden, die Tapete zeigt Goldarabesken und Blumenbouquets. Alles licht und freundlich, hell und luftig. Ein antiker Kronenleuchter hängt gerade in der Mitte nieder. Der große Kamin ist von Marmor, alle Geräthe haben goldschimmernde Griffe, auf dem Sims steht eine Reihe der merkwürdigsten Gläser. Dem Kamin gegenüber ruht unter dem großen Spiegel eine Kommode von Ebenholz, mit Gold eingelegt, auf Löwenfüßen. Rechts und links daneben stehen Lehnsessel und neben jedem Sessel ein kleiner runder Tisch. An der dritten Wand hängt wieder ein großer Spiegel und darunter steht ein Tisch, dessen rothe Decke mit dem schwersten und schönsten Silberzeug bedeckt ist. Ich weiß nicht, warum ich meinem liebsten Herzen dieses Häuslein der Tucherischen Tochter so gerne geschildert habe, wenn es nicht der Wunsch gewesen ist, meine holdseligste Jungfer und himmlische Susanne recht bald in ein ähnliches Nestchen führen zu können, welches, wenn vielleicht auch nicht so kostbar geschmückt, hoffentlich doch ein längeres häusliches Glück darbieten soll, als dieses Nürnbergische sehen durfte. Mein liebstes Herz dem heiligen Schutze des treuen Gottes empfehlend, bin ich mit dem Gruße der zärtlichsten Anhänglichkeit, holdseligste Jungfer, Ihr treugehorsamster Knecht für immer der Drossart von Zeyst."

Als Salome diesen Brief zu Ende gelesen, sanken allgemach die frühen Dämmer des Wintertags nieder

und verbargen mit anderen auch die Thränen, die das liebende Mädchen über dieses Schreiben, das nicht an sie gerichtet war, vergoß. Lange saß sie still weinend und dem Gelesenen nachdenkend am Fenster; sie fühlte nichts von der eisigen Kälte, welche durch die schlecht geschlossenen Scheiben hereindrang.

„Wie steif sich das alles anhört und welche Süßigkeit der Liebe sich doch herausfühlt!“ flüsterte Salome mehr in sich hinein, als aus sich heraus: „Dieser gute, ehrliche liebe Drossart, wie mag er sich bemüht haben, alles herauszusuchen aus seinem Gedächtniß, von dem er glaubte, daß es diesem Mädcheu Freude machen könne! Und wie weit hat er doch fehlgegriffen! Was hätte Susanne sich um all diese Nachrichten gekümmert? Ich glaube, selbst das Haus der Volkamerin hätte sie kalt gelassen. Aber freilich, dieser ehrliche Drossart hat sie auch nie gekannt, er hat sie nie gesehen, wie sie wirklich ist; er hat sie auch nie geliebt, ich meine so recht wahrhaft, er ist in das allerliebste Püppchen mit dem hübschen Lärvchen verliebt gewesen und hat das für Liebe gehalten. Ich weiß alles, ich sehe ihn, wie er sich müht, ihr hübsches Bild in seiner Erinnerung festzuhalten, auch das gelingt ihm nur noch mühsam, aber er ist ein ehrlicher Kerl, er hat ihr seinen Ring auf die Treue gegeben und nun will er auch treu sein, mag es ihm sauer werden oder süß, er bleibt treu. Der Herr Vetter ist ein ganzer Mann!“

Weiter wollen wir dem liebenden Mädchen jetzt nicht folgen in seinen Gedanken, zumal da wir ihr in späterer Stunde über die Schulter blicken können, während sie den Antwortsbrief an den Drossart schreibt.

Derselbe lautet: „Hochgeehrter Herr und lieber Herr Vetter Drossart! Es soll dem lieben Herrn Vetter nicht verborgen bleiben, daß Sein heute am 9. Januar in meine Hände gelangter schätzbarer Brief vom 30. November vorigen Jahres etwas sehr lange auf sich hat warten lassen, was indessen nicht in der Schuld des lieben Herrn Vetters gelegen haben wird, daß meine Wenigkeit indessen doch eine hohe Freude und wahre Genugthung bei Anblick desselben empfunden. Es hat mich herzlich erfreuet, lieber Herr Vetter Drossart, daß Er sich bis zum letzten November wohl und munter befunden hat, und bitte ich Gott, daß der Ihm solche Gesundheit auch fürder verliehen haben möge. Hier in Bielefeld geht es allerdings nicht zum besten; die Muhme Trotzenburgin wird sehr beschwerlich und insgeheim hat mir der Doktor vertraut, daß sie schon längere Zeit an der Wassersucht leidet, doch, meint er, könne sie noch ein langes Leben vor sich haben. Muhme Klärchen, will sagen die junge Frau Koblankin, kränkelt auch immerfort, der Doktor will aber nicht viel daraus machen. Mir selbst aber geht's gut, nur ist's mir wie Ihm, lieber Herr Vetter, ich sehne mich nach dem Hause auf dem Gehrenberg, wie Er nach dem auf der Lübberstraße in Herford.

Komme ich mal zum Besuch heim, so soll mein erster Gang nach der Lübberstraße sein, und ich will ganz rechtschaffen nach dem Seinigen sehen, das thu' ich Ihm versprechen, und Ihm auch redlichen Bericht geben. Nun muß ich wohl endlich auch von dem reden, was Ihm als einem verliebten Manne die Hauptsache sein wird, was ich aber, weil's mir blutsauer wird, so lange wie möglich verschoben habe. Es wird Ihn sehr betrüben, was ich Ihm nun sagen muß, aber Er ist ja ein Mann und wird es nehmen wie ein Mann. Seinen Brief an die Jungfer Susanne Havergohin habe ich nicht abgegeben, sintemalen es zur Zeit in Bielefeld eine solche Jungfer gar nicht mehr giebt, und an die Frau Densinckin habe ich Seinen Brief nicht ausliefern wollen; hoffe damit in Seinen Intentionen gehandelt zu haben. So, nun weiß Er die Hauptsache, eigentlich brauchte Er gar nichts weiter zu wissen. Ich denke, Er wird sich als Mann und Christ trösten, mir wenigstens will's nicht geziemend dünken, Ihm Trostworte zu schreiben, da ich doch ein Mädchen bin. Lieber Herr Vetter Drossart, ich thu' Ihm einfach berichten, wie sich das zugetragen hat, was Er wohl zunächst als ein großes Unglück betrachten dürfte, worin Er aber späterhin, wie ich hoffe, als ein evangelischer Christ, die Schickung Gottes erkennen und verehren wird. Etwa acht Tage, nachdem Er verreiset war, hat Herr Adrian Densinck seines Oheims Testament bekommen, er ist nicht Universalerbe gewesen, aber er hat neuntausend Reichsthaler baar ge=

erbt und damit sofort das Lichtemannsche Geschäft in der Goldstraße gekauft. So, als ein habseliger Kaufmann, ist er zum Herrn Havergoh gekommen und hat um die Susanne angehalten. Der Vater hat ihm das Wort sofort gegeben und ist in harten Zorn gerathen, als Susanne nicht sofort zugestimmt. Das arme Mädchen, dem der Herr Vetter Drossart doch tiefer im Herzen gesteckt, als ich meinte, hat Schweres ausgehalten in jenen Tagen, und Klärchen behauptet, sie habe mehrere Male arge Prügel bekommen von ihrem Vater, was ich aber billig dahin gestellt sein lasse zu Ehren des Herrn Havergoh, der ja immer ein so zärtlicher Vater mit ihr gewesen. Eines Abends stand Susanne in der Dämmerung vor mir; sie kam mir gar nicht so vor, als gehe ihr's sehr zu Herzen; kann aber wohl sein, daß ich mich darin irre. Sie erzählte mir, daß ihr Vater sie durchaus mit Herrn Adrian Densinck verheirathen wolle; wie ihr das eine sehr beschwerliche Sache sei, weil sie dem Herrn Vetter Drossart sich versprochen und auch dessen Ring empfangen habe auf die Treue. Wie es aber nun an dem sei, daß sie sich nicht länger weigern könne, der Vater habe einmal Gewalt über sein Kind, und es lasse sich eben auch an Herrn Adrian Densinck weiter nichts aussetzen; da wolle sie mich denn gebeten haben, Ihm, dem Herrn Vetter, das Pfand der Treue, den Ring, zurückzuliefern und Ihn zu bitten, Er möge ihr als einer armen schwachen Person nicht zürnen, sondern vergeben und ihr ein mildes Andenken

schenken. Sie sagte das alles so kalt und kurz heraus, mir gefiel's nicht; aber ich hatte doch Mitleid mit dem armen Kinde, denn sie ist wirklich nur ein Kind, sagte ihr etliche Trostworte, nahm den Ring und übernahm die Bestellung an den Herrn Vetter. Im Advent sind die Aufgebote erfolgt und drei Tage vor Weihnachten ist große Hochzeit gehalten worden. Von der kann ich nichts melden, denn da die Frau Muhme sich elend befand, bin ich mit ihr zu Hause geblieben: die Muhme Klärchen, die Koblankin, hat mir gesagt, daß alles sehr ordentlich und anständig zugegangen ist, auch habe die junge Frau wie ein Engel ausgesehen; das aber will nichts sagen, denn Muhme Klärchen findet, daß jede Hochzeiterin wie ein Engel aussieht. Aber es ist wahr, hübsch genug ist die junge Densinckin und ihre gute Laune muß sie auch wiedergefunden haben, das weiß ich von der Magd, denn die Muhme läßt alle Kaufmannswaare bei ihr kaufen, obwohl wir's näher haben könnten. Seinen Brief, lieber Herr Vetter Drossart, an das hochwürdige und gnädige Fräulein von Ledebur im Bergerstift will ich morgen selbst zum Herforder Boten bringen, der logirt in der Schenke am Niedernthor. Er kennt ihn wohl, es ist der alte Sack vom Radewig in Herford, den wir als Kinder den Stein-Sack tauften, weil so unter der Hand davon gemunkelt wurde, er habe Steine aus der Jakobikirche gestohlen und seinen Backofen damit ausgebessert. Behüte Ihn Gott, lieber Herr Vetter, und erhalte Ihn gesund, schreibe Er bald

mal wieder an Seine treu liebende und dienstwillige Muhme Salome Tugendreich Trotzenburgin. Bielefeld, am 9. Januar 1771."

Dieser Brief muß einer sehr schnellen Beförderung sich erfreut haben, denn kaum waren etwas über vier Wochen vergangen, als Salome abermals durch die Herren von Laer einen zweiten Brief ihres Vetters erhielt. Darin stand kein Wort von der jungen Frau Densinck; vom Herrn Dreßler nur, daß er sich immer noch herumtreibe, zuweilen aber doch Schreibeübungen halte, wenn er auch noch keinen Brief oder sonst ein Schriftstück fertig bekommen; etwas mehr fand sich über das eisengraue Roß und über den edlen Hund, den braunen Truewart, noch mehr über den schweigsamen Tetzlaff, das meiste aber über eine zu unternehmende Reise nach Italien, zu welcher das hochwürdige und gnädige Fräulein von Ledebur herrliche Rekommandationsschreiben gesendet. Wieder wurde der treuen Muhme die Aufsicht über das Herfordsche Gut des Drossarts dringend anheimgestellt; Salome aber war glückselig über diesen Brief.

Achtes Capitel.

Zwei Grenadiers zu Pferd.

„Maurienne kommt und Maurienne siegt,
Das weiße Kreuz in der Fahne fliegt!"

Schon unter Viktor Amadeus dem Großen, und bevor er noch die Königskrone an das herzogliche Haus von Savoyen gebracht, hatte ein redlich deutsches Blut unfern des Susathores in Turin eine stattliche Herberge gebaut und sie „zum Reichsvikar" genannt, weil der Herzog von Savoyen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation Vicarius per Italiam war. Ihm hatte Victor Amadeus auch gestattet, das savoyische weiße Wappenkreuz im rothen Felde als Zeichen über seiner Thür aufzuhängen.

So lange nun Friedrich Kunsch, ein Fleischerssohn aus Halle an der Saale, in seiner Wirthschaft gewaltet, war's redlich deutsch, reinlich und nahrhaft zugegangen im „Reichsvikar" und die deutschen Kavaliere waren gewohnt, bei ihm abzutreten. Seit aber Friedrich Kunsch gestorben war und an seiner Statt

ein Turiner Schwiegersohn befahl, war der „Reichsvikar“ heruntergekommen und kaum besser als die übrigen Gasthöfe Turins, die dazumal alle sehr schlecht waren.

Aber die deutschen Kavaliere pflegten noch immer am Susathore abzutreten, und so war es gekommen, daß auch unsere alten Freunde von Herford und Bielefeld, der Drossart und der Dreßler, dort eingekehrt waren, als sie auf ihrer Reise durch die Schweiz und einen Theil von Südfrankreich im Herbste des Jahres 1771 nach Turin kamen.

Wir finden die beiden Herren eines Vormittags in einem ziemlich kahlen und sehr unsauberen Zimmer des Reichsvikars beim Frühstücke. Der Dreßler lacht über die jämmerliche Miene, mit welcher der Drossart die großen Kastanien, die Maronen kaut, welche die Hauptnahrung des genügsamen Volkes sind. Sie sind erhitzt, mit rothem Weine getränkt und nochmals erhitzt, haben so den Rang der höchsten Delikatesse und werden kalt genossen, doch dem Drossart wollen sie durchaus nicht behagen, dem wäre ein Stück dicker Pumpernickel schon lieber. Und wahrscheinlich tränke er selbst Bielefeldisch Bier mit Vergnügen statt des süßen weißen Astiweines, den sie dort vino amabile nennen, oder statt des vino brusco, der fetten Personen dringend anempfohlen zu werden pflegt.

„Erbärmlich!“ sagt der Drossart, seine düsteren Augen erhebend, mit Nachdruck und stellt das Kelchglas mit solcher Gewalt fort, daß es bedenklich klirrt.

„Wir sind in dem Lande, wo die Trüffeln herkommen!“ bemerkte der Dreßler neckend. „Wir sind in dem Lande, nämlich in Piemont, wo es unter zehn Menschen nur einen ehrlichen Mann giebt, an den wir leider nicht gerathen sind, denn wären diese Weine nur einigermaßen rein gehalten, so wären sie schon trinkbar.“

Der Drossart hielt eine lange und ziemlich pedantische Rede über die Betrügerei als hervorragend piemontesische Eigenschaft, lobte dafür aber die Savoyarden, bei denen unter zehn Menschen immer nur ein Betrüger sei, wie das Sprichwort besage, und er selbst aus eigener Erfahrung bestätigen könne.

Der Dreßler versicherte lachend, daß denn doch das Thal von Aosta eine rühmliche Ausnahme bilde, dort fänden sich lauter Tröpfe und Kröpfe. Ein Fremder ohne Kropf sei jüngst von den Eingeborenen des Aostathales, die noch nie einen Menschen ohne Kropf gesehen, so jämmerlich verlacht worden, daß er zuletzt sie ganz bescheiden daran erinnert habe, daß es sich nicht schicke, jemanden eines körperlichen Gebrechens wegen, für das er doch nicht könne, auszulachen. Da erst, versicherte der Dreßler, seien Männlein wie Fräulein von Aosta ernst geworden und hätten sich begnügt, mit stillem Bedauern auf den armen Mann ohne Kropf zu blicken.

Der Drossart lachte, wie er stets that, wenn der Dreßler in seiner frischen, leichten und heitern Weise konversirte, obwohl er sonst gar nicht mit dem Leben

und Treiben seines Reisekumpans zufrieden war und sich gelegentlich auch durchaus gar nicht scheute, ihm eine lange Strafrede zu halten. Ehedem hatte dem Drossart die leichte Art das Leben zu nehmen, und die klare Unverschämtheit des Dreßlers, ja selbst dessen offenbare Nichtsnutzigkeit imponirt, das war schon lange vorüber, aber der ehrliche Herforder hatte sich an das verlorene Kind von Bielefeld gewöhnt und litt es, daß der freche Bursche unter dem Namen eines Herrn von Rossau mit ihm durch die Schweiz, Frankreich und Italien zog, auch überall auf seine Kosten zehrte. Denn mit den Geldmitteln des Dreßlers hatte es schon bei dem Zuge durch Süddeutschland mächtig bedenklich ausgesehen.

Der Drossart aber wußte, daß er reich genug war, sich einen Schildknappen zu halten, der ihn an die Heimath erinnerte, mit dem er von Bielefeld sprechen konnte, und er fühlte einmal das Bedürfniß, in der Fremde von dem lieben deutschen Lande zu schwatzen.

„Du hast nun alle Deine Empfehlungsbriefe abgegeben, Bruderherz," bemerkte der Dreßler, „aber ich kann nicht finden, daß diese vornehmen Herren hier sich besonders beeilen, uns die Honneurs ihres Landes zu machen."

„Nun, wir sind erst am vierten Tage, Dreßler," meinte der Drossart gutmüthig und reckte gähnend die gewaltigen Glieder, „ich denke, die Herren hier werden

nicht beeilt sein, sich ihre guten Golddukaten von Dir mit schlechten Karten abnehmen zu lassen!"

Seltsam, der Drossart war beinahe überzeugt, daß sein Kumpan gelegentlich im Spiele betrüge, und dennoch hatte er Bruderschaft mit ihm gemacht.

Als sie noch so sprachen, meldete der Hausdiener, daß der Kapitän Herr Soler vom Rehbinderschen Regimente den Herrn Drossart im Auftrage des Herrn Generals Fürsten della Cisterna zu sprechen wünsche.

Der Drossart warf dem Dreßler einen Blick des Triumphes zu, denn an den Fürsten dal Pozzo della Cisterna war einer der Rekommandationsbriefe gerichtet gewesen, welche Fräulein von Ledebur ihm zu Wege gebracht.

Der Kapitän, ein noch junger Mann von den verbindlichsten Formen, meldete dem Drossart, daß der Fürst della Cisterna in vergangener Woche den Fuß gebrochen habe und ihn deshalb um seinen sofortigen Besuch bitten lasse. Kapitän Soler hatte einen Wagen bei sich, er bot dem Drossart einen Platz in demselben an, und betonte etwas schärfer, daß ihn der Fürst erwarte.

Da unser Freund vollständig angekleidet war, so war er sofort bereit, diesem Winke zu folgen; der kommandirende General und der große Herr sprach und der Drossart war viel zu bescheiden, um sich über die etwas peremptorische Art der Einladung zu wundern, während der Dreßler eine Grimmasse schnitt wie ein

Affe, der sich die Zähne stumpf beißt an einer harten Nuß.

Von raschen Pferden gezogen, schossen der Drossart und sein Begleiter durch die breiten volkreichen Straßen und hielten endlich vor einem schönen Hause am Platze des heiligen Carlo, der Franciskanerkirche gegenüber. Wachen schilderten vor der Thür, und im Vorplatze wie auf den Treppen wimmelte es von Officieren und Ordonnanzen.

Kapitän Soler, der unterwegs den Fremden auf verschiedene Merkwürdigkeiten aufmerksam gemacht hatte, führte den Drossart mitten durch diesen bunten und waffenblitzenden Schwarm und ließ ihn endlich in ein großes Zimmer treten, nachdem er vorher hineingerufen: „Excellenza, hier ist der Deutsche, Herr Drossart.“

„Treten Sie näher, Herr Drossart von Zeyst!“ rief in deutscher Sprache ein Herr, anscheinend vom höchsten Alter, der in einen prächtigen Pelz gehüllt auf einem Lehnstuhle saß und das gebrochene Bein auf dem Tabouret vor sich liegen hatte.

Der Drossart trat mit einer tiefen Verbeugung bis dicht an den Stuhl des Fürsten della Cisterna, der ihn mit ganz eigenthümlich scharfen Blicken musterte, aber sichtlich etwas getäuscht die Augen wieder abwendete und das weiße Köpfchen sinken ließ.

„Sind Sie mit dem General von Plettenberg, der Sie mir empfahl, selbst bekannt, oder haben Sie

die Empfehlung durch die dritte Hand?" fragte der Fürst nach einer Weile.

„Durch Fräulein von Ledebur, die Küsterin unsers Frauenstiftes, Excellenz!" antwortete der Drossart.

„Sie haben sich alles angeeignet, was ein Cavalier können muß? Reiten, Fechten, Tanzen, Schießen u. s. w., wie, Herr Drossart? Ich frage darnach, weil der Brief meines alten Kameraden sagt, daß Sie in Deutschland nicht voll für einen Cavalier gelten!"

„Ich glaube, die Frage mit Ja beantworten zu können!" sagte der Drossart, „und was meine Geburt betrifft, so habe ich mich nie für einen Edelmann ausgegeben, glaube aber auch von wegen meiner Geburt für einen vollen Cavalier gelten zu können; meine Väter waren Erbbeamte, wahrscheinlich erst der Kirche zu Zeyst, denn mein Wappen zeigt eine Kirchenfahne, dann aber der Herren Prinzen von Oranien; mein Großvater war Geschäftsträger der Fürstin-Aebtissin von Herford, mein Vater war ein Gelehrter, der leider frühe schon durch Meuchelmord fiel, wir alle haben als freie Männer auf und von unserem Grundbesitz gelebt."

Der Fürst hatte lebhaft aufgeblickt, über sein starres Gesicht war ein eigenthümlich Leben gekommen; langsam sprach er: „Wie, Ihr Herr Vater ist durch Meuchelmord umgekommen? Ich glaubte, das sei in Deutschland gar nicht möglich?"

Der Drossart erzählte, wie man die Leiche seines

Vaters gefunden. „Und hatte man auf niemanden Verdacht?“ fragte der Fürst.

In seiner offenen und ehrlichen Weise erzählte der Drossart vom Marchese Rodofredi, von seiner Mutter und von dem unerhörten Verrathe und der späteren Reue der Leyneken Todrang. Mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte der Fürst; als der Drossart schwieg, sagte er, rasch zu dem jungen Manne aufblickend: „Als ich fünfunddreißig Jahre alt war, hielt man mich für fünfundzwanzig, nun ich fünfundfünfzig bin, hält man mich für fünfundsiebenzig; diesen von Leidenschaft und Groll verzehrten Leichnam, dieses in Kummer gebleichte Haar, das alles, junger Mann, das alles verdanke ich Ihrer Vaterstadt Herford, ich bin jener Marchese Rodofredi, den Sie so freundlich für den Meuchelmörder Ihres Vaters erklären!“

Der Drossart starrte auf den Greis wie vom Schlage getroffen, aber es war ihm sofort klar, daß dieser Mann seines Vaters Mörder nicht war, nicht sein konnte.

Milde lächelnd fuhr der Fürst fort: „Ja, es ist so, Herr Drossart, ich heiße Enrico dal Pozzo und bin durch mein väterliches Lehngut Marchese Rodofredi; Fürst della Cisterna, Haupt des Hauses dal Pozzo bin ich erst nach dem Absterben meines Oheims geworden. Junger Mann, ich habe Ihre Frau Mutter leidenschaftlich geliebt, aber Ihren Herrn Vater habe ich nicht gemordet. Ich bin in Ihrer Stadt das Opfer eines unerhörten Betruges geworden, ich er=

innere mich aller Umstände noch so genau, daß ich mich wohl noch einiger Dinge entsinne, welche mir schon damals bedenklich vorkamen. Ich habe Ihre Frau Mutter sehr geliebt, sie dann unschuldig viele Jahre lang der Untreue bezichtigt, aber Ihren Herrn Vater habe ich nicht ermordet; ich werde Ihnen das weiter nicht betheuern, damit würde ich mir Schande anthun, aber hier nehmen Sie meine Hand und versichern Sie mir durch Ihren Händedruck, junger Mann, daß Sie mich nicht mehr für den Mörder Ihres Herrn Vaters halten!"

„Es freut mich von ganzem Herzen, Excellenz, daß ich diesen Händedruck mit voller Aufrichtigkeit geben kann!"

Der Drossart bewegte sich und sprach mit einer Würde, welche dem Fürsten nicht entging.

„Ich liebe Ihre Frau Mutter heute noch," sprach er schwermüthig vor sich hin, „Agneta Brautlacht war das schönste Mädchen, welches ich auf Erden gesehen! Und so spitzbübisch betrogen, so jammervoll getäuscht, so abgelockt von einer schlechten Dirne! Wahrlich, für den Diplomaten, für den General ist das ein schöner Ruhm!"

Der Fürst lächelte.

„Wie muß Leyneken Todrang Eure Excellenz geliebt haben, um solches zu vermögen!"

Der Drossart sprach das ganz einfach, und doch war's ein machtvoller Trost für den Diplomaten, der sich schwer in seiner Eitelkeit verletzt fand. Der junge

Mann belehrte ihn, daß ihn nicht ein dummes Mädchen getäuscht und überwunden, sondern eine allmächtige Leidenschaft. Das war wohl ein linderndes Pflaster. Der Fürst blickte sehr wohlwollend auf den Drossart, obwohl er leise für sich hin sprach: „Er hat doch keine Spur von Aehnlichkeit mit seiner schönen Mutter!"

Nach einer langen Pause fuhr er fort: „Mein alter Kamerad Plettenberg schreibt, daß Sie unter Umständen eine Officierstelle in der königlich sardinischen Armee annehmen würden!"

„So ist es, Excellenz!"

„Nun, ich kann Ihnen eine Officierstelle sofort verschaffen und zwar unter Umständen, welche Ihnen, wie ich glaube, ganz besonders vortheilhaft dünken werden."

Der Fürst schwieg, der Drossart verbeugte sich und sprach: „Ich möchte mich aber nicht gern von einem Gefährten trennen, der mir seit Jahresfrist gefolgt, es ist ein sehr geschickter Cavalier, dem man bei uns in Deutschland den Adel bestreitet, weil sein Großvater ein schönes leibeignes Weib geheirathet."

„Nun, hier wird man ihm seinen Adel nicht bestreiten," lächelte der Fürst, „wir sind in solchen Dingen toleranter als Ihr Deutschen; Ihr Vorschlag, Herr Drossart, kommt mir sehr passend; ich kann beide Stellen dann zugleich besetzen. Ich werde Sie und Ihren Freund, dessen Namen Sie mir aufschreiben

wollen, zu Lieutenants im Regiment Maurienne, Grenadiers zu Pferd, ernennen und Sie beide dem Chef des Regiments, einem Prinzen von Geblüte, dem Grafen Thomas von Maurienne, als Adjutanten zuordnen. Der Prinz hat seine beiden Adjutanten verloren, sie waren beide Malteser und wurden nach Malta berufen. Nun quält mich der grüne Graf, so nennen wir ihn halb aus Spott, weil er seinem großen Ahnherrn, dem Amadeus von Savoyen, der auch der grüne Graf genannt wurde, gar nicht ähnlich ist, halb auch, weil die Uniform seiner Grenadiers grün ist; kurz, der grüne Graf will durchaus sofort Adjutanten, wahrscheinlich für den Dienst seiner Gemahlin. Nun, dieser Prinz ist ein durchaus braver Herr, aber gar nicht geistreich und furchtbar stolz auf seine Abkunft vom Hause Savoyen, dessen entferntesten Nebenzweig er allein bildet. Wollen Sie mir eine Freude machen, Herr Drossart, so equipiren Sie sich noch heute, damit Sie morgen in Uniform nach der „Vigna der Prinzessin“ fahren können, wo der grüne Graf residirt. Von Ihrem Regimente werden Sie zunächst nicht viel zu sehen bekommen außer den Ordonnanzen des Prinzen, denn Regiment Maurienne steht eben in der Grafschaft Maurienne. Mein Adjutant, Kapitän Soler, wird alles auf's schleunigste für Sie besorgen.“

„Excellenz,“ nahm der Drossart noch einmal sehr ernst das Wort, „ich bin ein evangelischer Christ und denke, das Augsburgische Bekenntniß in keinem Falle zu verlassen!“

„Und wer sagt Ihnen, mein junger Freund, daß wir hier darauf ausgehen, Eroberungen für die römische Kiche zu machen?“

Es spielte ein bitteres Lächen um den blassen, aber schöngeformten Mund des großen Edelmannes. Man nennt dieses Lächeln ein sardonisches, man könnte es auch ein sardinisches Lächeln nennen, denn auf der Insel Sardinien wächst dieses Giftkraut Sardonia herba, dessen Genuß den Mund zu einem bitteren Lächeln verzieht.

Der Drossart verbeugte sich, und der Fürst von Cisterna reichte ihm in einer zwar verbindlichen, aber auch sehr vornehmen Weise die Hand zum Abschiede.

Der Grandseigneur hatte ganz entschieden einen sehr guten Eindruck auf unsern Drossart gemacht, der Schüler des Magisters Marcellus war aber trotz eines fast Jahre langen Umganges mit dem leichtsinnigen Dreßler von Rossau noch immer so pedantisch-schwerfällig, daß er sich darüber so bald nicht klar wurde, auch wußte er durchaus nicht, ob er sich wirklich darüber freuen sollte, daß er sardinische Kriegsdienste genommen, und als er das Haus della Cisterna verließ und nun über all diese geschwinden Dinge nachdenken wollte, da ereilte ihn Kapitän Soler und hinderte ihn völlig daran.

„Herr Kamerad,“ begann der Infanterieofficier artig, aber nicht ohne Hochmuth, „mein Name ist Antonio Soler, ich bin aus dem Hause des Grafen

Grifeo und Herzoge von Parta Vartanna, ein Sicilianer!“

„Mein Name, Herr Kamerad,“ antwortete der Drossart mit noch stärker betontem Hochmuthe, „ich heiße Wichmann Trautretter und bin aus dem Hause der Drossarts von Zeyst im Niederlande.“

Die beiden jungen Männer boten sich die Hände.

Der Adjutant des Generals führte den neuen Kameraden in den „Reichsvikar“ zurück, wo der Drossart zunächst seinen Reisekumpan mit der Ernennung zum Lieutenant überraschte. Einen Augenblick war der Dreßler wirklich überrascht und nahm mit einer gewissen Rührnng die Hand seines Wohlthäters; im nächsten Augenblicke war freilich alles wieder verflogen, und schon bei der Vorstellung mit dem Kapitän Soler ließ er wieder seinen leichtsinnigen Uebermuth blicken und gab sich ziemlich stark als Baron von Rossau. Dabei gerieth er freilich sofort in eine höchst beschämende Verlegenheit, denn der Sicilianer, der stockernsthaft das fast possirliche Piemontesisch, das eine kühne Mischung von schlechtem Französisch und noch schlechterem Italienisch darstellt, anhörte, wendete sich sofort an den Drossart und sprach: „Verzeihung, Herr Kamerad, Sie haben des Barontitels dieses Herrn nicht gedacht, lassen Sie mich eilen, die Unterlassung nachzutragen, sonst kommt der Titel nicht in's Officierspatent!“

Nun stotterte der Dreßler freilich, daß es ihm auf diesen Titel nicht ankomme, der Drossart wendete

sich schonend ab, aber der schlaue Sicilianer hatte auf der Stelle weg, weß Geistes Kind der würdige Dreßler, und beschloß auf seiner Hut mit ihm zu sein. Die Folge davon war, daß gegen den Drossart ein ganz anderes Benehmen eingehalten wurde, als gegen den Dreßler, und zwar nicht nur von dem Kapitän selbst; es fühlte sich bald genug heraus, daß der Adjutant des kommandirenden Generals eine sehr mächtige und einflußreiche Persönlichkeit in Turin sei.

Den würdigen Eitel Kobes verdroß das wohl zuweilen, eigentlich aber machte er sich doch sehr wenig daraus.

Nun erschienen nach und nach die Schneider und die sonstigen Handwerksleute, welche an der sofortigen Equipirung der beiden Lieutenants vom Regimente Maurienne zu arbeiten hatten, die ihre Anweisungen, in einfacher Befehlsform und sehr umsichtig, von Kapitän Soler empfingen und fest versprachen, daß bis gegen Mittag des nächsten Tages alles vollständig fertig sein solle.

Darnach bat der Adjutant die Herren, ihn in den Hof zu begleiten und ließ ihnen dort zwei Pferde vorführen, welche er ihnen im Namen des Fürsten della Cisterna zum Geschenk machte. Der Drossart hätte vor Freuden hell aufgeschrieen, wenn das überhaupt in seiner Art gelegen hätte, denn das ihm bestimmte Roß war ein hohes und starkes eisengraues Thier, ganz wie das, welches er in Herford geritten und von Nürnberg aus dahin zurückgesendet hatte.

Die Aehnlichkeit mußte auffallend sein, denn selbst der edle Truewart sprang freudig bellend vor, als wolle er seinen alten Kameraden begrüßen, freilich stutzte er dann sofort, und zog sich mit eingeklemmtem Schwanze in höchster Verlegenheit über seinen Mißgriff zurück. Aber er kam doch noch zweimal wieder zurück und umschlich schnuppernd den Eisengrauen, machte demselben überhaupt soviel Avancen, als ein so edler Hund leisten kann, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Der Eisengraue nahm diese Avancen auch in sehr liebenswürdiger Weise auf. Er streckte den Kopf nieder zur Erde, bewegte verständnißinnig die Ohren, wedelte gefühlvoll mit dem prachtvollen Schweife und scharrte höchst kontentirt hinten aus.

Ein munterer Schecken war für den Baron von Rossau bestimmt und erregte die Zufriedenheit dieses Herrn im höchsten Grade; Eitel Kobes konnte sonst eben nicht viel, auf Pferdefleisch aber verstand er sich und erkannte sofort, daß der Schecke ein ganz vorzüglicher „Courbettirer" sei, wie man damals sagte, das aber schätzte der Baron von Rossau besonders.

Das Pferd war zugeritten für einen Cavalier, der am Wagenschlage einer Dame zu reiten hat; die Adjutanten des grünen Grafen hatten aber ganz besonders den Dienst bei der Prinzessin, dessen Gemahlin.

Man sieht, daß der Fürst della Cisterna die Pferde mit großer Umsicht ausgesucht hatte.

Darnach führte der Sicilianer die beiden deutschen Landsleute zu den Läden, wo sie das kauften, was ihnen noch zur vollen Adjustirung fehlte, speiste mit ihnen in einem Privatkosthause, wo sie die Kost doch viel besser fanden, als in ihrem „Reichsvikar;" ja, selbst der Wein war so, daß der Drossart gern ein Fläschchen mit dem neuen Kameraden geleert hätte, aber der mäßige Sicilianer mischte sich in seinem Kelch den Wein mit über halb Wasser und nachher war er nicht mehr durstig. Der Drossart war kein unmäßiger Trinker, aber er fand es als biederer deutscher Mann doch zu mäßig, den Wein nur aus Durst zu trinken und fragte sich innerlich etwas verstimmt, wozu denn das Wasser da sei.

Dann spielten sie im Kaffeehause des Rehbinderschen Regiments einige Partien Domino; Soler stellte die neuen Kameraden einer großen Anzahl von Officieren vor uud führte sie zuletzt in's Opernhaus, wo es sehr artig und nüchtern zuging, die Deutschen sich aber kläglich langweilten, weil sie nicht recht was von Musik verstanden uud nicht genug hatten an dem Ohrenkitzel der Töne, womit man damals jenseits der Alpen völlig zufrieden war.

Darnach gingen sie nach Hause, denn öffentliche Orte, die man nach dem Theater noch hätte besuchen können, gab es damals in Turin nicht und zu Familien hatten sie begreiflicher Weise noch keinen Zutritt.

Am andern Morgen früh schon erschienen freilich wieder die unglücklichen, kalten Maronen, die dem

guten Drossart so wenig behagten, aber auch die Schneider und die anderen Ouvriers mit den Uniformstücken, und bald standen zwei schmucke Grenadiers zu Pferd fertig da, wie sich von selbst versteht zunächst erst zu Fuß.

Neben dem riesigen Drossart sah freilich der Dreßler etwas spärlich aus, aber es war doch ein fixer kleiner Kerl.

Uebrigens stand dem Drossart das grüne Kollet mit kirschrothen Sammetaufschlägen, goldenen Brandenbourgs und goldenen Achselbändern, weißen Lederbeinkleidern und hohen, weichen Stiefeln, kurz die ganze Uniform höchst vorzüglich. Wirklich, die hohe Grenadiermütze von Bärenfell mit der goldenen Grante machte ihn zu einer schier fabelhaften Erscheinung.

Degen trugen die beiden Officiere noch nicht, die hatte ihnen der General bei der Eidesleistung erst zu übergeben, denn erst mit Annahme derselben traten sie in die Dienste Seiner sardinischen Majestät; zu dieser Feierlichkeit holte sie jetzt Kapitän Soler ab.

Sie ritten zu dreien nach der Wohnung des Generals; die Feierlichkeit wurde dort sehr ohne Feierlichkeit durch einen alten Obristlieutenant, der den General vertrat, abgemacht und der Drossart erschrak fast, als ihm Kapitän Soler einen Säbel überreichte, in dessen Goldgefäß ein Kranz von Rubinen eingelassen war, dessen Steine sichtlich vom höchsten Werthe waren.

Selbst einem Laienauge, wie das des Drossarts, konnte das nicht verborgen bleiben.

„Seine Excellenz, der Fürst della Cisterna," sagte Kapitän Soler leise, „bittet den Herrn Drossart, diese Klinge von ihm anzunehmen; des Fürsten Großvater hat sie in der Schlacht bei Cuneo geführt. Excellenz bittet um des Herrn Drossarts Besuch nach unserer Rückkehr von der Vigna der Prinzessin!"

Auch der Dreßler bekam einen schönen Säbel, aber freilich hatte derselbe kein mit Edelsteinen besetztes Goldgefäß.

Nunmehr gewaffnet stiegen die Herren wieder auf, um sich nach der Prinzessin-Vigna zu begeben. Kaum aber waren sie abgeritten, als Kapitän Soler sie anwies, zu halten, und zwar in einer Reihe mit ihm: „Der König kommt!"

Im stärksten Trabe ging ein Marechal de Logis und fünf Reiter von der Kompagnie der königlichen Garden, die aus lauter jungen Edelleuten besteht, vorüber, dann folgte ein vergoldeter aber sehr altmodiger Schwimmer mit Schwanenhals, darin saß ein Greis mit kleinem ernsthaften Gesicht in einer grünen Uniform, der sehr nachlässig mit kaum erhobener Hand grüßte, das war die sardinische Majestät, König Karl Emanuel II. Dem Schwimmer folgten wieder elf königliche Garden. Das Ganze blitzte nur so vorüber, denn der König fährt ungeheuer schnell.

„Der König geht nach Rivoli," erklärte Soler, „nur dort befindet er sich wohl, weil dort klarste und leichteste Luft ist, während hier die Herbstnebel vom Po die Luft für ihn drückend machen!"

Es war nicht weit nach der Prinzessin-Vigna, aber es fiel dem Drossart auf, daß eine gewisse Verwilderung in der Landschaft herrschte, gleich als sie die Poststraße verlassen hatten. Freilich waren auch hier die Felder mit Nuß- und Kastanienbäumen eingefaßt, aber die Felder selbst waren nicht bestellt, und überall drängten sich riesige Buchsbäume hervor, die sich von einer Größe und Stärke zeigten, daß der Drossart höchlich erstaunte. Er kannte den Buchsbaum nur als niederes Zierkraut zur Einfassung und Ausschmückung der Blumenrabatten, hier trat er als Waldbaum und in wirklichen Wäldern ihm entgegen.

„Das ist eine Eigenheit Ihres Herrn Chefs," bemerkte Soler lächelnd, „der grüne Graf kann es nie wild genug um sich bekommen, alles soll Wildniß um ihn sein, und da das unmöglich ist, so befördert er wenigstens die Wüstenei."

Die drei Reiter hielten schon vor einem Schlößlein, das von einem nicht unebenen Geschmacke des Erbauers zeugte; hinter demselben stieg amphitheatralisch ein großer Garten den Hügel hinauf, der freilich wieder die breiten Spuren der Verwilderung trug.

Nach Kapitän Solers Beispiel sprangen die beiden Deutschen vom Pferde und salutirten, denn aus dem Schlosse eilte ein Herr die Stufen hinab, der wie sie die Uniform der berittenen Grenadiers von Maurienne trug. Es war das ein Herr von Mittelgröße, ziemlich beleibt, der ein hochgefärbtes

Gesicht hatte, das wie ein Schraubstock zusammengedrückt erschien und einen seltsamen Ausdruck von Wildheit empfing durch zwei kleine flackernde Augen von schmutzig gelblicher Farbe.

Im Näherkommen schon rief Prinz Thomas, Graf von Maurienne, hastig: „Ach, Soler, Sie sind es, Sie bringen mir meine beiden deutschen Adjutanten, die mir Fürst della Cisterna gestern angekündigt hat. Seien Sie mir willkommen, meine Herren!“ setzte er dann in deutscher Sprache sehr verbindlich hinzu. „Ich bedaure Sie, daß Sie meine Einsamkeit theilen müssen, aber wir haben nunmehr einige Hilfsmittel. Meiner Gemahlin werden Sie noch willkommener sein als mir, denn sie langweilt sich entsetzlich, seit uns diese flotten Herren Malteserritter verlassen haben; unter uns, ich kann es den weißen Kreuzen nicht verdenken, daß sie sich fortgemacht haben, denn meine Gemahlin, eine edle Venetianerin, eine Contarini, hat abscheuliche Launen und ist oft stätisch wie ein Maulthier; Sie sind von hübscher Größe, wie heißen Sie? Drossart, Drossart, ah! das ist ein Erbtitel, der zum Namen geworden ist, aber Sie sind nur klein, wie heißen Sie? Dreßler von Rossau, Dreßler? Dreßler?“

„Auch ein Erbtitel,“ bemerkte der Dreßler keck unterbrechend, „der Deutsche macht Dreßler aus thesaurarius!“

„Ah!“ rief der Prinz, „zwei Erbtitel auf eiumal, sehr merkwürdig! Aber Sie irren, mein Herr Dreßler;

Dreßler oder besser Treßler kommt nicht von thesaurarius, sondern von trésorier, trésor, das ist's."

Der Prinz warf einen Blick der Ueberlegenheit um sich, und der Dreßler war klug genug, sich mit Anerkennung zu verbeugen; oder er wußte vielleicht ebenso wenig als der Prinz, daß trésor von thesaurus kommt. Der Drossart wußte es, aber bei ihm verstand es sich von selbst, daß er bescheiden schwieg.

Weiter erkundigte sich der grüne Graf sehr eilig nach dem engeren Vaterlande der Herren und kramte dann ein großes Wissen über Westfalen aus. Zu ihrem Erstaunen vernahmen die beiden Westfalen ganz wunderbare Dinge von ihrem Vaterlande, von denen sie bis dahin keine Ahnung gehabt hatten und nicht gehabt haben konnten, weil sie gar nicht wahr waren, indessen der Prinz wußte sie, und das war genug. Endlich schloß der grüne Graf diese seltsame Auseinandersetzung mit der Erkärung, daß er die Herren nicht aufhalten wolle, weil die Prinzessin, seine Gemahlin, sie jedenfalls mit Schmerzen erwarte, und lief eilig wieder in das Schloß zurück.

Die drei Offiziere standen wie vorher, Kapitän Soler, der den wunderlichen Vetter des Königs schon kannte, lächelte leise, der Dreßler lachte ganz ungescheut, der Drossart blickte erstaunt dem davon eilenden Chef nach.

Kapitän Soler hob den Finger warnend gegen den Dreßler und sagte ernst: „Ich gebe zu, der Prinz ist etwas wunderlich, aber nehmen Sie sich in Acht,

Herr von Rossau, man lacht niemals ungestraft laut über einen Prinzen von Savoyen."

Dann wendete er sich an den Drossart. „Ich versichere Sie, Herr Kamerad, der Prinz ist kein Narr, er hat nur wunderliche Manieren; er hat sehr schätzbare Eigenschaften, aber da er nichts, auf der Gottes Welt nichts zu thun hat, nie etwas zu thun gehabt hat und die Freuden der Gesellschaft nicht liebt, so liest er immer, hat immer gelesen und wird immer lesen — davon mag eine gewisse Verwirrung in sein Wissen gekommen sein, trotz seines ungeheuren Gedächtnisses. Leider stimmt der Prinz auch nicht mit seiner Gemahlin überein. Es hätte aus diesem guten Prinzen — er ist ein ganz geschickter Militär und brav wie ein Löwe — wohl etwas werden können, wenn sich der König nur hätte entschließen wollen, ihn irgend wie zu beschäftigen, aber er ist geflissentlich von allen Geschäften fern gehalten worden, was sehr zu beklagen! Ah!"

Der Kapitän winkte ein paar Stalldienern, welche sich in der Ferne zeigten, und übergab ihm die Rosse, dann sagte er: „Vorwärts, meine Herren, zur Frau Prinzessin, sie hat die „Hoheit", Hofehren hat man dem armen Prinzen gegönnt, sonst nichts!"

Sie schritten jetzt zu einer Thür, die sich am linken Ende des Hufeisens, in dessen Form das Schloß angelegt war, öffnete und traten in einen Saal, wo mehrere Lakaien sich faul herumtrieben.

Ein Vorzimmer war durch eine Glaswand abgeschnitten vom Saale, und hier warteten die Herren, während ein Kammerdiener, ganz in grünem Sammet, die Meldung übernahm.

Derselbe kehrte augenblicklich zurück und beschied den Herrn Kapitän Soler zu Ihrer Hoheit, während er höflich bat, die beiden andern Herren möchten sich noch einen Augenblick gedulden.

Kaum hatte Soler das Vorzimmer verlassen, so fuhr draußen ein eleganter Wagen an, der Kutscher beschrieb geschickt einen Halbbogen und hielt vor der Pforte, die Diener eilten hinaus und geleiteten zwei Damen herein, welche langsam den Saal und das Vorzimmer durchschritten und den Gruß der Herren sehr artig erwiderten.

Der Drossart stand wie verzaubert.

„Drossart, Bruderherz," sagte der Dreßler hastig, „sind wir behext oder was sonst — das war Deine hübsche Muhme, die Jungfer Salome Trotzenburg aus Herford, oder wenigstens sie könnte es sein, wenn sie ein Feuermal auf der rechten Wange hätte!"

„Findest Du diese Aehnlichkeit so groß?" fragte der Drossart sichtlich höchst zerstreut.

„Eine solche Aehnlichkeit ist noch nie dagewesen," rief der Kumpan lebhaft, „die ganze gewaltige Gestalt, die mächtigen Glieder, der kleine Kopf, die unergründlich tiefen blauen Augen, der lieblich und behaglich lächelnde kleine Mund, diese wundervollen Arme, die Aehnlichkeit kann nicht größer sein! Selbst

die Art, wie sie die Büste neigte und doch den Kopf, ohne steif zu sein, dabei aufrecht erhielt, war ganz wie Jungfer Salome sich in Bielefeld verneigte; ich möchte wohl wissen, wer diese Prinzessin wäre?"

„Ich möchte es auch wissen!" sagte der Drossart und faßte nach seiner Grenadiermütze, als drücke sie ihn.

Der neugierige unruhige Dreßler war nahe daran, sich bei der Dienerschaft nach der Dame zu erkundigen, als ihn die Rückkehr des Kapitäns Soler vor diesem Mißgriffe bewahrte.

„Hoheit ist genöthigt," sprach der Kapitän lächelnd, „ihre eigene Neugierde und Ihre Geduld, meine Herren, noch länger auf die Probe zu stellen, denn so eben macht die Gräfin von Ivrea einen Besuch. Er wird nicht lange dauern, dieser Besuch, denn die beiden Damen finden kein besonderes Gefallen aneinander, was eben kein Geheimniß ist. Hoheit wird der Gräfin nicht freundlicher gestimmt sein dafür, daß sie herkommt und Hoheit hindert, die Bekanntschaft ihrer neuen Adjutanten zu machen. Sie hätte den Besuch auch ganz sicher abgelehnt, wenn die Gräfin von Ivrea eine Dame wäre, deren Besuch man ablehnen kann. Aber Gräfin Riniera von Ivrea ist des Königs Tochter und zwar des Königs jüngste und geliebteste Tochter, und Karl Emanuel würde einen Mangel an Respekt für seine liebe Tochter fürchterlich rächen. Ein Glück, daß dieses Mädchen so einfach und bescheiden und zugleich so großmüthig ist, wäre sie

böse, sie könnte einen Tyrannen aus dem alten Karl Emanuel machen. Beiläufig, es ist eins der wenigen Geheimnisse dieses ordentlichen, fast durchsichtigen und nüchternen Hofes. Wer war die Mutter dieses königlich schönen Geschöpfes? Vor sechszehn Jahren brachte eine Savoyardin ein zweijähriges Mägdlein nach der Veneria zum Könige. Karl Emamuel nahm das Kind auf, gab es einem seiner Jagdkapitäne, der seit ein paar Jahren verheirathet war und noch keine Kinder hatte, in Pflege und Erziehung und machte vom ersten Anfange an kein Hehl daraus, daß die kleine Riniera seine Tochter sei. Seit drei Jahren hat die junge Dame den Grafentitel von Ivrea und zwölftausend Goldstücke jährliche Grundrente. Der König besucht sie fast täglich eine Stunde."

Soweit hatte Kapitän Soler erzählt, als sich die Thür öffnete und die Gräfin von Ivrea mit ihrer Begleiterin wieder durch das Zimmer kam. Sie erwiderte abermals mit königlicher Huld die Grüße der Herren und schien es sehr freundlich aufzunehmen, daß der Drossart sich plötzlich in Bewegung setzte, vor ihr her eilte, den Schlag des Wagens öffnete und ihr ehrerbietig hineinhalf. Sie grüßte ihn noch einmal mit holder Freundlichkeit, als der Wagen davon rollte.

„Bruderherz, Du bist in diese Gräfin von Ivrea verliebt," flüsterte der Dreßler dem Drossart zu, als der zurückkehrte, „sonst hättest Du das nicht gewagt, weißt Du, das hättest Du bequemer bei Deiner

Muhme Salome in Bielefeld oder Herford haben können!"

„Narr!" versetzte der Drossart fast grob.

„Das war gewagt, Herr Drossart!" sprach Soler lächelnd. „Sie konnten übel ankommen, die Gräfin von Ivrea konnte einfach Ihren galanten Dienst ablehnen, da Sie ihr nicht vorgestellt waren; man nimmt hier solche Dienste von Unbekannten nicht an; aber es ist geglückt, und ich bin überzeugt, daß sich der Fürst Excellenza über diesen Vorfall sehr freuen wird."

Jetzt wurden die Herren bei der Prinzessin eingeführt; diese lag auf einem Ruhebette, in ein langes weißes Gewand gehüllt, das am Halse mit einer Spange geschlossen war; wie Diamanten funkelten die Augen in dem bräunlichen Gesichte, und weiß schimmerten die Zähne durch die halbgeöffneten feuchtrothen Lippen; Augen wie Mund sprachen eine fast kindliche Neugierde aus, während doch auf der von einer Fluth ebenholzschwarzen Haars umwallten Stirn ein Ernst thronte, welcher „der Langeweile düsterer Sohn" war, aber ihr doch gut stand.

Spähend flogen die Blicke der Prinzessin über die beiden jungen Männer, während sie Soler vorstellte, und nun ereignete sich etwas völlig Unerwartetes.

Der Eitel Kobes trat plötzlich einen Schritt vor, verbeugte sich und richtete einige Worte in einem unendlich verderbten Italienisch an die Prinzessin.

Kaum vernahm diese die Worte, so fuhr sie auf aus ihrer liegenden Stellung, pfeilgerade stand sie da und sehnsüchtig breitete sie die Arme aus, so daß die weiten Aermel zurückfallend die runden braunen Arme mit unsäglich vielen Goldbändern und Steinen belastet, bis zur Schulter sehen ließen. Blitze schossen aus diesen prächtigen Augen, Blitze, wie Blitze in einer Gewitternacht; die volle Leidenschaft des Weibes war los, aller Fesseln ledig. Sie stieß einige unartikulirte Laute aus, dann redete sie den Dreßler an mit einer Schnelligkeit, mit einer Beweglichkeit der Zunge, über welche Kapitän Soler nicht weniger erstaunt schien, als es der Drossart war.

Und nun entspann sich ein Zwiegespräch zwischen der Prinzessin und dem Dreßler, das gewiß für die Prinzessin sehr interessant war, aber für Soler und den Drossart völlig unverständlich blieb.

Die Beiden sprachen nämlich im venetianischen Volksdialekte, sie sprachen pantaleonisch; als der Dreßler vom grünen Grafen gehört, daß seine Gemahlin eine edle Venetianerin, eine Contarini sei, beschloß er sogleich, seine Kenntniß dieser Sprache als ein Mittel in Gunst zu kommen, anzuwenden, denn er wußte, daß die vornehmen Damen in Venedig am liebsten in dieser Sprache, die sie mit ihren Ammen und Dienerinnen sprechen, plaudern und klatschen, und daß sie das Plaudern alle bis zur Thorheit lieben.

Wir haben gesehen, wie sein Mittel über alle Erwartung wirkte; die Prinzessin, seit Jahren der Möglichkeit beraubt, in ihrem geliebten Pantaleonisch zu plaudern, von der grausamsten Langeweile in der Wüstenei ihres Gemahls gequält, fühlte sich wie von einem Zauber angeweht von den Klängen ihrer geliebten Muttersprache.

Das hatte der Dreßler nicht gedacht, daß ihn diese Sprache, die ihm ein alter lustiger Salbenhändler aus Venedig, der einen Winter in Bielefeld krank lag, halb im Scherz halb aus langer Weile gelehrt, zum Günstling einer Prinzessin machen werde; Günstling aber war er entschieden schon, als er zum ersten Male die Gemächer der Prinzessin verließ.

„Herr Kamerad, Ihr Freund ist ein kecker Geselle, nehmen Sie sich in Acht!“ flüsterte Soler dem Drossart als ernste Warnung zu.

Neuntes Capitel.

Der Nachtgeschrei.

„Dann hörst Du gellend Hilfgeschrei,
Als ob es Deine Stimme sei!"

Den beiden grenadiers à cheval war es im Laufe der Herbstes und Winters zu Turin ganz wohl gegangen; ihr Dienst war leichter und weit angenehmer, als sie bei der wunderlichen Persönlichkeit des Prinzen vermuthet hatten. Sie wechselten tageweise ab. Wer den Dienst hatte, begab sich gegen Mittag nach der Vigna hinaus, erledigte die geringen Geschäfte, hielt dem grünen Grafen Vortrag, speiste dann mit ihm, der Prinzessin und den Damen derselben, von denen immer drei oder vier den Ehrendienst hatten, begleitete dann zu Pferde die Prinzessin bei ihrer Spazierfahrt und wurde endlich entlassen, oder noch zur Abendtafel derselben geladen. An Sonn- und Festtagen speisten beide Adjutanten in der Vigna. Zwei oder drei Mal in der Woche wohnte der Prinz, von seinen Adjutanten

begleitet, der Wachtparade auf dem Waffenplatz der Citadelle bei.

Die Prinzessin zeigte ihre Vorliebe für den Dreßler, mit dem sie pantaleonisch sprechen konnte, von Anfang an dadurch, daß sie ihn fast regelmäßig zur Abendtafel befahl, während der Drossart unfehlbar nach der Spazierfahrt entlassen wurde. Auch lud sie den allerdings höchst belustigenden und immer heiteren Cavalier oft auch an Tagen ein, wo er den Dienst nicht hatte; eine Ehre, die dem Drossart niemals zu Theil wurde. Aber unser Freund war weder neidisch noch eifersüchtig, zumal da er bald genug durch den Dreßler in Kenntniß gesetzt wurde, daß dieser sich sterblich in ein Hoffräulein der Prinzessin verliebt hatte, mit welcher er natürlich so oft als möglich zusammen zu sein suchte.

Unterdessen saß der Drossart in seinem Stübchen, welches er sich in echt norddeutscher Weise heimisch zu machen gesucht hatte; auch einige Pedanterie war bei der Einrichtung wieder zu Tage gekommen. Unbegreiflich ist dem Italiener, auch schon dem Piemontesen, diese norddeutsche Vorliebe für ein Heim; er lebt ja nicht im Hause, er lebt auf der Straße, an öffentlichen Orten, er schmückt Straßen und öffentliche Plätze, der Norddeutsche schmückt sein Haus. Man hat wohl nicht ganz richtig aus dem Klima allein diesen Unterschied erklärt.

Dort saß der Drossart die langen Abende und schwatzte mit dem getreuen Tetzlaff von der Herforder

Heimath, während Truewart zu seinen Füßen lag und sehr aufmerksam dem Gang des Gespräches folgte; oder er studirte die italienische Sprache, die er fast vollkommen sprechen lernte, oder er bemühte sich, militärische Bücher zu studiren, da er doch nun einmal Soldat war; freilich war er es ganz unglaublich wenig in diesem Verhältniß. Gerade genug, um zu begreifen, daß er zum Soldaten herzlich schlecht tauge. Er war ein träumender Poet, ein stiller Gelehrter, allenfalls ein friedlicher Ackerbauer, nimmermehr ein stolzer Krieger. Schon lächelte er über manche ehrgeizige Träumerei, die noch im Jahre zuvor seine Seele eingenommen.

Einen Tag in der Woche erschien er zum Diner des Fürsten della Cisterna, der ihn stets, ohne den großen Herrn ganz bei Seite zu lassen, in der liebenswürdigsten Weise empfing und ihm nützlich wurde, viel mehr, als der Drossart ahnte. Auch mit Major Soler, er war eben avancirt, blieb er im besten Verhältniß, während sich der vornehme Sicilianer mit einer sehr betonten Kälte von dem Dreßler von Rossau zurückhielt. Es fehlte dem Drossart auch an anderen Bekanntschaften nicht, aber die Turiner Damen schätzten Fremde damals nicht besonders. Man empfing sie artig, man stand sogar auf, was damals für besonders zuvorkommend galt, aber dabei blieb es auch. Ein Gespräch ab und zu in der Theaterloge war meist das ganze Ergebniß einer Bekanntschaft mit Turiner Damen.

Eines Tages ließ Fürst della Cisterna unseren Freund in auffallender Eile zu sich bescheiden. Der kommandirende General schritt, den Drossart erwartend, in einiger Bewegung auf und ab und sprach laut mit sich selbst, ganz gegen die sonst so vorsichtige Art der Italiener.

„Ich liebe dieses himmlische Weib immer noch, obwohl sie über zwanzig Jahre im Grabe ruht und meine Leidenschaft niemals auch nur mit einem Blick mit einem Hauch erwidert hat. Denn was ist es sonst was mich immer treibt, für diesen jungen Mann zu sorgen, ihn zu leiten und ihn zu fördern! Er ist ein durchaus braver Mensch, seltsamer Anlagen voll, aber weder Soldat noch Staatsmann; ich denke, daß ich ihm eine Stellung hier machen könnte, und nun kommt dieses Billet des Königs, das alle meine Wünsche für den jungen Mann mit einem Male zu erfüllen scheint!"

Der Fürst nahm ein Schreiben von seinem Tisch und las langsam und überlegend: „Lieber dal Pozzo, Du hast bei Unserem Vetter, dem Herrn Grafen von Maurienne, zwei deutsche Cavaliere angebracht. Meine Kleine erwähnt des einen, eines Herrn Drossarts, öfter in einer Weise, die mir auffällt; offenbar hat der Lieutenant Drossart Eindruck auf das unschuldige Kind gemacht. Du weißt, daß des lieben Mädchens unvergeßliche Mutter mich öfter sehr inständig gebeten hat, unsere Riniera nur einem deutschen Manne zum Weibe zu geben. Es versteht sich, daß auch dieser

Wunsch der Unvergeßlichen erfüllt werden soll. Deshalb ersuche ich Dich, mir alles mitzutheilen, was Dir von diesem Herrn Drossart bekannt ist, zugleich aber auch unter irgend einem Vorwande denselben zu einem Abendbesuche bei meinem Jagdkapitän, dem guten Humbert Templier, zu bewegen. Dort werde ich den jungen Menschen selbst sehen und selbst prüfen, da ich, wie Dir wohl bewußt ist, fast jeden Abend eine Stunde dort bei meinem geliebten Kinde zubringe. Mit den besten Wünschen für Dich, treuer dal Pozzo, Dein treuer König Karl Emanuel."

Der Fürst legte den königlichen Brief wieder hin und ging mit auf dem Rücken gefalteten Händen wiederum auf und ab.

„Es ist kein Zweifel, daß ihr Sohn dem Könige so gut gefallen wird wie mir, vielleicht noch besser, denn ich möchte ihn lebhafter; aber er hat eine recht männliche Bescheidenheit, etwas poetisch-träumerisches, und dann die deutsche Riesengestalt, die der gute Karl Emanuel so hoch schätzt und selbst bei Damen bewundert. Es sind ein paar Riesenkinder, die der König da zusammenbringt."

Der Fürst lächelte.

„Jedenfalls," fuhr er fort, „ist für meiner reizenden Agneta Sohn gesorgt, das große Lehen von Ivrea giebt ihm allein schon Wohlstand.

„Der Herr Lieutenant Drossart!" meldete der Diener, der im Vorzimmer den Dienst hatte. Der

Fürst winkte, und der junge Mann trat in voller Uniform ein.

„Verzeihen Sie, Herr Drossart," rief der Fürst entgegenretend und die Hand reichend, „ich habe Sie heute rufen lassen, um meine Vergeßlichkeit, meine Nachlässigkeit zu decken!"

Der Fürst sprach stets deutsch, wenn er mit dem Drossart allein war.

„Vor einiger Zeit schon," fuhr der Grandseigneur fort, „habe ich dem Jagdkapitän des Königs, dem Baron Templier, versprochen, Sie zu einem Besuche bei ihm zu bewegen. Ich will Ihnen verrathen, daß Baron Templier Sie über Jägeraberglauben und dergleichen Dinge, die ja in Deutschland wohl nicht selten sind, ausfragen will. Einladen kann er Sie nicht, denn da die Gräfin von Ivrea in seinem Hause lebt und der König seine Tochter zuweilen des Abends besucht, so darf er keine Gesellschaften laden. Kommt aber Jemand von selbst, so ist es dem Könige, wenn er erscheinen sollte, meist sehr angenehm. Gestern nun hat mich Baron Templier an mein Versprechen gemahnt. Bitte, bester Herr Drossart, gehen Sie heute oder morgen in den alten Jägerhof und machen Sie mir keine Schande mit der deutschen Jägerei. Uebrigens ist der alte Jägerhof, als ältester Sitz der Herzoge von Savoyen in Turin, ganz interessant, und es kann doch auch sehr nützlich für Sie werden, wenn König Karl Emanuel Sie dort finden und zufällig Gefallen an Ihnen finden sollte."

Es entging dem Fürsten nicht, daß sich des Drossarts düsteres Antlitz höher färbte in freudiger Bewegung, als die Gräfin von Ivrea genannt wurde. Aber er schwieg lächelnd und dachte: „Sollte die Neigung dieser unschuldigen Gräfin schon Erwiderung bei diesem unschuldigen Deutschen gefunden haben?"

Der Drossart begab sich, als er entlassen worden war, sofort nach dem alten Jägerhof; er glaubte nicht genug eilen zu können, freilich nicht um von deutschem Jägeraberglauben zu sprechen, sondern um dieses stolze weiße Mädchen wiederzusehen, daß zuerst in der Vigna der Prinzessin einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte; ein Eindruck, der sich noch verstärkt hatte, als er die Gräfin von Ivrea jüngst in der Oper einen ganzen Abend lang von weitem und heimlich bewundert hatte.

Als die Gräfin abfuhr, hatte sie huldreich seinen ehrerbietigen Gruß erwidert, sie kannte ihn also noch? sie kannte ihn wieder? sie hatte ihn nicht vergessen. Das hatte ihn sehr glücklich gemacht.

Der Drossart ließ sich im alten Jägerhof bei dem Baron Templier melden, er wurde sofort angenommen und in ein Gemach geführt, in welchem König Karl Emanuel mit seiner Tochter am Schachbrett saß, während Baron Templier und seine Gemahlin kritische Zuschauer vorstellten.

„Kommen Sie hierher," rief Karl Emanuel heiter, „spielen Sie eine Partie mit dieser schönen Dame, die mich und meinen alten Freund hier

ganz unbarmherzig schachmatt gesetzt hat. Wenn Sie gewinnen, will ich's mir was kosten lassen zu einem Präsent für Sie. Hier, nehmen Sie Platz!"

Der Drossart nahm des Königs Platz ein; lieblich erröthend blickte ihn die Gräfin von Ivrea an, dann sprach sie heiter: „Fürchten Sie sich nicht zu sehr vor mir, mein Herr; ich glaube nicht, daß ich sehr stark in diesem Spiele bin, aber mein Herr Vater ist zwar ein sehr großer König, und Baron Templier ein sehr großer Jäger, aber ich halte keinen von beiden für einen großen Schachspieler!"

Schachspiel ist das eigentliche Spiel für pedantische Träumer und Grübler, und der Drossart war der Schüler des Magisters Marcellus; er durfte sich der Meisterschaft in diesem Spiele rühmen, das eigentlich gar kein Spiel genannt werden kann. Nur selten wird eine Frau es zur Meisterschaft im Schachspiel bringen. Und so war es auch hier; der Drossart erkannte bald, daß die Gräfin von Ivrea eine ganz leidliche Routine hatte, aber nicht im Stande war, eine durchdachte Reihe von Kombinationen zu verfolgen. Nach wenigen Minuten war Riniera schach und matt zur ungeheuersten Freude des Königs sowohl, als des Barons Templier.

Der ehrliche Herforder war gar nicht darauf gekommen, absichtlich schlecht zu spielen und die Gräfin aus Galanterie gewinnen zu lassen; die Ehrlichkeit, mit welcher er sein „matt" rief, belustigte den König ungemein, es freute den alten Waidmann und ent-

zückte die Gräfin, die, selbst eine lautere ehrliche Seele, das gerade ehrliche Spiel ganz dem Charakter des Deutschen angemessen fand, von dem sie sich also doch schon eine Vorstellung gemacht haben mußte.

Sie legte sich zurück in den Sessel, eine bei ihrer Körperfülle und Größe bedenkliche Stellung, die sie aber mit reizender Ungezwungenheit ausführte; dann sagte sie ruhig: „Sie müssen mich wieder besuchen, Herr Drossart, Sie müssen mich das Schachspiel wirklich lehren, denn ich habe heute begriffen, daß ich's bisher gar nicht gekannt habe."

Der Drossart verbeugte sich und versicherte sehr ernsthaft, daß er der Gräfin zu jeder Stunde zu Dienst stehe, wenn er nicht Dienst bei seinem Prinzen habe.

Die Gräfin ging sofort auf diesen Ernst ein, indem sie eine Stunde für den nächsten Tag besprach, die beiden Templiers sahen sich erstaunt an, der König ging auf und ab, rieb sich die Hände und warf forschende Blicke auf die beiden jungen Leute. Zuweilen hüstelte er trocken, was immer ein Zeichen von Befriedigung bei ihm war. Er blieb aber wirklich erstaunt stehen, als der ehrliche Drossart stockernhaft sprach: „Der Herr Fürst della Cisterna hat mir gesagt, daß Sie, Herr Baron, von mir Aufschlüsse über deutschen Jägeraberglauben zu haben wünschen; ich bin bereit, Ihre Fragen zu beantworten, so weit das meine Kenntnisse in diesem Fache, die nicht sehr groß sind, erlauben."

Also dieser ehrliche Kerl hatte in der That und Wahrheit nicht erkannt, daß der Fürst nur einen Vorwand genommen? Das stach wirklich doch gar zu sehr ab gegen die schlauen Piemontesen!

Baron Templier war arg in der Klemme, doch fand er noch in seinem Gedächtniß den Jägeraberglauben vom Nachtgeschrei. Er erzählte wie folgt: „Das, was unsere Jäger unter dem Namen „der Nachtgeschrei" personificiren, ist nichts Sichtbares, sondern nur etwas Hörbares, und dennoch sagen sie: er hat den Nachtgeschrei gesehen! Wenn der Jäger in einer windstillen kalten Mondnacht über eine Waldblöße wandert, tönt plötzlich ganz nahe neben ihm ein heller Schrei, der das Eigenthümliche hat, daß jeder Jäger denkt, daß er seine eigene Stimme vernommen. Darin gerade soll das Schauerliche dieses Spuks liegen. Tönt nun der Schrei rechts, so hat es weiter nichts zu sagen, tönt er aber links, so geräth der, welcher den Schrei vernommen, oder, wie die Jäger sagen, den Nachtgeschrei gesehen hat, desselbigen Tages noch in eine Lebensgefahr, welche ihm einen schrecklichen Angstschrei auspreßt. Andere sagen, der Schrei zur Rechten bedeute die Todesnoth eines nahen Freundes, doch ist dieses nicht so sicher. Ich möchte nun gerne wissen, ob dieser Glaube oder Aberglaube nur diesen Waldthälern von Savoyen und Piemont eigen, oder ob er sich noch wo anders findet. In Italien sonst, auf Sicilien, Sardinien und in Südfrankreich findet sich keine Spur davon."

Der alte schlaue Jagdkapitän hatte sich ganz gut herausgewunden und der Drossart, lebhaft angesprochen, begann sofort etwas professorenhaft: „Wir haben diesen Nachtgeschrei in Deutschland auch, freilich unter anderem Namen und nicht allgemein, sondern so zu sagen lokalisirt und aus der poetischen Höhe, in der er hier zu Lande erscheint, in eine gewisse Hausbackenheit niedergezogen. Ganz nahe bei der westfälischen Stadt Bielefeld, in der Grafschaft Ravensberg, befindet sich eine einsame Stätte, der Lutterkolk genannt; hier entspringt ein klares Wasser, die Lutter geheißen, welche ehedem ihren Lauf südwestlich nahm, nach der Grafschaft Rheda abfließend. Vor Jahrhunderten schon leiteten die Bielefelder die Lutter kunstreich nach Nordosten und ihrer Stadt ab; sie machten so das Wasser sich dienstbar. Nun ist bei den Leuten, welche die Lutter ableiteten, ein künstlicher Meister gewesen, ein Fremder, der um ein Bielefelder Mädchen warb und von dem Vater desselben auch schon die Zusage hatte. Das Mädchen aber war einem jungen Gesellen gut, dem sie ihr Herz geschenkt und ihre Hand zugesagt hatte. Da der fremde Meister des Nebenbuhlers inne ward, stellte er demselben eine Falle und schickte ihn eines Tages über ein Brückchen, dessen Pfosten durchgesägt war. Der junge Gesell ging über die falsche Brücke, stürzte und versank in dem Morast, nachdem er einen Schrei ausgestoßen, der so grell und gellend war, daß ihn das geliebte Mädchen in weiter Entfernung vernahm. Sie soll noch an demselben

Tage, den Geliebten suchend, im Lutterkolk verunglückt sein. Seitdem nun hat schon mancher, der zur Nacht am Lutterkolk vorüberging, einen furchtbaren Schrei vernommen, von dem ihm dünkte, daß er selbst ihn ausgestoßen, und allemal ist er selbigen Tages von einem großen Unglück betroffen worden, wenn es ihm auch nicht immer den Tod bedeutet hat. Solchen Schrei aber nennen die Leute das Kolkgewissen."

Ueber diesen seltsamen Schrei ergab sich nun ein lebhafter Disput, denn der Jagdkapitän als ein alter Jäger glaubte steif und fest an den Nachtgeschrei, während der Drossart, ein scharfer Schüler des Magisters Marcellus und ein Kind der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, sich große Mühe gab, dem braven Templier die Grundlosigkeit dieses Aberglaubens zu beweisen. Er war selbst ganz naiv erstaunt, daß der alte Jagdkapitän trotz seiner glänzenden Beweise bei seinem Aberglauben verharrte. Konnte der Drossart aber auch den Baron für seine Meinung nicht gewinnen, so hatte er doch des Königs ganzes Herz gewonnen, denn Karl Emanuel war einer der Aufklärungskönige jener Zeit.

Was aber die Gräfin von Ivrea anging, so brauchte man ihr nur in das strahlende Antlitz zu sehen, um zu wissen, auf welcher Seite sie stand in diesem Kampfe.

Diesem ersten Abende folgten mehrere, der Drossart fuhr fort, reißende Fortschritte in der Gunst des Königs zu machen und in der Gunst der Königs-

tochter stand er schon am ersten Abend oben an. Es dauerte gar nicht lange, so verging kein Abend, den nicht der Grenadierlieutenant in Gesellschaft der Gräfin von Ivrea zubrachte, gewöhnlich im Jägerhof bei Templiers, wo sich der König auch einfand, aber wenn der König abgehalten war, so ließ er seine Tochter die Oper besuchen und gab ihr den Drossart zum Begleiter.

Kam der König zum Jägerhof, so sah er zu, wie seine Tochter Schach spielen lernte, oder wie sie dem Drossart Tanzfiguren einübte, oder er sah auch im Spiegel, wie im andern Zimmer seine Tochter am Herzen des deutschen Kavaliers lag, wie sie sich küßten in inniger Umarmung.

Dann rief er wohl den Jagdkapitän und sagte leise hüstelnd: „Sollte man's glauben, daß diese beiden riesenhaften Kinder da sich einbilden, sie könnten ihre Liebe uns verbergen? Mir, einem alten Staatsmanne und Dir, einem alten Jägersmanne? Welche Naivetät?"

Nun, ganz so naiv war der Drossart von Zeyst denn doch nicht; erst als er sich überzeugt zu haben glaubte, daß der König seine Liebe zu der Tochter billige, wagte er, derselben Worte zu geben; der Glückliche, wo er leise und ängstlich anklopfte, da fand er schon aufgethan.

Seine Gunst gab der König in sehr zarter Weise dem jungen Manne immer nur durch Riniera kund, um ihr so einen höheren Werth zu verleihen.

„Es ist doch hübscher, wenn Dich ein Kapitän in's Theater begleitet als ein Lieutenant, Kindlein!" Damit reichte er ihr das Patent, durch welches der Drossart zum Hauptmann im Regiment Maurienne ernannt wurde.

„Eine Kompagnie bekommst Du, wenn Du heirathest, eher brauchst Du keine Einkünfte!" lachte er heiter, und schnitt damit die Danksagungen ab.

Ein andermal brachte er seiner Tochter das Ritterkreuz des Sankt Mauritius- und Lazarusordens und sagte: „Kindlein, schmücke Deinen Ritter mit diesem Ritterschmucke, denn wenn er vielleicht in kurzem eine vornehme Dame bei Hofe heirathet und dann alle Ehren über ihn kommen, können die Leute doch nicht sagen, daß der Drossart alles seiner Frau verdankt."

Er war unendlich liebenswürdig, der alte schlaue Karl Emanuel in solchen Stunden und seine alten Freunde, die Templiers, waren es mit ihm; während alles das zur Erhöhung des Glückes bei dem liebenden Paare wesentlich nicht beitragen konnte, wenn es auch stets mit ernster Dankbarkeit angenommen wurde.

Zuletzt kam Emanuel niemals, ohne irgend eine Gabe, eine Ueberraschung für seinen Günstling, den Drossart, in Bereitschaft zu haben. Der alte König liebte den Geliebten seiner Tochter wirklich schon wie seinen Sohn, oder vielmehr mehr wie diesen, denn bekanntlich machte er sich nicht viel aus dem Prinzen von Piemont und hielt den guten blassen Viktor

Amadeus für einen Schwachkopf; nun, so ganz weit schoß er nicht fehl damit.

Eines Abends kam der Drossart vom alten Jägerhofe in seine Wohnung in der Poststraße zurück und war nicht wenig verwundert, dort den Dreßler zu Rossau, seinen Kameraden, zu finden, obwohl längst Mitternacht vorüber war.

Er mußte aber laut lachen über die Situation, in welcher sich sein Herzensbruder befand; Tetzlaff saß nämlich in einem Stuhle an der Thür und bewachte schweigend und Tabak rauchend jede Bewegung des Dreßlers, das Gleiche that der edle Hund Truewart, nur daß er keinen Tabak rauchte. Sofort erkannte der Drossart, daß die beiden Getreuen von einem Gedanken bewegt den Herrn Kameraden bewachten, weil sie ihn für fähig hielten, einen Diebstahl zu begehen, und er fühlte sich dadurch höchlich belustigt.

Der Dreßler hatte keine Ahnung von dem schmachvollen Verdachte der Getreuen, er schwatzte hin und her mit dem braven Tetzlaff und machte sich auch nichts daraus, daß er keine Antwort erhielt von dem Schweigsamen.

Als der Drossart eintrat, fuhr der Dreßler lebhaft auf ihn los und rief: „Bruderherz, Du mußt mir einen großen Gefallen thun.“

„Nun, wenn ich muß, kann ich nichts dagegen machen,“ lächelte der Drossart, „wie viel willst Du denn?“

Er dachte, es handle sich um eine der kleinen Anleihen, welche der Kumpan in ziemlich regelmäßigen Zeitabschnitten bei ihm zu machen pflegte.

„Von Geld keine Rede," sprach Eitel Kobes sehr hochmüthig und klimperte mit Goldstücken, an seine Westentasche klopfend.

„Du willst Dich schlagen, und ich soll Dein Sekundant sein?" fragte der Drossart ernster.

„Noch weniger, Du kommst nicht darauf, Drossart, Bruderherz. Morgen will mir die göttliche Emilie im Sonnenpavillon ein Rendezvous geben, Bruderherz! Laß Dich erbitten und beschütze unsere Liebe, bewahre den Zugang zum Sonnenpavillon nur eine halbe Stunde!"

Der Drossart war betroffen, ihm gefiel die Zumuthung nicht, er fand dieselbe sehr dreist, und verdrießlich sagte er: „Ich kenne die göttliche Emilie nicht, will sie auch nicht kennen lernen, ich kenne den Sonnenpavillon nicht, auch nicht den Zugang dazu, und Dein ganzer Vorschlag gefällt mir nicht!"

„Bester, herrlicher Drossart!" bat nun der Dreßler, „die göttliche Emilie kann ich Dir freilich nicht näher bezeichnen, Bruderherz, die Diskretion gebietet mir Schweigen; Du kannst mir aber glauben, daß mein ganzes Glück, meine ganze Zukunft in den Händen, oder vielmehr den Händchen dieses himmlischen Weibes liegt. Der Sonnenpavillon ist in der Vigna der Prinzessin, der verfallene Pavillon, zu dem der Taxusgang mit den Marmorstatuen führt. Du

sollst nur eine halbe Stunde dort warten, morgen nach Mitternacht, sobald jemand kommt, ist es genug, wenn Du anrufst mit Werda! oder wenn Du auch nur in die Hände klatschest!"

Wirklich ganz erbärmlich konnte der Dreßler bitten, bis es endlich dem Drossart dünke, er könne ihm diesen geringen Dienst immerhin leisten, obwohl er ihm unangenehm war; und endlich sagte er sogar lächelnd zu, als der Dreßler versicherte: er werde ihm mit Vergnügen gleichen Dienst leisten, wenn der Drossart einst ein Stelldichein mit seiner Dame habe.

Das kam dem Herrn Hauptmann so lustig vor, daß er heftig lachen mußte. Uebrigens entfernte sich Eitel Kobes sofort, wie er gewöhnlich that, wenn er erreicht hatte, was er wollte.

„Ihr hättet das nicht versprechen sollen, Drossart!" sagte Tetzlaff, als er mit seinem Herrn allein war.

„Mir ist's auch nicht angenehm," entgegnete der Officier sich entkleidend, „aber am Ende ist's eine Kleinigkeit!"

Tetzlaff knurrte und brummte.

„Was hast Du?" fragte der Drossart.

„Nun," sagte der treue Diener, „bei uns in Herford ist's noch keine Kleinigkeit, wenn ein Mann mit der Frau eines andern im Finstern zusammen kommt und sein Freund steht Wache dazu!"

„Alter Tetzlaff," rief der Drossart lachend, „muß es denn die Frau eines andern sein? Kann es denn kein Mädchen sein?"

„Nun dann ist's vielleicht eines ehrlichen Mannes Schwester oder Tochter, die dieser heillose Bube zu beschwatzen denkt!“ polterte der derbe Türkenknabe von Herford heraus.

Der Drossart wendete sich verlegen ab und sagte gar nichts. Er schämte sich vor seinem Diener, denn es war gar zu viel Wahrscheinlichkeit, daß derselbe das Rechte getroffen.

Aber der wackere junge Mann war der Sklave seines Worts, und als ihn am folgenden Tage der Dreßler abholte, ging er ruhig mit und that die versprochene Wache an der Taxushecke. Es ereignete sich nichts, und ruhig kehrte er nach Hause zurück, hatte auch den Gang sehr bald vergessen.

Als er am folgenden Tage im Jägerhofe war, wollte ihm einige Male so vorkommen, als sei der König nicht ganz so herzlich und vertraulich gegen ihn wie sonst, da es aber Riniera an der gewohnten Zärtlichkeit nicht fehlen ließ, so achtete er dessen wenig, er schob es endlich auf Geschäfte, da sich der König ziemlich zeitig entfernte.

Von den Küssen der Königstochter noch glühend, trat er aus dem Jägerhofe und wurde bei den ersten Schritten schon von dem Dreßler mit der Bitte überfallen, ihm heute nochmals treuen Wachtdienst zu leisten. Liebestrunken, das Herz voll Seligkeit, machte heute der Drossart gar keine Umstände; er vergaß seine eigenen widrigen Empfindungen, er vergaß des treuen Tetzlaffs Warnungen, er nahm den Arm des

Dreßlers und ging mit ihm die Postraße hinunter nach der Vigna der Prinzessin. Die Märznacht war sehr kühl, aber der Mond schien hell, als Eitel Kobes den Freund an der Taxushecke verließ und an dieser hinschlüpfend den Sonnenpavillon gewann.

Der Drossart ließ seine Uhr repetiren, es war ein Viertel nach Mitternacht. Er hüllte sich fester in seinen Mantel und blickte auf zwei verstümmelte nackte Marmorbilder an der Hecke — Mänaden, die sich gegenüberstanden — es fuhr ein kalter Schauer über seinen Leib.

Das war ja der Traum, den er zu Bielefeld in jener Herbstnacht geträumt! Warum hatte er daran nicht gestern gedacht?

Ja, hier waren die Marmorweiber, die ihm jener Traum gezeigt, dort im Sonnenpavillon war der Dreßler mit der unbekannten Dame; er liebte eine Königstochter und der König war ihm hold, so weit war alles wie in jenem Traume, wird es auch weiter so gehen? Der Orden ist auch schon da, den ihm die braune Hand abreißen soll — aber Truewart fehlt, der im Traume erdrosselt wurde.

Der Drossart schüttelte sich und faßte nach seinem Degen; es beruhigte ihn, daß er die edle Klinge an seiner Seite fühlte; er war fest entschlossen, sich nicht knebeln zu lassen, wie ihm der Traum gezeigt.

In dem Augenblicke gellte ein entsetzlicher Schrei dicht an seiner Seite durch die kalte bleiche Mondnacht — der Drossart fühlte, wie ihm ein eisig Ent-

setzen in die Seele griff. Es war seine eigene Stimme, die er vernommen.

„Der Nachtgeschrei!“ flüsterte er nach einer Weile mit bebenden Lippen und blickte sich scheu um. „Also doch der Nachtgeschrei! Es war keine Täuschung möglich!“ Er zitterte, der starke Mann, so hatte ihm der gräßliche Schrei Mark und Bein durchdrungen; mühsam versuchte er einige Schritte.

Da schoß Eitel Kobes hinter der Hecke hervor, überschüttete ihn mit einer Fülle von Dankesworten für den geleisteten Dienst und zog ihn davon.

„Ich werde Dir keinen Dienst wieder leisten!“ sprach der Drossart wie verloren, und verloren gingen die Worte auch für den Dreßler, der sie gar nicht hörte. Als sich der leichtsinnige Kamerad am Eingange in die Postraße mehrmals dankend entfernte, um seine Wohnung zu gewinnen, ging der Drossart fast taumelnd weiter; ihm war ganz grausam wehe zu Muth, es war ein Zustand der Schwäche über ihn gekommen, von dem er bis dahin noch keine Ahnung gehabt. Etwas Entsetzliches drückte schwer auf ihn. Er erschrak, als dicht vor seiner Wohnung eine Stimme sprach: „Ei, der Herr Hauptmann Drossart? So spät noch Dienst in der Vigna?“

Es war einer der königlichen Gardereiter, die alle Officierrang hatten. Der arme Drossart hatte ihn kürzlich bei Major Soler kennen gelernt; jetzt vermochte er ihm keine Antwort zu geben, unverständliche

Worte murmelnd wendete er sich ab und ging in sein Haus.

Der Drossart ist in dieser Nacht nicht zu Bett gegangen, er hat sie ruhelos auf- und abschreitend durchwacht. Am Morgen kleidete er sich sehr sorgfältig an und nahm, als sein Pferd vorgeführt wurde, eine Art von Abschied von Truewart und Tetzlaff, der diese beiden Getreuen sehr erstaunte, dann ritt er in den trüben Nebelmorgen hinein der Vigna der Prinzessin zu.

Er hatte heute den Dienst und mußte den grünen Grafen zur Parade begleiten, welche auf dem Waffenplatze der Citadelle am Morgen in der elften Stunde abgehalten wurde. Der Prinz wohnte derselben nicht regelmäßig bei, hatte aber heut sein Erscheinen fest bestimmt. Welche Gedanken den Reiter verfolgt, welche ihm beim Anblicke der Taxushecke mit den Marmormänaden davor entgegen geflattert, wir wissen es nicht; der Graf von Maurienne hatte an ihm nichts Auffallendes gefunden, war aber auch freilich nicht der Mann der Beobachtung. Die Wachtparade war bereits aufgezogen auf dem Waffenplatz, als Prinz Thomas, vom Drossart begleitet und von zwei Ordonnanzen gefolgt, durch das Thor der Citadelle ritt.

Es ist mehreren aufgefallen, daß das schöne eisengraue Roß des Drossarts unter dem Thore scheute und bäumte, daß er's aber durch mächtigen Schenkeldruck bändigte.

Der grüne Graf und sein Adjutant schwangen sich aus dem Sattel, die Ordonnanzen nahmen ihre Pferde am Zaum, die beiden Herren näherten sich mit raschen Schritten dem Trupp der Officiere, welcher vor der Front der Wachtparade stand. Die Tambours schlugen an, den Prinzen von Savoyen begrüßend. In dem Augenblicke trat der erste Adjutant des Königs, Obristlieutenant Maffei, durch das Thor, ihm folgten sechs bis acht Blauröcke, gefürchtete Gesellen, eine Art von Polizeitruppe oder Armeepolizei. Der Obristlieutenant kam flüchtig grüßend auf den grünen Grafen zu, neben welchem der Drossart in trübes Sinnen versunken stand.

Alles wurde aufmerksam und blickte auf die befremdliche Erscheinung, das ungewohnte Vorgehen.

Vorschriftsmäßig salutirte der Obristlieutenant dem Prinzen, dann rief er mit kreischender Stimme so laut, daß es über den ganzen Waffenplatz zeterte: „Hauptmann Drossart, im Namen Seiner Majestät des Königs, ich bitte um Ihren Degen!“ Alles stand starr und überrascht.

Der Drossart wußte wohl kaum, was er that, ganz mechanisch zog er seinen Degen aus dem Bandelier und reichte ihn hin. Maffei nahm ihn und behielt ihn der Linken, dann kreischte er wieder: „Drossart, wegen Felonie, Meineid's und Schurkerei erkläre ich Dich für ehrlos, rechtlos, hablos und namenlos, im Namen Seiner Majestät des Königs! Du wirst für Deine Lebenszeit nach dem Fort Brunette

gebracht. Dem gefangenen Felon gebührt der Orden nicht —"

Mit der Rechten faßte der Obristlieutenant nach der Brust des Unglücklichen und riß ihm den Orden vom Halse.

Da stieß der Drossart einen so furchtbaren Wehe- und Wuthschrei aus, daß die anwesenden Kriegsmänner erbebten, zugleich aber sprang er hoch auf, riß dem Ritter seinen Degen wieder aus der Hand, stieß ihm denselben mit solcher Gewalt durch die Brust, daß die Spitze zwischen den Schulterblättern wieder herausdrang, brach dann die Klinge einige Zoll über dem Gefäß ab und zerschmetterte mit einem furchtbaren Schlage den Schädel des Nächsten der Blauröcke, die sich alle auf ihn stürzten. Es entstand ein gräulicher Kampf, die riesige Gestalt des Drossarts rang und kämpfte gegen sechs zugleich an, er schleuderte seine Gegner zu Boden, daß sie besinnungslos liegen blieben, endlich aber mußte er doch erliegen.

Das alles aber hatte sich so plötzlich, so blitzschnell zugetragen, daß erst, als der Drossart aus vielen Wunden blutend ohnmächtig zusammenbrach, Prinz Thomas, der bis dahin wie bezaubert in den gräulichen Kampf geblickt hatte, seine Besinnung wieder fand.

„Halt! halt!" rief er vorspringend, „der König hat nicht befohlen, daß mein Adjutant gemordet wird!"

Aber das Blut der Blauröcke war durch den Kampf auch in Bewegung gerathen, sie hatten sich

verbissen in ihre Beute, sie wollten sie nicht lassen. Der Prinz zog den Degen und schrie: „Maurienne, Maurienne, her zu mir!“

Da ließen die Ordonnanzen des Regiments die Handpferde laufen, zogen blank und trabten zu ihrem Prinzen, mit ihren Rossen die Blauröcke bei Seite werfend.

In diesem Augenblicke erschienen zwei neue Personen auf dem blutigen Schauplatze dieser Ereignisse und eine mächtige Stimme rief: „Was geht hier vor?“ Es war der kommandirende General Fürst dal Pozzo della Cisterna.

„Eure Excellenz sehen es,“ rief der grüne Graf unmuthig und warf seinen Degen in die Scheide, „dieses blaue Geschmeiß ermordet einen Officier der Grenadiere zu Pferd unter den Augen des Regimentschefs!“

„Eure Hoheit werden Genugthuung im vollsten Maße erhalten,“ entgegnete dal Pozzo, dann ließ er sich von dem kommandirenden Officier rapportiren, während Major Soler den Drossart aufheben und in das nahe Lazareth bringen ließ. Der Chirurgus vom Platze erklärte den Adjutanten Ritter Maffei sowohl wie den einen Blaurock für völlig todt; noch zwei Blauröcke waren schwer, die übrigen alle leichter verwundet.

„Ich denke, Hoheit,“ sprach der General zum Prinzen mit eigenthümlichem Tone, „ich denke, Maurienne hat sich seine Genugthung selbst genommen; die armen Teufel!“

„Was wollte man von meinem braven Adjutanten?“ fragte der grüne Graf, „ich habe kein Wort begriffen, der Maffei aber taugte den Teufel nichts!“

„Hoheit sehen mich tief betrübt, erschüttert,“ sprach della Cisterna ernst, „es ist eine teuflische Intrigue gegen den unglücklichen Drossart gespielt worden, es kann gar nicht anders sein!“

„Dann hat sicher der Schurke, mein anderer Adjutant, der große Günstling der Prinzessin, meiner Gemahlin, seine verfluchte Hand im Spiele!“ sagte der grüne Graf ruhig.

„Was bringt Eure Hoheit auf diesen Verdacht?“ fragte Fürst della Cisterna dringend.

„Nun, der Kerl war durch und durch falsch und neidisch auf meinen armen Drossart; der Neid aber gebiert Unthiere wie Ammianus Marcellinus, scheußlicher noch!“

Der Fürst begriff zwar nicht, worin der kleine römische Schriftsteller Marcellin ein solches Vorbild des Neides sein sollte; aber er kannte den wunderlichen Prinzen schon und ließ es auf sich beruhen.

Soler aber mußte sofort ein Kommando absenden, um den Dreßler von Rossau in seiner Wohnung zu verhaften. Endlich kam der Rapport über das Befinden des Drossarts, er lebte noch, der Arzt glaubte aber nicht, daß er den Tag überleben, noch daß er wieder zur Besinnung kommen werde.

Es wurde nun freilich den Truppen ewiges Stillschweigen auferlegt, man wußte aber wohl, daß

die Kunde von den blutigen Vorfällen in der Citadelle sich rasch verbreiten werde, ja wahrscheinlich jetzt schon verbreitet sei.

Der Fürst begab sich tiefbtrübt über das Schicksal des Drossarts — er war zu spät gekommen, um es aufzuhalten — in seine Wohnung zurück und ließ sich sofort ankleiden, um nach der Veneria zum Könige zu fahren.

Während des Ankleidens las er mehrere Male den Handbrief des Königs, den er an diesem Morgen erhalten. Derselbe lautete: „Mein treuer dal Pozzo! Der elende Deutsche, der vermaledeite Drossart, hat Dich, mich und leider auch mein unglückliches Mädchen auf das abscheulichste betrogen. Gott wolle sich meines armen Kindes erbarmen! Ich weiß noch gar nicht, wie es mit der Gräfin von Ivrea werden soll! Doch ich will Dir in der Ordnung erzählen, wie ich hinter diesen stinkenden Verrath gekommen bin. Beim Kreuz von Savoyen, so arg wie dieser deutsche Teufel hat mich noch Niemand betrogen und getäuscht, und das will viel sagen, denn wer ist je so viel betrogen worden wie meine sardinische Majestät! Es ist Dir noch erinnerlich, daß ich Dir am letzten Sonntage mittheilte, daß diese lustgierige Venetianerin, die Gemahlin unseres armen grünen Grafen, wiederum eine Liebesintrigue spiele — ich war weit entfernt zu denken, daß mich die schmutzigen Abenteuer dieser Hündin so nahe angehen könnten. Am Montag wurde mir aus dem Hufeisenpalais selbst gemeldet,

daß die Prinzessin im Sonnenpavillon Zusammenkünfte mit einem Fremden habe. Nun befahl ich Maffei, Blauröcke auszusenden und zu erkunden, wer der heimliche Liebhaber sei. Gestern wurde mir gemeldet, daß der Drossart der Liebhaber sei. Ich war wie vom Blitz getroffen, aber ich zweifelte, oder vielmehr ich glaubte an einen Irrthum. In dieser Nacht mußte ich Gewißheit haben, und ich habe sie erhalten; die Blauröcke haben den Drossart vom alten Jägerhof, mein armes Kind! höllische Verräther! hin nach der Vigna der Prinzessin begleitet, sie haben ihn zurück begleitet und endlich hat der Graf Thurzo, einer meiner Garden, den schändlichen Verräther beim Eintritt in sein Haus begrüßt und angeredet. Freilich hat er keine verständliche Antwort erhalten, der Verräther schien höchst bestürzt über diese Anrede zu sein, aber er wurde doch von Graf Thurzo vollkommen erkannt, so daß gar kein Zweifel mehr sein kann. Ich lasse dem höllischen Verräther meiner armen Tochter heute auf der Parade Degen und Orden abnehmen, lasse ihn für infam erklären und schicke ihn für sein ganzes Leben nach Fort Brunette. Komm doch noch vor Mittag heraus zu mir, wir müssen berathschlagen, wie wir's meinem unglücklichen Kinde beibringen, ich fürchte mich vor meiner Tochter, denn sie liebt den Verräther ehrlich, komm ja zu Deinem treuen Könige Karl Emanuel." Ein Stück vom heidnischen Despoten steckte in allen diesen Aufklärungskönigen.

Eben als Fürst della Cisterna in den Wagen steigen wollte, meldete Major Soler, daß der Lieutenant Baron Rossau um fünf Uhr morgens einen geheimnißvollen Besuch empfangen habe und gleich darauf davon geritten sei. Der Major reichte dem Fürsten ein Blatt Papier in den Wagen. Der zur Gefangennehmung ausgesendete Officier hatte dieses Blatt in des flüchtigen Lieutenants Zimmer am Fußboden gefunden. Auf dem Blatte standen die Worte: „Alles ist entdeckt, nur die schleunigste Flucht vermag Sie zu retten.“

„Die Handschrift ist verstellt, aber ich kenne sie doch!“ sagte der Fürst.

„Excellenza kennen sie, es ist die Handschrift des Obristlieutenants Ritters Maffei!“ sagte der Major Soler mit größter Bestimmtheit.

Der Fürst nickte, er fuhr in vollem Trabe von dannen; er sollte aber heute nicht in die Veneria kommen, denn kaum hatte er die Landstraße erreicht, als er das Geleit der reitenden Garden des Königs und den vergoldeten Schwimmer bemerkte. Der Fürst winkte, Geleit und Karosse hielt an, der Fürst stieg in des Königs Karosse. An Karl Emanuels nassen Wimpern hingen dicke Thränen, Thränen flossen über des Jagdkapitäns Baron Templiers braunes, wetterhartes Gesicht.

„Sage Du es ihm,“ flüsterte der König mit versagender Stimme, „sage Du es ihm!“

„Die Gräfin von Ivrea hat sich vor einer halben Stunde selbst den Tod gegeben!“ sagte der rauhe

Jägersmann leise und weinte dann laut auf; „am Fenster stehend hatte sie gehört, wie ein Officier einem Kameraden erzählte: der Drossart sei auf der Parade für infam erklärt worden, habe den Obrist-Lieutenant Maffei durchstochen und sei endlich nach blutigem Widerstande von den Blauröcken zusammen gehauen worden!"

„Sie hat Gift genommen?" fragte der Fürst unheimlich flüsternd.

„Sie hat sich auf das Pflaster des Hofes hinab gestürzt und sich den Schädel zerschmettert!" fuhr der rauhe Weidmann heraus. Karl Emanuel stöhnte.

„Er sagt," sprach der König nach einer Weile tonlos, indem er auf den Jagdkapitän deutete, „er sagt, ich dürfe sie nicht sehen, denn meine Riniera sei gräßlich verstümmelt. Es ist unnatürlich, einen Vater sein todtes Kind nicht sehen zu lassen. Nicht wahr, es ist unnatürlich, dal Pozzo?"

Anfangs schien Karl Emanuel halsstarrig, als aber der Wagen nach dem alten Jägerhofe ablenkte, schauderte er plötzlich zusammen und befahl nach dem Schlosse zu fahren. Fürst della Cisterna brachte seinen Monarchen in seine Gemächer; er ließ den Leibarzt rufen und sorgte, daß Er zu Bett gebracht wurde. Karl Emanuel war ein gebrochener Greis, Fürst della Cisterna begab sich sofort zu dem Prinzen von Piemont.

Zehntes Capitel.

Am Grabe Marsins.

„Hinschleichen die Tage, die Stunden, sie rinnen
In Tropfen, doch willst Du gewinnen
Das Leben, so zähle die Tage und zähle die Stunden.“

Wiederum war es Frühling geworden in dem blühenden Piemont, an den Ufern der Dora; echter Welschlandfrühling mit ungeheurer Hitze, betäubenden Düften und erstaunlicher Triebkraft, so daß dem deutschen Menschen weh und bang wurde unter dem unverändert blauen Himmel, in dem ewigen süßen Würzhauch und bei der Leib und Seele erschlaffenden Hitze.

Etwa eine halbe Stunde vor der Stadt Turin, linker Hand von dem Wege nach dem königlichen Schlosse der Veneria, liegt das Kapuzinerkloster zu unserer lieben Frauen. Ein Gang von mächtigen Nußbäumen, schattig und kühl, führt aus der Infirmerie oder dem Lazareth des Klosters nach der

von einem offenen Kreuzgang umgebenen Kirche. Auch die Infirmerie ist von einem offenen Säulengange umgeben, und die Bewohner derselben haben ihre Wohnung in demselben aufgeschlagen; wenigstens die Rekonvaleszenten. Es sind fast nur Männer, nahe dem Greise, die mit ernsten bleichen Leidensgesichtern in ihren dunklen geistlichen Gewändern dort sitzen und der erfrischenden Kühlung genießen.

Dort ist aber eine Gruppe mit noch jungen Gesichtern in nicht geistlichen Gewändern. Die Gruppe besteht aus drei Männern und einem Hunde. Den Mittelpunkt derselben bildet ein hochgewachsener Mann, dessen Gestalt aber zusammengebrochen, gebückt auf einem Lehnstuhl sitzt. Die grünseidene Mütze bedeckt ein kahlgeschorenes Haupt, dessen dürftiges Haar an den Schläfen sich schlohweiß zeigt; weiß sind die dichten Brauen und Wimpern der trübe flackernden dunklen Augen, weiß der kurzgeschorene Bart um Lippen, Kinn und Wange, nicht geeignet, die schreckliche Zackennarbe zu bedecken, die tief dunkelroth von der Schläfe bis fast zum Munde an der ganzen rechten Seite des Kopfes hinläuft. Zitternd ruht die Hand des Genesenden auf dem mächtigen Kopf des edlen braunen Hundes, der neben ihm steht und sich wohl bewußt scheint, daß er der Pfleger seines Herrn auch mit ist.

Wir finden so, nachdem Jahr und Tag vergangen nach den Ereignissen, die wir im letzten Capitel schilderten, den Drossart von Zeyst wieder.

Seine beiden Getreuen, Tetzlaff, der Türkensohn von Herford, und Bentrup, ein deutscher Chirurgus aus Bielefeld, den der Drossart kurz vor seiner Katastrophe in Dienst nahm, stehen vor ihm. Bentrup reicht ihm einen beruhigenden Mischtrank und versichert, daß dieser Trank dem seligen Herrn Inspektor immer sehr wohl gethan habe.

Der Drossart trinkt ohne Dank, ohne Gruß.

Bentrup war Chirurgus bei einem deutschen Cavalier in Turin gewesen, der nach langer Krankheit als Generalzeuginspektor gestorben. Die Treue, mit der Bentrup seinem früheren Herrn gedient, hatte den Drossart bewogen, ihn in seine Dienste zu nehmen. Und er konnte sich dazu gratuliren, denn in dieser langen Krankheit hatte ihn der Chirurgus ganz wundervoll und nicht wie ein Miethling gepflegt. Was wäre aus dem armen Kranken unter den liederlichen Italienern geworden? Denn Tetzlaff verstand sich, trotz des guten Willens, auf Krankenpflege in That und Wahrheit wenig besser als der edle Truewart.

Jetzt aber nahm Tetzlaff seine Revanche, jetzt war er der einzige, der seinem apathischen Herrn doch zuweilen ein Lächeln entlockte; es irrte ein schattenhaftes Lächeln wirklich um des Drossarts bleiche Lippen, als er den treuen Tetzlaff mit der silberbeschlagenen Meerschaumpfeife kommen sah, er streckte die Hand aus nach der Pfeife, er sog mit einer gewissen Be-

gehrlichkeit den herbsüßen Duft des Feuerschwamms ein, den Tetzlaff mit Stahl und Stein entzündete, und dampfte dann höchst behaglich große Wolken um sich her.

„Das ist das erste, was dem Drossart wieder schmecken thut!“ meinte Tetzlaff vergnügt blinzelnd; Truewart blinzelte auch.

„Es war gut, Tetzlaff,“ nahm Bentrup das Wort, „daß Du vorgestern auf den Gedanken kamst, dem Herrn eine Pfeife anzubieten.“

Höchst selbstbewußt nickte Tetzlaff, und Truewart nickte auch, als habe man ihm ein Kompliment gesagt.

„Ich hätte früher daran denken können, denn der selige Herr Inspektor rauchte immer!“ meinte Bentrup. „Das ist die vierte Pfeife, Drossart, nach einem Jahr!“

„Die vierte Pfeife!“ wiederholte der Drossart gedankenlos.

Einen Augenblick darauf fuhr's wie ein Blitz durch das bleiche abgezehrte Gesicht, und sich mit einem Ruck aufrichtend, sagte er ausdrucksvoll: „Tetzlaff, Bentrup, treue deutsche Landsleute!“ und reichte jedem die Hand, dann legte er sie auf des Hundes Haupt und sagte: „Edler Truewart!“

Da brachen die beiden Männer und der Hund in ein so lautes Geheul aus, daß die frommen Ordensleute näher heran schlichen und verwundert die seltsamen deutschen Ketzer beobachteten.

Unter denen aber war die Ruhe schon wieder hergestellt, denn sie saßen jetzt schweigend um den Tisch und rauchten sehr gewaltig.

Als der Drossart seine Pfeife ausgeraucht, erhob er sich, nickte seinen Getreuen freundlich zu und schwankte an einem hohen Stabe von Pappelholz durch die Nußbaumallee der Kirche zu. Das war sein Nachmittagsspaziergang schon seit mehreren Tagen, da durften sie ihm nicht folgen.

Abenteuerlich genug sah der biedere Herforder aus in der grünen Mütze mit wehendem grünem Schleier, dem weiten grünseidenen Kaftan und dem hohen weißen Stabe.

Aber wie jammervoll zusammengebrochen schwankt die Riesengestalt des breitbrustigen Drossarts dahin, wie mühsam und schwer ist sein Gang; fünf Schritte und er muß schon ruhen!

Für ihn war es ein weiter Weg bis zum Kirchlein der Kapuziner, aber er legte den Weg zurück und stand endlich in dem Kirchgange zur Linken. Da blieb er sinnend stehen und betrachtete und las aufmerksam immer wieder eine Inschrift, welche lautete: „Ferdinando de Marsin, Franciae Mariscallo, Supremi Galliae Ordinis Equiti Torquato, Valencenarum Gubernatori, Quo in Loco 7. Septembris Ann. Dom. 1706, Inter suorum cladem et fugam, Victoriam, Exercitum, Vitam amisit, Aeternum in hoc Tumulo Monumentum.“

„Das heißt," sprach der Drossart leise vor sich hin, „in diesem Grabe besteht das ewige Gedächtnißmal für Ferdinand von Marsin, Marschall von Frankreich, Ritter vom heiligen Geistorden, Statthalter von Valence, der an dieser Stelle am 7. September 1706 zwischen der Seinigen Niederlage und Flucht Sieg, Heer und Leben verlor."

Sinnend blieb er lange stehen und flüsterte wieder und immer wieder: „Er verlor Sieg, Heer und Leben an einem Tage, amisit victoriam, exercitum et vitam. Ich verlor an einem Tage, Liebe, Ehre und Leben! Nein, ich lebe ja: wer doch rief einst nach verlorener Schlacht: „Alles verloren, nur die Ehre nicht!" Ei, so könnte ich ja rufen: Alles verloren, nur das Leben nicht!"

Der arme Mensch weinte.

Es näherten sich langsam Schritte, der Drossart vernahm sie nicht; eine helle Stimme rief ihn beim Namen, er hörte es nicht; eine feste Hand legte sich auf seine Schulter, er achtete es nicht.

Es war der Fürst dal Pozzo della Cisterna, der das ganze Jahr hindurch erst täglich, dann wenigstens einen Tag um den andern selbst nach dem kranken Drossart gesehen.

Als der Fürst endlich die Aufmerksamkeit des Drossarts erregt, verneigte sich dieser achtungsvoll vor dem vornehmen Besuch, antwortete ausführlich auf dessen Fragen nach seinem Befinden, stellte aber genau dieselben Fragen nach des Fürsten Befinden und ver-

fuhr dabei mit einer Pedanterie, über die sich selbst der selige Magister Marcellus nicht gefreut haben würde.

Offenbar war etwas im Geiste des Drossarts noch nicht recht wieder in Ordnung; der Fürst fügte sich höchst liebenswürdig in die Launen des Kranken, war aber doch froh erstaunt, als der Drossart, auf zwei in den Stein gehauene Fische über der Grabschrift des Marschall Marsin deutend, fragte: „Zu welcher Familie gehörte der Marschall Marsin? Sind wohl die Fische sein Wappen?"

Das war das erste Zeichen selbstständigen Denkens.

„Seltsam," rief der kommandirende General, „ich habe dieses Denkmal zwanzig Mal gesehen und nie auf die Fische geachtet und habe mich auch nie darum bekümmert, welcher Familie der Marschall angehört hat. Marsin, Marsin? Von den großen Adelsgeschlechtern Frankreichs ist das kein Name."

Sichtlich hatte der Drossart eine Auskunft erwartet; er wendete sich mit enttäuschtem Antlitz ab und flüsterte wieder: „Er hat Sieg, Heer und Leben an einem Tage verloren, ich Liebe, Ehre und Leben auch an einem Tage!"

Das gab dem Fürsten Licht über des Drossarts Zustand; der unglückliche junge Mann hatte nur lückenhafte Erinnerungen von dem, was mit ihm vorgegangen, sein Geist lag in einem Bann; er fühlte sich verdammt, fort und fort sich zu bemühen, diese Lücken auszufüllen. Der Fürst begriff, daß eine Mit-

theilung, eine gründliche Relation den Geist des Drossarts von diesem Banne befreien und ihm die Freiheit wiedergeben würde.

Sofort nöthigte er den Drossart, auf einer dort liegenden Marmorsäule wuchtigem Schaft, dem Grabe Marsins gegenüber, Platz zu nehmen, und auf der Stelle, wo der französische Marschall gefallen war, begann der sardinische General folgende Erzählung: „Sie erinnern sich, lieber Drossart, daß ich Sie vor etwa anderthalb Jahren nebst Ihrem Reisegefährten, einem Herrn Dreßler von Rossau, als Offizier bei den Grenadieren zu Pferd in sardinische Dienste nahm und Sie beide als Adjutanten zu dem Prinzen Thomas von Savoyen, dem Grafen von Maurienne, den wir gewöhnlich den grünen Grafen nennen, brachte?"

Das ganze Gesicht des Drossarts wurde hell; es war ihm, als würde ein Vorhang vor seinen irren Augen aufgezogen.

„Sie wissen, daß Major Soler Sie und Ihren Kameraden der Prinzessin-Gemahlin präsentirte und daß Ihnen an diesem Tage die Gräfin von Ivrea begegnete?"

„Riniera!" flüsterte der Drossart, und sein Antlitz nahm einen tieftraurigen Ausdruck an.

„Major Soler hat mir erzählt," fuhr der Fürst fort, „daß Baron Rossau, wie er sich gern nennen hörte, obwohl er gar nicht zu dem Titel eines Barons berechtigt war, die Prinzessin in venetianischem Dialekt

anredete und dadurch den Anfang einer Liebesintrigue legte, die unsägliches Unglück über Sie, mein armer Drossart, gebracht hat."

Mächtige Spannung sprach sich in den Zügen des Drossarts aus.

„Sie erinnern sich, daß ich Sie einst zu dem Jagdkapitän Baron Templier schickte, um ihm Auskunft über deutschen Jägeraberglauben zu geben?"

„Der Nachtgeschrei, das Kolkgewissen!" flüsterte der Drossart vor sich hin.

„Das war ein purer Vorwand," sprach der Fürst leicht lächelnd, „der König Karl Emanuel hatte Ihren Besuch im Jägerhause verlangt, weil er Sie kennen lernen wollte. Es war ihm nicht verborgen geblieben, daß Sie einen tiefen Eindruck auf seine schwärmerisch geliebte Tochter, die Gräfin von Ivrea, gemacht hatten. Sie gingen in den alten Jägerhof, gewannen die Liebe der Gräfin, die Gunst des Königs, die Freundschaft Templiers, Sie standen auf dem höchsten Gipfel Ihres wohl verdienten Glücks, als die schlechte Liebesintrigue des leichtsinnigen Rossau und der leichtfertigen Prinzessin Ihr Glück in Trümmer schlug. Eine Dame der Prinzessin, die Marchesa Ottoboni, welche den Rossau selbst liebte, verrieth dem Könige die Intrigue der Prinzessin. Karl Emanuel wollte zunächst volle Sicherheit über die Person des Amanten der Prinzessin haben und befahl seinem ersten Adjutanten, dem Ritter Maffei, ihm diese zu verschaffen. Der Ritter meldete dem Könige am folgenden

Tage, der heimliche Geliebte der Prinzessin sei der Hauptmann Drossart vom reitenden Grenadierregiment Maurienne. Wie der Maffei zu diesem Irrthum gekommen, wissen Sie, Drossart; Sie hatten den Herrn von Rossau auf dessen inständiges Bitten, wie uns Tetzlaff sagte, nach dem Sonnenpavillon begleitet, um dort Wache zu halten. Eben auch durch Tetzlaff erfuhren wir, daß der Rossau Sie hatte glauben machen, daß er dort mit einer schönen Dame, Namens Emilie, zusammenkommen werde und daß von der Prinzessin nicht die Rede gewesen sei. Ihre Loyalität ist demnach über jeden Zweifel festgestellt, denn wenn der von Rossau dort mit einer Ehrendame der Prinzessin, der Ottoboni etwa, zusammentraf, so war, was Sie thaten, nichts weiter als ein kameradschaftlicher Freundschaftsdienst. Der König erschrak mächtig, als er Ihren Namen vernahm; er dachte zuerst an seine betrogene Tochter, aber er hatte doch auch Sie genau genug kennen gelernt, um nicht sofort von Ihnen zu glauben, was ihm gemeldet wurde. Er befahl deshalb dem Ritter, nochmals zu forschen, Sie selbst nach dem Sonnenpavillon heimlich zu begleiten und seine Maßregeln so zu nehmen, daß kein Zweifel an Ihrer Person mehr sein könne. Zugleich befahl Karl Emanuel einem Edelmann seiner Gardekompagnie, von Mitternacht an Ihr Haus zu beobachten und Sie beim Heimkehren anzureden, so daß Ihre Identität festgestellt sein mußte."

Der Fürst hielt einen Augenblick inne, mit gespannter Aufmerksamkeit, mit fast angstvollem Ausdruck hingen des Drossarts Blicke an des Fürsten Lippen.

„Ritter Maffei war vielleicht guten Glaubens,“ fuhr della Cisterna fort, „als er seine erste Meldung machte, auch steht es nicht fest, daß er selbst die Erkundigungen unternahm, und es ist immerhin möglich, daß die Blauröcke es verschwiegen, daß der von Rossau mit Ihnen gewesen. Die zweite Erkundigung aber machte der Ritter persönlich, er mußte den von Rossau wahrgenommen haben, und er verschwieg ihn absichtlich; noch mehr, er schickte ihm in der Nacht noch eine Warnung und trieb ihn zu schleunigster Flucht; er wollte, daß es nicht auskomme, daß Sie nicht allein gewesen, seit er Sie auf Wache gesehen und nunmehr überzeugt sein mußte, daß nicht Sie, sondern der von Rossau der Liebhaber der Prinzessin. Ritter Maffei aber hatte einen Grund, Sie zu verderben, denn er kannte die Absichten, die der König mit Ihnen und der Gräfin von Ivrea hegte; Maffei aber hatte sich um die Gräfin beworben und war von ihr abgewiesen worden.“

„Armer König!“ seufzte der Drossart.

„Jawohl, mein armer König, mein armer Karl Emanuel!“ rief der Fürst. „Er vertraute dem Ritter und schwur, schreckliche Rache an dem Manne zu nehmen, der seiner geliebten Tochter Liebe gelogen und ihrer Neigung in den Armen eines buhlerischen

Weibes gespottet hatte, wie er wähnte. Er befahl sofort, Ihnen auf der Parade Degen und Orden abzunehmen, Sie für infam zu erklären und Sie lebenslang im Fort Brunette einzuschließen. Sie wissen, mit welcher unanständigen Hast Maffei das alles in's Werk gesetzt hat; ich kam zu spät, um zu interveniren, ich kam erst, als Sie den Elenden bereits niedergestoßen hatten und als der grüne Graf den Feldruf: „Maurienne! Maurienne, her zu mir!" ausrief, um Ihrem blutigen Kampfe mit den Blauröcken ein Ende zu machen!"

„Hat das Prinz Thomas gethan?" fragte der Drossart eifrig. „Dafür will ich ihm Dank schuldig sein, großen Dank!"

„Er hat noch mehr gethan," sprach der Fürst, „er hat in die Offiziersliste geschrieben hinter Ihrem Namen: „Zu meinem höchsten Bedauern ehrenvoll verabschiedet, auf meinen Antrag als Major." Hinter dem Namen des Herrn von Rossau aber liest man von seiner Hand: „Infamer Deserteur!"

„Also doch Einer!" sagte der Drossart.

„Nun, bin ich Keiner?" fragte der Fürst vorwurfsvoll.

Der Drossart senkte die Stirne, und Thränen fielen aus seinen Augen auf die Hand des Fürsten.

„Sie werden sehen, mein junger Freund," sprach della Cisterna ruhig weiter, „daß noch sehr viele sofort für Ihre Unschuld eintraten, z. B. der Baron Templier und dessen Gemahlin, mein Adjutant Major

Soler und dann endlich auch die Person, die es allein sicher wissen konnte. Etwa vier Wochen nach Ihrem Unglück ist die Prinzessin von Savoyen-Maurienne, geborene Contarini, gestorben; auf ihre Bitte hat der Kapuziner, der die letzte Beichte der Dame hörte, dem Könige ein Schriftstück mitgetheilt, in welchem die Dame ihre Sünden bekannte, aber auf den Leichnam Christi schwur, daß sie den Hauptmann Drossart nie anders als im Beisein des Hofes gesehen und nie eine Intrigue mit demselben gehabt habe. Es versteht sich von selbst, daß beim Tode der Prinzessin sofort von Gift gesprochen wurde. Gewiß waren in vorigen Zeiten die Fürsten Italiens ziemlich freigebig mit Gift, aber sicherlich war das Volk zu allen Zeiten noch viel freigebiger mit der Beschuldigung des Giftmordes. Hier bin ich allerdings überzeugt, daß Gift im Spiele war, aber es war die Prinzessin selbst, welche sich vergiftete. Prinz Thomas wäre nie auf Gift gekommen, um sich zu rächen, aber er mißhandelte die Prinzessin drei Tage hintereinander auf die roheste Weise mit der Reitpeitsche, so daß sie beim letzten Male vier Stunden ohne Besinnung blieb. Der Kummer über den Verlust des Liebhabers, der Groll über den Verrath der Ottoboni, diese abscheuliche Mißhandlung trieben sie dazu, Gift zu nehmen. Sie hat auch kein Hehl daraus gemacht und hartnäckig jedes Gegengift verschmäht."

Der Drossart schüttelte wehmüthig den Kopf und sagte: „Sie war wie eine ägyptische Königstochter!"

Der Fürst dal Pozzo zögerte etwas, er kam jetzt zu dem Theil seines Berichtes, den er für den schwierigsten hielt; er wollte flüchtig darüber hin und begann: „Als der König fast zu gleicher Zeit das Unglück seiner Tochter und Ihre Unschuld erfuhr —“

Da unterbrach ihn der Drossart und fragte mit tiefem Ernst: „Wie starb meine Riniera?“

Der Fürst entschloß sich rasch und erwiderte: „Durch einen unglücklichen Zufall erfuhr die Gräfin von Ivrea fast in derselben Stunde noch alles, was sich auf dem Waffenplatz der Citadelle zugetragen, mit dem damals ziemlich gerechtfertigten Zusatze, daß Sie im Kampfe mit den Blauröcken getödtet worden seien, und gab sich in der ersten Verzweiflung selbst den Tod, indem sie sich aus dem Fenster stürzte und den Schädel zerbrach.“

„Und wo hat man meine Riniera begraben?“ fragte der Drossart mit fester Stimme.

„Unter den zwei Pinien am Brunnen des alten Jägerhofes, fast an der Stelle, an welcher sie den Tod fand.“

Der Fragende verneigte sich dankend.

„Nach diesen Ereignissen,“ fuhr Fürst della Cisterna fort, „muß der Zustand meines armen Königs Karl Emanuel ein qualvoller gewesen sein; er sagte sich, daß er durch seine Uebereilung nicht nur Sie, sondern auch seine geliebte Tochter in den Tod getrieben. Er hat seine Tochter nicht als Leiche gesehen, er hat den alten Jägerhof nicht wieder besucht, er hat

seinen besten Freund, den Baron Templier, nicht wieder mit Augen gesehen, er hat mir nie wieder in's Gesicht geblickt, obwohl er oft noch geschäftlich mit mir verkehrte. Alles, was sich auf seine Tochter und auf Sie bezog, was ich ihm in Bezug auf Ihre amtliche Stellung meldete, ließ er ohne Antwort, ohne Bescheid. Er blieb nur scheinbar noch am Leben, obwohl seine Geisteskraft ungebrochen erschien. Als der Jahrestag des Todes seiner Tochter kam, fast in der Stunde ihres Hintritts, schlugen die Glocken von La Superga zusammen: König Karl Emanuel der Andere war abgeschieden von dieser Welt!"

„Er war mir immer ein lieber und gnädiger Herr, er war der Vater meiner Riniera!" sprach der Drossart mit weicher Stimme.

„Jetzt, mein lieber junger Freund," sprach der Fürst, sich die nassen Augen trockend, „jetzt wissen Sie alles, und mir bleibt nur noch übrig, Ihnen zu melden, was König Viktor Amadeus, des jetztregierenden Königs Majestät, über Ihre Affaire beschlossen haben. Zunächst ist Ihnen der ehrenvollste Abschied als Major bei den Grenadieren zu Pferde ausgefertigt worden. Ferner hat Sie der König zu seinem Kammerherrn in außerordentlichem Dienst ernannt und Ihnen einen Auftrag an die Höfe von Paris, Madrid, Lissabon und London übertragen, über den ich später näher mit Ihnen sprechen werde. Haben Sie diesen Auftrag erfüllt, so soll es Ihnen freistehen, sich mit Ihrem

Kammerherrngehalt und Ihrer Majorspension in Ihr Vaterland zurückzuziehen. Der Orden des heiligen Mauritius und Lazarus wird Ihnen selbstverständlich zurückgegeben, wie Sie denn überhaupt niemals in der Ordensliste gestrichen worden sind."

Der Drossart verbeugte sich dankend, er nahm alles einfach an, ohne große Worte zu machen. Gewiß ließ sich nicht wieder gut machen, was der Drossart verloren; ließ man aber einen Ersatz gelten, wie es im Sinne der Zeit lag, so muß man zugeben, daß alles anständig nicht nur, sondern auch zartsinnig geordnet war. Die diplomatische Mission barg nicht nur eine Genugthuung, sondern auch eine sehr bedeutende Geldsumme, welche der König für das Lehen von Ivrea zahlte, welches der Drossart mit der Gräfin Riniera geheirathet hätte.

Als der Fürst heute den Sohn des von ihm einst so geliebten Weibes an dem Grabe des Marschalls Marsin verließ, war derselbe geistig vollkommen verwandelt; er war klar über die Lücke in seiner Vergangenheit, und klar blickte das dunkle Auge, das nicht mehr unsicher hin und her flackerte, sondern fest auf einen Punkt sich richtete; statt der matten und ängstlichen Spannung lagen Sicherheit und Ruhe, wenn auch tiefe Traurigkeit auf diesen abgezehrten Zügen. Es schwankte der Leib noch, aber fest stand der Geist wieder.

Das zeigte sich gleich an dem folgenden Tage.

„Tetzlaff, mein alter Junge," fragte der Drossart, „hast Du während meiner Krankheit nach Herford geschrieben?"

„So, so etliche Zeilen, wie alle Halbjahre an meinen Bruder," nickte Tetzlaff; „habe mich aber wohl gehütet, von des Drossarts Krankheit was zu schreiben, kein Wort!"

Der gute Tetzlaff lächelte ungemein schlau, als habe er durch sein Schweigen ein Meisterstück von Diplomatie zù Stande gebracht.

Der Drossart schrieb nun an seine Muhme Salome Tugendreich, an seinen Lehmann Absalom Türcke und an seine Bankiers, die Herren von Laer in Bielefeld.

An diesem Tage besuchte Major Soler den Rekonvaleszenten; nach und nach kamen die Besuche mehrerer. Einer der ersten war der Jagdkapitän des Königs Karl Emanuel, Baron Templier. Bei seinem Anblick, der seiner Riniera Pflegevater gewesen war, verlor der Drossart seine ganze Haltung und weinte laut auf in der Umarmung des Greises.

Acht Tage später war unser Held im Stande, zu Pferd zu steigen; das eisengraue Pferd kannte seinen Herrn wirklich wieder, laut wiehernd kam es auf ihn zu und leckte ihm das Gesicht, was der edle Truewart sehr unanständig fand, denn er wendete sich indignirt ab. Aber er versöhnte sich bald wieder mit seinem alten eisengrauen Freunde, zumal da dieser fast täglich herauskam zu den Kapuzinern.

Nach wieder einer Woche hatte der Drossart so ziemlich alle seine Kräfte wieder, und der treffliche Chirurgus Bentrup erklärte alle weitere Schmiererei an dem Leichnam seines Herrn für eitel Thorheit, sondern meinte, daß jetzt ein Dutzend Bäder in der heißen Quelle bei Chivasso, einem Städtlein, ein paar Meilen von Turin, im Nothfall auch ein paar Dutzend gewöhnliche heiße Wasserbäder die Kur vollenden würden.

Der Drossart schien durch diese Erklärung außerordentlich erfreut zu sein; dennoch machte er gar keine Anstalt, sein Zelt am Grabe Marsins abzubrechen und weiter zu ziehen, obwohl ihm Fürst della Cisterna auch seine diplomatisch-militärischen Aufträge nun ausführlich mitgetheilt hatte.

Nur auf verschiedene Fragen Tetzlaffs und Bentrups empfingen diese Aufträge zum Ankauf von allerlei Gegenständen, welche er zur Reise nöthig hatte. Endlich aber, nachdem er einen Abend nur in Gesellschaft des edeln Truewart, der nichts verrieth, in Turin zugebracht hatte und sehr spät zurückgekehrt war, befahl er am andern Morgen in der Frühe den Aufbruch und zog mit Bentrup, Tetzlaff und Truewart nach Chivasso ab.

Die Kapuziner mochte er reichlich bedacht haben, denn sie segneten ihn wortreich.

Den letzten Abend in Turin aber hatte der Drossart im alten Jägerhause am Grabe seiner Riniera zugebracht.

Es läßt sich eben nicht viel sagen von dem Zuge nach Chivasso; der Drossart ritt seines Weges dahin ernst und in sich gekehrt, aber seine ganze Haltung war weder die eines Kranken, noch eines Rekonvaleszenten. Er war ein schwermüthiger Mann. Chirurgus Bentrup, der ihn genau beobachtete, bemerkte sogar einmal ein leises Lächeln in den Mienen seines Gebieters, als derselbe einige nacktbeinige Frauen bemerkte, welche sonderbare Regenmäntel von Strohhalmen trugen, die um den Hals festschlossen, sonst war das Stroh nirgends verbunden, sondern hing frei in seiner ganzen Länge bis auf die Waden herab und ließ das darauf fallende Wasser sauber abtropfen. Ein Kostüm, welches freilich an die Wilden Amerikas erinnerte.

Um Chivasso gab es nur Sumpf und Maisfelder; der Drossart kümmerte sich nicht darum, er nahm jeden Morgen und jeden Nachmittag ein heißes Moorbad und zog, nachdem er eine Woche damit zugebracht hatte, wiederum ab von dort.

Der Drossart reiste jetzt in einem kleinen Bogen um Turin herum und zog Savoyen zu; er kam nur sehr langsam vorwärts, denn er hielt sich sehr oft auf, wie's schien, durch die Schönheit des Landes gefesselt; es war aber nicht die landschaftliche Schönheit, welche ihn fesselte, sondern es war die Heimath der geliebten Riniera, deren Namen er nie mehr aussprach, an die er aber doch unaufhörlich dachte. Die Heimath der Geliebten hielt ihn durch starke Erinnerung gefesselt.

Vor dem Fort Brunette unweit Susa aber hielt er eines Nachmittags und sendete einen Paß des Fürsten della Cisterna hinein; sofort kam der Kommandant zu ihm heraus, führte ihn zuvorkommend in die Festung und zeigt ihm alles. Das Fort mit seinen acht Bastionen und allen seinen Außenwerken ist in Felsen gesprengt. Alle Kommunikationen zwischen den Bastionen und Werken sind breite Galerien, in Felsen gehauen, große Wagen und schwere Kanonen können mit ihren Bespannungen ohne Schwierigkeiten auf- und abfahren. Von außen sieht man kein Haus, von der ganzen Besatzung nur etliche Schildwachen. Weder mit Geschütz, noch mit Minen ist dieser aus einem Stein gemeißelten Festung beizukommen, und von hier aus beherrscht ein wenig zahlreicher Truppentheil zwei Thäler und zwei Straßen.

Der Drossart fragte lauernd: „Und die Staatsgefängnisse?“

„Sie befinden sich unter der östlichen Galerie, Herr Major,“ antwortete der Kommandant, „aber es ist Niemand darin, da Viktor Amadeus bei seiner Thronbesteigung allen ohne Ausnahme die Freiheit gegeben hat!“

„Waren es viele, die dieser Gnade theilhaftig wurden?“ fragte unser Freund weiter.

„Nur ein Edelmann aus Alessandria,“ antwortete der Kommandant lächelnd, „der saß seit vierzig Jahren, weil er aus Eifersucht sein Weib getödet, er wollte nicht fort. Der König hat ihm in Susa eine Woh-

nung angewiesen; er kommt an jedem schönen Tag hierher, er liebt Brunette!"

„Vielleicht hätte ich's auch liebgewonnen!" sprach der Drossart ernst.

Der Kommandant verstand seinen Gast nicht, aber Bentrup und auch Tetzlaff erinnerten sich wohl, daß ihr Herr einst zu lebenslänglicher Einschließung in Brunette verurtheilt worden war.

Als die drei über das große Kreuz aus Piemont nach Savoyen gekommen waren, beschleunigte der Drossart seine Reise eben so sehr, als er bis dahin gezögert hatte; nur in St. Jean de Maurienne hielt er sich einige Stunden auf und sah den Uebungen der Grenadiere zu Pferd zu. Es war das erste und das letzte Mal, daß er sein Regiment sah. Prinz Thomas, der grüne Graf, war in der Stadt. Der Drossart besuchte seinen ehemaligen Chef nicht, aber er freute sich, daß der neue König seinem Vetter auch einige Thätigkeit gönnte.

Elftes Capitel.

Wieder am Kösselbrink.

„An Lutter- und Bohnenbach —
Ich denk' schon nach!"

Der Kösselbrink, jener weite Platz, einst der Stolz Bielefelds, war damals schon zu einem etwas verwilderten Spaziergange herabgesunken, dem die schönen Lindenalleen, die Lieutenant Hausmann nach dem siebenjährigen Kriege dort angelegt, einen Zug von Vornehmheit und Melancholie verliehen. Der dort sprudelnde Quell, dessen Heilkraft einst Hunderte von Kranken herbei gezogen, der Herrn Konrad Redecker, den Bielefelder Bürgermeister und Arzt, zu einer so warmen Lobschrift begeistert, daß Lahme, Blinde, Taube, Gichtbrüchige hier Heilung zu finden hofften, hatte seine Heilkraft verloren. Der vom Sparenberger Drost Wolff Ernst von Eller angeordnete Morgengottesdienst unter den Buchen um den Heilquell wurde nicht mehr gehalten; die Buchen selbst waren verschwunden und mit ihnen die großen eßbaren Schnecken, welche der vortreffliche Drost vom

Sparenberg auf den Kösselbrink verpflanzt; nur hier und da blühte noch eine wildwachsende Goldlackstaude und erinnerte mit ihrem sanften Dufte leise an Wolff Ernst von Ellers Zeiten.

Der Sommermorgen war kühl und frisch, an dem ein einsamer Spaziergänger in den Lindenalleen des Kösselbrinks wandelte; nachdenkend vergangenen Zeiten hatte er das mächtige Haupt auf die Brust geneigt und blickte stumm vor sich nieder. Eine runde Ledermütze, fast helmartig geformt, bedeckte das kurze weiße Haar, unter dem ein rundes und gesundes, fast rosiges Antlitz sich gar seltsam ausnahm; dunkle Augen leuchteten in mildem Glanze unter weißen buschig drohend überhangenden Brauen und Wimpern über die intelligenten Züge des sauber rasirten Gesichtes. Die beinahe riesenhafte, breitbrustige Gestalt war ganz modern in englische Tracht gekleidet. Brauner Tuchrock mit großen Messingknöpfen, dem Schnitt nach fast schon ein Frack, weißes Halstuch mit Spitzen, mächtiges Jabot, in dem herzförmigen Ausschnitte der gelben Weste, graue Kasimirbeinkleider und hohe weiche Kniestiefeln mit silbernen Sporen; wildlederne Handschuhe und Reitpeitsche von Fischbein, das war ganz die Tracht eines englischen Gentleman von 1778.

So kehrte der Wichmann Trautretter, der Drossart von Zeyst, nach fast achtjähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurück.

Als er gestern bei seiner Ankunft vernommen, daß der Gasthof zum Ravensbergischen Wappen sein

Zeichen eingezogen hatte und eingegangen war, hatte der Drossart in den drei Kronen auf der Obernstraße Quartier genommen und heute in der frühesten Morgenstunde schon einen Spaziergang durch die alte, für ihn an Erinnerungen so reiche Stadt gemacht. Er hatte die neue Kaserne besehen, zu welcher der große Friedrich mit beklagenswerther Sparsamkeit die Steine dem alten Sparenberge aus den Rippen gebrochen; er war über den Papenmarkt an den Kollegiatkurien hingewandert, hatte seinen alten Gasthof besucht und war durch das Siekerthor über den Niederthorwall, dann endlich in die neuen Lindenalleen des Kösselbrinks gelangt, ohne eigentlich zu wissen, wohin er ging. Die Erinnerungen waren zu mächtig für ihn gewesen, um ihn auf seinen Weg achten zu lassen.

Die zunehmende Wärme des Sommermorgens machte sich endlich doch merkbar und trieb den Drossart, den Rückweg zu suchen; er kehrte durch das Niedernthor in seinen Gasthof zurück.

Draußen waren ihm nur wenige Menschen begegnet, die ihm höflich nach Landessitte einen guten Morgen geboten hatten; in der Stadt grüßten ihn auch nur wenige meist schon ältere Leute; die meisten aber starrten ihn erstaunt an, viele auch nach. Die mächtige Gestalt erregte, das rothe junge Gesicht bei dem weißen Greisenhaar fesselte die Aufmerksamkeit. Vielleicht thaten auch die modische Englandstracht und die weltmännische Freiheit, mit welcher der Drossart

stehen blieb und Alles genau betrachtete, was ihm auffiel, das ihrige.

Das Eckhaus am Markte, Ecke der Piggenstraße und der Obernstraße, ausgezeichnet durch einen schönen alterthümlichen Giebel, gefiel dem Drossart sehr, er betrachtete es von verschiedenen Standpunkten aus, und plötzlich sah er sich von einem ganzen Schwarm Eingeborener, Männlein und Fräulein, groß und klein umgeben.

Der Drossart war etwas erstaunt, aber er vergaß sein Erstaunen, denn dicht vor ihm stand, ein Körbchen an dem kleinen, dicken, runden Aermchen, ein allerliebstes Kind von etwa fünf Jahren. Ein glattes Blondköpfchen mit schönen dunklen Augen in dem weißen Gesichtchen. Eine wehmüthige Erinnerung durchzuckte den Drossart, er beugte sich tief nieder zu dem Mägdlein und fragte freundlich: „Wie heißt Du, liebes Kind?“ Die Kleine schaute den fremden Herrn mit den großen Kinderaugen gaffend eine Weile an, dann sagte sie: „Susanne Densinckin!“ und machte einen ganz allerliebsten kleinen Knicks dazu. Der Drossart küßte das Kind auf die Stirn, wendete sich ab und eilte mit weiten Schritten davon, die Obernstraße hinauf, dem drei Kronengasthofe zu. Mit offenstehendem Mäulchen blickte die Kleine dem Enteilenden nach und etliche Jungen stießen ein kreischendes Hurrah! aus.

Ein hübsches Stück seiner Vergangenheit, seiner Jugend, war sonnig vor dem Drossart aufgestanden

bei dem Anblick des Kindleins, es war ein Kind des kleinen Schäfchens, das er einst so sehr geliebt, und jenes braven Adrian Densinck. Er hatte in den Zügen des Kindes die Züge der Mutter augenblicklich erkannt.

In der etwas zugigen Thorfahrt der drei Kronen stand Chirurgus Bentrup, in brauner Chenille, wie man damals einen vielknöpfigen Ueberrock nannte; der hatte schon seine Mutter besucht, die in Bielefeld ein Häuschen besaß; den trefflichen Türkensohn Tetzlaff hatte der Drossart als Boten nach Herford voraus=gesendet und Truewart, der edle braune Hund, lag in vornehmer Ruhe unter einem Marmorstein an den fernen Gestaden des Tajo begraben.

„Nun, die Mutter gesund?“ fragte der Drossart.

„In gutem baulichen Zustand beide, die Mutter und das Haus!“ erwiderte der Chirurgus, indem er das Gesicht grinsend zusammenzog, als hätte er in einen Holzapfel gebissen. „Möchte den Herrn Kammer=herrn fragen, ob ich heute gebraucht werde, die Alte will mich zu meiner Schwester führen, die in einen Bauerhof nahebei geheirathet hat. Die Alte ist un=menschlich stolz auf diese Heirath, weil sie auch die geborene Tochter eines Wehrfesters, ein Bauermädchen.“

„Sie sind ein Narr, Bentrup,“ entgegnete der Drossart lächelnd, „erstlich sollen Sie mich nicht Kammerherr nennen, das war gut für Frankreich und die Fremde, hier in Westfalen bin ich der Drossart; dann zweitens sind Sie gar nicht mehr in meinen

Diensten, brauchen also auch nicht um Urlaub zu bitten!"

„Zu Befehl, Herr Kammerherr!" versetzte Bentrup, „aber mich soll der Teufel holen, wenn ich den Drossart, bei dem ich mir gar nichts denken kann, über die Lippen bringe, und abermals soll mich der Teufel holen, wenn ich mich je anders als einen Diener des Herrn Kammerherrn betrachte, der mich mit Gefahr seines eigenen Lebens aus dem Weltmeer geholt hat!"

Das letzte hatte Bentrup mehr für sich in seinen dünnen und spärlichen blonden Bart gemurmelt, denn der Drossart war schon die breite Treppe links hinauf in sein Stübchen geeilt, wo eine blasse kränklich aussehende Magd das Bett machte und sofort eine Litanei über ihre schwere Arbeit begann, welcher, wie wir fürchten, unser Held nur geringe Aufmerksamkeit widmete.

Der Drossart nahm eine kleine silberne Damenuhr, eine englische Uhr, aus seinem Koffer, welche er seiner Muhme Klara Koblankin, geborene Trotzenburgin, schenken wollte, bei deren Hochzeit er damals in Bielefeld gewesen. Wer vor hundert Jahren von einer Reise zurückkehrte, der mußte etwas mitbringen, so gebot es die Sitte, bei hübschen Leuten wenigstens.

Von dem Tode der Muhme Trotzenburgin war er unterrichtet, auch wußte er, daß die Koblankin in ihrer Mutter Hause, Meindersdorf gegenüber, wohne.

Dahin begab er sich jetzt, nachdem er mit dem sehr wohlhäbig ausschauenden drei Kronenwirth, der

seine kölnische Pfeife in dem zugigen Hausflur rauchte, einige geistreiche Bemerkungen über das Wetter ausgetauscht.

Damals traten die Gastwirthe noch in ein persönliches Verhältniß zu ihren Gästen; sie waren noch nicht unsichtbare und unnahbare vornehme Herren wie jetzt, die höchstens sich noch zum Vorsitz an der Wirthstafel herablassen. Auch ärgerte man sich damals noch nicht über den gräulichen Schwarm von Marqueurs und Kellnern mit wedelnden Servietten über dem Arme, der sich jetzt überall eingenistet hat. Nun, in den drei Kronen amtirte statt des ganzen Schwarms ein einziger Hausknecht mit seinem Sohne. Aber was für ein Exemplar von Hausknecht war das auch! Furchtbar breit und furchtbar stark! Und welch eine flinke Range war sein Söhnlein, dem das Haar büschelweise in das speckfette Angesicht hing!

Der Drossart zog die Klingel an der Hausthür der Muhme Koblankin; wahrlich, er kannte den Ton jener Klingel noch von jener Hochzeit her, wo das kleine Schäfchen so sehnlich von ihm erwartet wurde.

Nicht ohne Rührung stand der gereifte Mann vor der Frau, die noch immer hübsch war, in den wohlbekannten Hochzeitsfesträumen.

Die Koblankin starrte einen Augenblick in die ihr so vertraut vorkommenden Züge des Eintretenden, das weiße Haar machte sie auf einen Moment irre, gleich darauf aber flog der Sonnenschein des Wiedererkennens über ihr fleischiges Antlitz und die Hände

zusammenschlagend rief sie: „Herr Gott, nun sieh' mal einer an, ich will nicht gesund hier stehen, wenn das nicht der Herr Vetter Drossart ist!"

„Er ist es, Frau Muhme," sprach er lächelnd.

Beide Hände und die rechte Wange zum Kusse reichte die Frau dem Verwandten dar, dann aber schoß ein Strom von Fragen unaufhaltsam dahin, Fragen, die sehr indiskret gewesen wären, wenn die gute Muhme eine Antwort verlangt hätte; eine solche aber war nicht nöthig, die Frage war hier nur die Form der Verwunderung, freudiger wie trauriger.

„Herr Gott, wo hat denn der Herr Vetter das weiße Haar her? Dazu hätte es bei Ihm doch noch Zeit gehabt! Herr Gott, und die rothe Narbe, gerade wie Muhme Salome auf der rechten Wange ihr Feuermal hat. Aber wie gesund Er aussieht, Vetter Drossart, und wie hat Er's nur angefangen, so lange draußen zu bleiben? Und ein Major ist Er geworden da, na dort unter den Wälschen? Und auch ein Kammerherr des Königs von Sardinien? Na, aber nun bleibt Er doch heim?"

So ging's noch eine ziemliche Weile fort, bis sich die Frau plötzlich unterbrach und rief: „O Gott! und ich lasse den Herrn Vetter Drossart stehen: Was wird Er von mir denken?"

Mit der Schürze fuhr sie über einen völlig reinen Stuhl, auf dem kein Stäubchen lag, und als der Drossart sich lächelnd niedergesetzt hatte, schoß sie wie der Blitz hinaus und kam wieder, in dem Arme einen

dicken dreijährigen Jungen tragend, nicht ganz reinlich, der entsetzlich schrie und strampelte, sichtlich unangenehm berührt durch den plötzlichen Ueberfall der Mutter.

„Das ist mein Junge," erklärte die stolze Mutter, „unser Junge; mein Mann ist gestern nach Detmold," fügte sie flüchtig ein; „wir haben den Jungen dem Herrn Vetter zu Ehren Wichmann genannt, obwohl der Name sonst nicht in der Familie vorkommt, ich wollte es so und mein Mann hatte nichts dagegen; ein kleines Mädchen, ach, wie lieb war die kleine Salome! haben wir seit vorigem Herbste auf dem Kirchhofe!"

Sie ließ den Jungen vom Arme, um mit dem Schürzenzipfel an die Augen zu kommen. Ihre Thränen flossen reichlich, und damit war der erste Sturm beruhigt.

Der Junge stand zwischen den Knieen des Drossarts und starrte den fremden Herrn, den Finger im Munde, sehr aufmerksam an; dem aber war's ganz heimathlich, ganz familienhaft zu Muthe; weich und warm, aber auch eng und klein legte sich die westfälische Heimath wieder um seine Seele. Es that ihm diese Empfindung wohl, und doch war's ihm beinahe zum Lachen; es war das kleine bürgerliche Leben doch gar zu abstechend gegen das große Weltleben, in dem er sich seit Jahren bewegt.

Jetzt brachte er auch die englische Uhr, sein Reisegeschenk, an, und dem Jungen, der seinen Namen trug, schenkte er einen Portugaleser, ein größeres

Goldstück, das er zufällig bei sich hatte. Das gab denn, wie sich von selbst versteht, eine Freude und höchst wortreichen Dank.

Die Freude schlug aber sofort in ihr Gegentheil um, als der Drossart sich erhob und Abschied nehmen wollte, da sah er sich von der Muhme Koblankin sehr ernsthaft in die Schranken des Bielefeldisch Schicklichen gewiesen.

„Was denkt er denn von uns, Herr Vetter Drossart?" erklärte Frau Klara Koblankin fast böse, „was würde denn mein Mann sagen, wenn Er nicht bei uns zu Mittag gespeist hätte? Meint Er, ich sollte einen so geschätzten Verwandten wie Ihn in den drei Kronen essen lassen? Mit den fremden Ellenreitern etwa? Das wäre ja eine Schande für die ganze ehrbare Familie! Nun, Er muß sich an einem Löffel Suppe bei der armen Strohwittwe genügen lassen. Freilich, solche feine Gerichte, wie Er bei Seinem sardinischen Könige zu essen bekommt, kann ich Ihm allerdings nicht vorsetzen, aber der drei Kronenwirth kann's auch nicht, dafür will ich Ihm gut stehen!"

Mit Mühe nur erreichte der Drossart einen Urlaub von ein paar Stunden, während welcher er seine Geschäfte mit den Herren von Laer ordnen konnte, aber er mußte feierlich geloben, zur Bielefelder Essenszeit um elf Uhr unfehlbar sich zum Essen einfinden zu wollen. Die gute Frau machte sich damit keine geringe Last, denn sie hatte für sich und ihr

Kind zu Mittag, weil der Hausherr in Detmold abwesend war, an eine sehr einfache Delikatesse, etwa einen Eierkuchen und einen Brei gedacht; wahrlich, die Hausfrauen waren damals noch wirklich sparsam, und nun mußte ein Mittagsessen in ein paar Stunden gerichtet sein; das war durchaus nicht leicht, es war aber auch ein großer hausfraulicher Triumph, wenn's gelang.

Als sich der Drossart, also auf kurzen Urlaub entlassen, entfernte, hörte er noch das Getöse, mit welchem die Frau Koblankin ihre Kräfte in Bewegung setzte, um ihr Bestes zu leisten. Und als er pünktlich zur befohlenen Stunde zurückkehrte, fand er das Haus in festlicher Stille zum Empfang des Besuches.

Er hatte übrigens keine angenehme Ueberraschung bei den Herren von Laer gefunden, denn es fand sich bei Vorlegung der Wechsel und Vergleich der Bücher, daß der Drossart, während er besinnungslos krank zu Turin gelegen, ganz bedeutende Summen gezogen hatte, ja, daß er selbst während seines Aufenthaltes zu Paris Anweisungen gegeben hatte. Das heißt, der Drossart hatte Anweisungen zu einer Zeit gegeben, wo er keine geben konnte, und dann auch wieder zu einer Zeit, wo er ganz bestimmt wußte, daß er keine gegeben hatte. Er schwieg nun freilich, was eben nicht besonders großmüthig war, da er gar nicht anders konnte, aber es war ihm doch eine tiefe Kränkung, daß ihn sein alter Kumpan, Herr Eitel Kobes Dreßler zu Rossau um dreitausend Reichsthaler be=

trogen hatte durch Wechsel- und Handschriftenfälschung. Jetzt wußte er das Geheimniß der Schreibübungen des würdigen Genossen, dieselben waren doch nicht so resultatlos, wie er geglaubt hatte. Es bedurfte nur kurzen Nachdenkens, um zu begreifen, daß Eitel Kobes sich in dieser Weise die Krankheit und das Gefängniß des Drossarts zu Nutze gemacht und das fortgesetzt hatte, bis er durch das Erscheinen des Drossarts in Paris sich mit Entdeckung bedroht sah. Ueberdem hatte er zu seinen Anweisungen sich sehr schlau des Papiers bedient, auf welchem der Drossart zu schreiben pflegte, dessen konnte er sich sehr leicht bemächtigen, während in Frankreich und Italien damals schwerlich ein anderer nur auch ein ähnliches Papier haben konnte. Wie gesagt, schwieg der Drossart den Herrn von Laer gegenüber, zum Familienmittagstisch aber kam er doch ziemlich verstimmt, denn daß ihn der Dreßler über seine Liebe zur grünen Gräfin getäuscht und ihn in's Verderben gebracht, war allenfalls zu entschuldigen, die Wechselfälschung aber stempelte ihn einfach zum Verbrecher.

Als der Drossart wieder bei der Koblankin eintrat, fand er dort einen zierlich gekleideten Herrn, der ganz stattlich aussah, und eine lange, bleiche und magere Frau, welche ihm entgegen eilte und ihm freundlich die Hand bot.

Der Drossart nahm freilich die gebotene Hand, aber seine höchst verlegene Miene verrieth augenblicklich,

daß er nicht wisse, wer die so freundlich Entgegenkommende sei.

„Wahrlich, der Drossart kennt mich nicht mehr!" rief die Frau fast betroffen.

„Die Türkenrose?" fragte der Drossart zweifelnd, denn die Stimme klang ihm bekannt.

„Ach, es ist vorbei mit den Türken sowohl als mit den Rosen," versetzte die Frau lebhaft, „ich heiße nicht mehr Türcke, sondern seit sechs Jahren Rettberg, und habe vier Kinder geboren, da sind auch die Rosen ausgegangen. Ich stelle dem Drossart meinen Mann, den Kaufmann Rettberg vor."

Es war sichtlich eine kreuzbrave und resolute Frau, die ehemalige Türkenrose.

Nachdem die herkömmlichen Komplimente ausgetauscht, erzählte Frau Rettberg sehr tapfer, daß sie in Herford gewohnt, so lange der alte Larkenspar noch am Leben, als er aber vor drei Jahren das Zeitliche gesegnet, hätten sie das Haus in der Mäusefalle verkauft und sich nach Bielefeld verzogen, weil Herr Rettberg hier mit einem Hauskaufe hätte vortheilhaft ankommen können. Es zeigte sich, daß die Türkenrose, die den alten Larkenspar hatte heirathen wollen, doch für den Rettberg eine treue und sorgsame Gattin geworden war.

Dann aber erzählte die Rettbergin auch, was den Drossart mehr interessirte; nämlich, wie die beiden Brüder der Muhme Salome sich auf die liderliche

Seite gelegt, das Ihrige durchgebracht und die Mutter, die immer zu schwach gegen die Buben gewesen wäre, gänzlich ruinirt hätten. Sie hatte müssen das schöne Haus zum Herfordischen Wappen auf dem Gehrenberge verkaufen und wäre sicher ganz in's Elend gerathen, wenn nicht Salome Tugendreich von Bielefeld zurückgekommen wäre und sie und den jüngsten Bruder, der jetzt auf das Gymnasium ging, zu sich genommen hätte. Die alte Muhme Trotzenburgin, der Koblankin Mutter, hatte der Salome, als ihrer immer freundlichen und getreuen Pflegerin, ein kleines Kapital vermacht. Jetzt wohnte nun die Salome mit ihrer Mutter und ihrem Bruder in zwei kleinen Stübchen auf der Lübberstraße, dem Hause des Drossarts gegenüber und es gehe ihr doch ziemlich knapp, weil die Mutter noch Schulden der liderlichen Söhne auf ihre Wittwenpension übernommen. Uebrigens sei, so versicherte die Rettbergin, Salome noch immer so aufgeräumt und stets guter Dinge wie früher.

Auch über den Tod ihrer Mutter, des Türkenweibes, und der alten hustenden Magd, der Wasserfuhrschen, berichtete die Frau geziemend, ebenso, daß der alte Absalom Türcke, ihr Vater, noch lebte, wobei sie als eine gebildete Frau doch nicht unterlassen konnte, spöttisch zu bemerken, daß er noch immer Abendandacht halte und aus Arnds Wahrem Christenthum vorlese, aber nur noch seinen alten Knecht, nicht mal seinen Sohn mehr zum Zuhörer habe.

So aufklärungsstolz auch der Drossart war, dieser Spott verdroß ihn doch, weil ihn die Tochter gegen den Vater richtete.

Soweit hatte die Rettbergin erzählt, als sich die Thür öffnete und die Koblankin mit triumphirenden Mienen eine allerliebste kleine Frau hereinführte, deren zartes weißes Antlitz durch die schwarze enge Haube, deren zierliche Gestalt durch die schwarze Wittwentracht an Reiz zu gewinnen schien.

„Frau Susanne Densinck," fuhr die Hauswirthin fast prahlend heraus, „Herr Vetter Drossart! Ach, ich entsinne mich, die Herrschaften kennen sich ja schon!"

„Wir haben unsere Bekanntschaft in diesem Hause gemacht," sagte der Drossart lächelnd, freundlich der Wittwe die Hand reichend, „und zwar an Ihrem eigenen Hochzeitstage, Frau Muhme!"

Die gute Frau hatte ihre eigenen, sehr wohlwollenden Absichten dabei gehabt, daß sie die Wittwe also aufführte, es kam ihr aber sofort der richtige Gedanke, daß sie mit ihren sehr wohlwollenden Absichten gescheitert sei, als sie die feste Stimme des Drossarts hörte und sein kühles Lächeln sah.

Das allerliebste Gesicht der jungen Wittwe röthete sich leicht; möglich, daß sie geneigter gewesen wäre, auf die sehr wohlwollenden Absichten der Koblankin einzugehen, aber auch sie begriff sofort, daß in diesem Falle die Vergangenheit keinen Anspruch auf die Zukunft verleihe, und begnügte sich, wie einer Wittwe zukommt, mit der Erinnerung.

Uebrigens schien sie sich in ihrem Wittwenstande sehr wohl zu befinden. Ihr Adrian, sie ließ eine kleine Thräne in ihren Augen glänzen, als sie ihres Seligen Namen nannte, hatte sie in einem vollkommenen Wohlstande hinterlassen, und sie war so hübsch noch, daß es mehrere Herren in Bielefeld gab, welche nur das Ende des Trauerjahres geziemend und ungeduldig abwarteten, um mit ihren Werbungen vorzurücken.

Es waren freilich Unterhaltungen ganz anderer Art, welche der Drossart jetzt mit dem kleinen Schäfchen pflog als damals; nichts von Pyramus und Thisbe, nichts von Laura, diesesmal sprach der Drossart von der kleinen Susanne, deren Bekanntschaft er am Morgen auf der Straße gemacht, und freute sich doch, als die Wittwe verschämt versicherte, sie habe den Herrn Drossart gleich in der Beschreibung erkannt, die ihr die Tochter von dem fremden Herrn gemacht, der sie auf der Straße geküßt.

Vielleicht hatte Frau Densinck wieder mehr an den Drossart gedacht, seit sie Wittwe war.

Uebrigens hatte sich Haus Koblank übertroffen, und Frau Klara feierte mit ihrer Bewirthung einen großen Triumph. Eine Taubensuppe, Krebse, junge Bohnen mit Karbonaden und Eierkuchen, eine Mehlspeise und eine gebratene Leber mit sechs Compots, das alles aber in zwei Stunden, das wollte wirklich viel sagen. Mit Recht warf die Hausfrau mit stolzen Blicken um sich.

Der alte Franzwein war auch nicht übel, und Herr Rettberg, der einen kleinen Spitz bekam, mühte sich, reimweise zu parliren, was freilich auf traurige Weise mißlang und endlich ein Einschreiten der Türkenrose zur Folge hatte, welche dem theuren Eheherrn sein Glas wegnahm und so den Quell verstopfte, aus welchem diese Fülle schändlicher Reime floß.

Nach Tisch begab sich die Gesellschaft in den Hausgarten, um dort den Kaffee einzunehmen; hier waren auch die kleinen Rettbergs, die kleine Susanne Densinck und die Hoffnung des Hauses, der junge Wichmann Koblank versammelt, welche von nun an nicht nur ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, sondern auch der Gespräche der Gesellschaft blieben. Die drei Mütter wurden nicht müde, von den hohen Qualitäten ihrer Kinder zu sprechen, auch sich zuweilen allerlei Geheimnisse der Kinderstube in's Ohr zu raunen. Der arme Drossart fing doch an, sich ganz entsetzlich zu langweilen und war zuletzt froh, den Herrn Rettberg auf holländisch Leinen, auf das Bleichen und die Legge zu bringen, Dinge, in welchen der Ehemann sehr gut Bescheid wußte und selbst dem Drossart ganz gute Einsicht und einen Ueberblick zu geben verstand.

Nach dem Kaffee kam ein Vesperbrot, zu welchem der Drossart so genöthigt wurde, daß er mit wahrer Todesverachtung einhieb und sich sehr tapfer den Magen verdarb, denn er mußte ganz unglaubliche

Quantitäten verzehren, weil er doch um sein Abendbrot komme. Er wollte nämlich in der Abendkühle noch nach Herford reiten.

Als er sich endlich von der allzu großmüthigen Gastfreiheit befreit sah und in den drei Kronen sein Roß bestieg, seufzte er sehr erleichtert auf. Das bürgerlich enge Leben schien ihm nicht mehr wie am Morgen, halb wohlthuend, halb spaßhaft fast, nein, es kam ihm entsetzlich hölzern und peinlich drückend vor.

Bis an die Stelle, wo der Drossart rechts von der Straße Milse erblickte, wo die Lutter durch den Zufluß anderer Wasser zum Aafluß wird, hatte der Reiter zu thun, um die unangenehmen Eindrücke des ihm so ganz fremd gewordenen norddeutschen Bürgerlebens abzuschütteln, als er aber links an Stedefreund vorüber kam, saß er geistig schon wieder auf eben so hohem Rosse wie leiblich, und trotz des engen Bürgerlebens gestalteten sich seine Zukunftspläne ebenso reich und lieblich wie der Abenddämmer, der ihm das Dorf Heide verbarg.

Als der Drossart vor acht Jahren auf dieser Straße ritt, träumte er von dem Ruhme eines großen Gelehrten, von dem Verdienste eines hochstehenden Staatsmannes, ja endlich von dem Tubaklang, mit dem der Name eines großen Generals in die Welt schallt, und auf jedem Felde stand am Ziele, sich ihm zuneigend, eine holde Frauengestalt.

Auch jetzt träumte der Drossart, er träumte sich das enge Leben eines bürgerlichen Ackermannes, qui

paterna rura bobus exercet suis,*) ein Leben, das im milden Glanze der Resignation vor ihm auftauchte, an dessen Ziel aber keine winkende Frauengestalt sich ihm zuneigte. Ein Leben war's voller Entsagung und Pflichttreue, denn die holde Frauengestalt, welche allein vor seiner Seele stand, ruhete unter den Pinien am Brunnen des alten Jägerhofs in Turin.

Und dennoch waren's wieder Jugendträume, beglückende Jugendträume!

Von Land zu Land war unser Held gezogen, stockernsthaft die diplomatischen Aufträge erfüllend, die doch nur ein Vorwand waren, um ihm eine Genugthuung zu geben und ihm ein großes Stück Geld zu zahlen für das, was er in Piemont unschuldig gelitten, für das, was er durch seiner verlobten Braut jammervollen Tod verloren.

Wie sich von dem ernsten Sinne des Drossarts erwarten ließ, hatte er seine Reisen und sein Leben in der großen Welt gewissenhaft benutzt, um sich weiter zu bilden, um Studien zu machen nach der Weise der vornehmen Leute des achtzehnten Jahrhunderts, und so kehrte er denn freilich gereifter und an Kenntniß reicher in die Heimath zurück. Im kleinen hatte er auch die pedantischen Formen abgestreift, welche ihm von seiner Erziehung anklebten; im großen und ganzen aber war er noch immer der pedantische Grübler, der schwärmerische Träumer, mit

*) Der den väterlichen Acker mit seinen Stieren pflügt.

einem Wort der Poet von ehedem, kaum, daß er sich rühmen durfte, ein größerer Menschenkenner geworden zu sein. Eitel Kobes würde ihn heute noch ebenso leicht durch seines leichten Wesens eiteln Schein bestochen haben, wie vor acht Jahren. Das wußte er allerdings nicht und würde es lächelnd in Abrede gestellt haben, wenn man es ihm gesagt hätte, aber es war doch so.

Aeußerlich freilich war der steife, hochmüthig schüchterne Drossart ein ganz vollkommener Cavalier geworden, der sich mit Leichtigkeit bewegte und seine riesigen Gliedmaßen mit einer recht männlichen Würde trug. Sein Antlitz hatte durch das weiße Haar etwas Fesselndes erhalten, und die düster sinnenden Dichteraugen flammten oft in schöner Begeisterung auf. Anscheinend war der Drossart sonst schon finster und verschlossen gewesen, auch jetzt war seine Düsterkeit und Verschlossenheit nur anscheinend; mochte ihn auch anfänglich der Tod der geliebten Riniera und der grausame Fall seines Turiner Glücksgebäudes wirklich verdüstert haben; es hielt gegen die Jugend und das täglich erneute große Leben, welches ihn in gewaltigen Wogen umfluthete, nicht lange Stich. Und nach Jahresfrist schon war es eben nur ein pedantischer Traumbegriff noch, der ihn die Augen gewissenhaft abkehren ließ von den schönen Frauen und Jungfrauen, welche seinen Lebensweg kreuzten.

Der Poet wollte seiner Braut, der Geliebten seiner Jugend treu beleiben, neben dem Namen Riniera's,

der Königstochter, sollte kein zweiter in seinem Herzen stehen.

Die Königstochter, ja, auch dieser Umstand wirkte mächtig mit; nur eine Königstochter, wenn auch eine unechte, konnte die Geliebte, die Braut des Dichters sein. Das klang so poetisch, wenn auch nicht in den Elegien ohne Zahl, die der Drossart auf Riniera's Tod dichtete, denn dieselben waren zwar herzbrechend genug, sonst aber recht schwache Machwerke und sehr übel gereimt.

So mit Erbauung eines Luftschlosses für den künftigen Ackerbürger von Herford beschäftigt, erreichte der Drossart den Stadtgraben, als es schon fast ganz dunkel geworden war. Als er durch das Deichthor eben einreiten wollte, erscholl plötzlich ein rauher Schrei, der das entsetzte Roß hoch aufbäumen machte.

Der Nachtgeschrei war's nicht, denn gleich darauf sagte ein Mann, im Dämmer vortretend: „Es ist der Drossart!" worauf sich ein zweiter in vollem Laufe entfernte.

Eine rauhe Hand faßte die Rechte des Drossarts, und die rauhe Stimme sagte flüsternd: „Drossart, ich bin's, der Lehmann, der alte Absalom Türcke. Ach, Drossart, wenn das die selige Mutter erlebt hätte! Gott segne Seine Heimkehr in die Heimath!"

Den Drossart faßte eine tiefe Rührung an's Herz, er drückte die Hand des Graukopfs mit Liebe und Ehrfurcht, als sei es die Hand eines Vaters gewesen, und der Lehmann ging neben dem Rosse her,

von Zeit zu Zeit seines Herrn Hand leise streichelnd. Es sah es ja Niemand bei der Dunkelheit.

So zog der Drossart, von der Treue begrüßt, in die alte Heimath ein, über den Radewig an der St. Jacobikirche vorüber; über die Brücke über die Aa in die Altstadt; am Rathhause vorüber über den Markt, den Gehrenberg hinauf, am Gymnasium vorbei über die Werrebrücke; durch die Höckerstraße auf den Neustädter Markt mit der St. Johanneskirche; durch Schatten an Schatten vorüber, aber die Schatten alle grüßten den Sohn Herfords so lieb und traut.

Und nun kamen sie in die Lübberstraße, da lag das Vaterhaus und Pechfackeln flammten vor dem Hause, und als der Drossart aus dem Sattel sprang und Tetzlaff, der Vorausgezogene, den Zügel nahm, da strahlte freundlicher Lichterglanz aus Blumen- und Laubgewinden dem heimkehrenden Hausherrn aus dem geschmückten Flur entgegen.

Auch fehlte es an theilnehmenden Verwandten nicht, denn die ganze Freundschaft, alles, was mit den Brautlachten und Trotzenburgen auch nur einigermaßen verwandt war, hatte sich zu des Drossarts Begrüßung eingefunden, der ja ein großer Herr in fremden Landen geworden war, ein königlich sardinischer Major und Kammerherr! Das war doch mal ein Sohn Herfords, der seiner Vaterstadt Ehre gemacht hatte im Auslande!

Die Väter und die Mütter kannte der Drossart noch ziemlich gut, der verlegenen Jünglinge und der

lächelnden Jungfrauen erinnerte er sich dunkel als entsetzlicher Schlingel und unschöner Backfischchen, die Kinder begrüßte er als seine besten Freunde auch hier.

Nur Eine sah er zuerst gar nicht, sie stand etwas im Dunkel neben ihrer Mutter und blickte mit wahrhaft strahlenden Blicken auf ihn.

Aber sich erinnernd, rief er plötzlich: „Salome, wo ist denn meine treue liebe Muhme Salome?"

„Hier, Herr Vetter Drossart!" antwortete die liebende Jungfrau mit ihrer sonoren Altstimme und trat holdselig lächelnd einen Schritt vorwärts.

Der Drossart aber fuhr einen halben Schritt zurück, denn nicht die Muhme Salome trat ihm entgegen, sondern die sardinische Königstochter, seine verlobte Braut, die verstorbene Riniera, wie sie leibte und lebte.

Wirklich, die Aehnlichkeit konnte nicht größer sein!

Salome war in ihrem silbergrauen, mit rothem Sammet durchpufften Gewand eine wahrhaft königliche Erscheinung; die hohe Gestalt, Salome war jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, hatte an Fülle gewonnen, was vielleicht ihrer Schönheit etwas Eintrag that, aber ihre Aehnlichkeit mit Riniera vergrößerte und dadurch den tiefsten Eindruck auf den Drossart machte.

„Riniera!" flüsterte der ehemalige Grenadier à cheval entzückt, dann trat er vor und küßte des Mädchens beide Hände so warm und zärtlich, daß

Salome wie mit Purpur übergossen dastand. Die Mutter Trotzenburgin nickte befriedigt.

Der Rathsherr Brautlacht aber, der nicht mehr von seiner seligen Frau erzählte, seit er eine neue Frau im Hause hatte, sagte ziemlich laut zu seinem Schwiegersohne Franz Zarnefanz: „Du, Franz, die werden ein Paar noch vor Allerheiligen!"

Uebrigens that sich der Drossart auch weiter keinen Zwang an, er führte die Jungfer Salome die Treppe hinauf und die Mutter Trotzenburgin hielt es nicht einmal für nöthig, als Ehrenwache hinterdrein zu keuchen.

Das war des Drossarts Heimkehr in sein Vaterhaus zu Herford.

Zwölftes Capitel.

Die heilige Pusinna.

„Früh im Hafen eingelaufen.
Frieden läßt sich nicht erkaufen!“

Den ersten Morgen nach seiner Ankunft besuchte der Drossart die Gräber seiner Eltern, seiner Großeltern und seines Lehrers, des Magisters Marcellus, die alle neben einander lagen im Tode, wie sie dicht neben einander gepilgert waren durch's Leben.

Herford wurde durch diesen Besuch sehr erbaut, die Väter fanden's anständig, die Mütter zerdrückten eine Thräne der Rührung im Auge, die Jungfrauen priesen's als zart und gefühlvoll in allen Häusern der Stadt und nur die Jünglinge sagten nichts.

An diesem Tage blieb der Drossart still für sich auf seinem Zimmer.

Am zweiten Morgen machte der Drossart gegenüber bei der Muhme Trotzenburgin einen Besuch und zog mit Salome und ihrer Mutter am Nachmittag

nach der Klitterung, einer Besitzung, die er vor dem Steinthor hatte.

Ueber diesen zweiten Tag hatte man in Herford lange die günstige Meinung nicht, wie über den ersten; der dritte dagegen fand wieder glänzende Anerkennung, als man erfuhr, der Drossart sei im höchsten Staate nach dem Bergerstift hinaus, um der hochwürdigen Küsterin, dem hochgeehrten Fräulein Agneta von Ledebur, seinen Besuch zu machen.

Während sich der geputzte Drossart dem Bergerstifte näherte, war dort vor ihm schon ein anderer Besuch eingetroffen. Dort saß in dem Vorzimmer der Küsterin der alte, eisgraue Diener im rothen Rocke mit Silbertresse, der rothe Pfeffer geheißen; er war jetzt ganz invalide, aber es war sein Stolz, seine Freude, sein Glück, daß er noch immer im Vorzimmer der Küsterin sitzen durfte, wenn er auch Niemanden, den er nicht kannte, mehr anmelden konnte, denn da er stocktaub war, so war's nicht möglich, daß ihm Jemand seinen Namen gab. Der rothe Pfeffer begnügte sich deshalb, den Besuchern die Thür zu öffnen, seine rothe Herrlichkeit auf der Schwelle zu zeigen als genügendes Avertissement und dann dem Besucher das weitere selbst zu überlassen.

Auch die Küsterin, sie war zwar nicht ganz so alt wie der rothe Pfeffer, aber doch auch über achtzig, war ziemlich hinfällig geworden und konnte fast gar nicht mehr gehen, dagegen konnte sie noch vollkommen

gut sehen und hören und das Alter hatte ihren geistigen Fähigkeiten gar keinen Eintrag gethan.

So lag sie auf ihrem Ruhebette, bis zum Kinn mit einer seidenen Decke zugedeckt, das kleine Gesichtchen bemerkte man kaum unter den Spitzen der Haube, doch blitzten die dunklen Augen noch lebhaft genug und die kleinen weißen Hände der Greisin spielten auf der schwarzen Decke und putzten die Agatdose.

An diesem gesegneten Morgen nun polterte es plötzlich ganz gewaltig im Vorzimmer, und lange, bevor das rothe Avertissement auf der Schwelle erscheinen konnte, flog die Thür auf und mit zwei kleinen derben Jungen an der Schleppe platzte eine noch junge Dame herein, die zwar nicht schön, aber doch recht hübsch voll, roth und gesund aussah.

Die Küsterin hatte sich etwas erhoben und blickte ruhig dem herantobenden Sturme entgegen.

„Ma tante, ma tante!“ rief die junge Frau, „kennst Du mich noch? Ach! ich habe Dich so lange nicht gesehen!“

Es war was wie eine Thräne in dem aufgeregten Klange dieser Stimme.

Die Küsterin überließ ihre winzigen Händchen mit einer Art von Resignation den stürmischen Liebkosungen der Mutter, den schüchternen Küssen der Söhne.

„Oh, Berengaria!“ sagte die geistliche Dame freundlich, „meinst wirklich, daß ich Dich nicht erkennen würde, weil Du als Frau Sittichin in's Bergerstift

kommst. Es ist ja gar nicht so lange her, daß Dich der schmucke Dragoner als ein rechter Sittich hier umflatterte! Und das sind Deine Jungen, Frau Sittichin? Wie heißt Du, Du großer, grauäugiger Junge?"

„Sitlich von dem Bussche!" antwortete der Knabe ehrenfest.

„Und ich heiße Leopold von dem Bussche!" fuhr der kleinere dreister fort.

„Da hast Du einen schönen Namen," lachte die Küsterin, „der ist zu Euch von den Ledeburen gekommen."

„Ma tante, Du bist noch ganz so wie sonst," rief Frau Berengaria von dem Bussche, „und hier ist noch Alles so wie sonst, auch der alte Pfeffer hat noch denselben rothen Rock!"

„Ja, ist denn das so lange her, daß Du hier warst?" fragte die Stiftsdame lächelnd.

„Mein Gott, damals war ich ja noch Mädchen," rief Frau Berengaria, „und mein Sittich suchte sich unter tausend Vorwänden hier einzuschleichen!"

Der jungen Frau schienen die acht Jahre ein halb Jahrhundert, der alten Dame war's, als wäre es gestern gewesen.

Aber die Stiftsdame hatte außer dem rothen Dienstrepräsentanten doch auch wirkliche Diener zu ihren Befehlen, und eine Klingel rief alsbald eine Schaffnerin herbei, welche für die Unterbringung der Frau von dem Bussche und ihrer Knaben sorgte.

Kaum aber war für die Gäste gesorgt, so stand auch schon wieder das rothe Avertissement auf der Schwelle und ließ dann, sich zurückziehend, den Drossart eintreten.

„Ist Er es wirklich, Drossart?“ rief die Küsterin mit frohem Blicke, „das freut mich doch, daß ich Ihn noch gesehen habe. Er hat mir freilich geschrieben, daß Er heim kommen werde, aber in meinem Alter ist's doch nur ein Zufall, daß Er mich hienieden noch angetroffen hat; sei Er mir herzlich willkommen im alten Stifte!“

Die alte Dame reichte dem Drossart ihre Hand zum Kuß.

„Das ist doch ein seltsam Zusammentreffen,“ meinte sie lächelnd ihre Dose putzend, „daß Er gerade heute kommt und meine Großnichte Berengaria auch, die ich vor acht Jahren, da Er seine Tour antrat, zum Besuch hier hatte. Erinnert Er sich noch? Er hat ja damals auch den Dragonerlieutenant gesehen, der jetzt ihr Eheherr ist; der hat längst quittirt, sitzt auf seinem Erbgute, und sie hat zwei derbe Jungen. Richtig, des Bussche Oheim, der Plettenberg, hat mir ja die Empfehlungsbriefe für ihn nach Turin geschickt. Es freut mich recht, daß sie Ihm genützt, denn wie Er mir schrieb, hat der Fürst della Cisterna doch Werth auf des Generals von Plettenberg Empfehlung gelegt.“

„Gewiß,“ antwortete der Drossart, „auf diese

Empfehlung hin wurde ich Lieutenant bei den Grenadiers zu Pferde."

„Halt," sagte die Küsterin, „ich sollte Ihm nun wohl meine Glückwünsche bringen dazu, daß Er sardinischer Major und königlicher Kammerherr geworden ist; na, ich freue mich auch, daß es Ihm so gut geglückt ist, aber es ist mir doch auch lieber, daß Er nun als ein ordentlicher Mensch und gemachter Mann wieder zu uns zurück gekommen ist. Wir können hier Leute, wie Er einer ist, auch brauchen, und Ihre königliche Hoheit die Frau Fürstin-Aebtissin rechnet schon sehr darauf, daß Er durch Seine diplomatischen Künste dem Stifte die braunschweigischen Lehnstücke wieder zu Wege bringen wird. Ich habe schon gehört, daß man Ihn als residirenden Minister in Hannover und Braunschweig, auch am Regensburger Reichstage bevollmächtigen wird. Es ist Ernst, Drossart, freilich wird Er dabei keinen Gewinn machen, denn Gehalt wird man Ihm nicht geben, man kann es ganz einfach nicht; aber man giebt Ihm damit eine Thätigkeit, welche Ihn in Verbindung mit der großen Welt setzt, man giebt Ihm einen Spielraum für Seinen Ehrgeiz."

Wie ein Blitz schlug das ein; der Drossart hatte nämlich am ersten Tage nach seiner Heimkehr schon gesehen, daß neben dem alten Absalom Türcke kein Platz für ihn war bei der Bewirthschaftung seines städtischen Grundeigenthums; daß alle seine Ackerbürgerphantasieen hinfällig waren.

„Kann ich der Reichsabtei irgendwie nützlich sein als Diplomat," antwortete der Drossart, „ich bin zu jedem Dienste gern bereit!"

Er war in diesem Augenblicke schon ganz Diplomat, denn er stellte seine Dienste sehr großmüthig in Aussicht, während er sich innerlich ganz begeistert schon fühlte für den diplomatischen Dienst der Reichs-Aebtissin.

Jetzt bemerkte die Küsterin, daß der Drossart ein zusammengelegtes Blatt Papier in der Hand hatte.

„Ist das für mich?" fragte sie lächelnd.

„Hochwürden Gnaden äußerten vor acht Jahren den Wunsch, etwas über die Familie der heiligen Pusinna, der Patronin unserer Münsterkirche zu erfahren; hier ist, was ich zu Chalons und Besançon in Frankreich und in andern Orten in Erfahrung bringen konnte."

„Das hat Er nicht vergessen!" rief das alte Fräulein lebhaft, „darnach hat Er gefragt und geforscht, Drossart? Er wird es weit bringen als Diplomat, denn durch die Erfüllung so kleiner nebenher abgelauschter Wünsche verbindet man sich die Menschen am festesten. Solche kleine Freundlichkeiten vergißt so leicht kein Mensch. Nun lese Er mir vor, was er für mich so freundlich zusammengebracht hat."

Der Drossart entfaltete das Blatt und las: „Die heilige Pusinna war eine edle Jungfrau fränkischen

Geschlechts. Sie wurde im fünften Jahrhundert zu Perte, elf Lieues von Chalons geboren; ihr Vater hieß Siegward, ihre Mutter Lutrudis. Sie wurde von dem Priester Eugenius an zehn Jahre unterrichtet. Der Bischof Sankt Alpen von Chalons weihete sie zum Dienste der Kirche. Zunächst diente sie ihrem sterbenden Vater. Sie liebte sehr die Einsamkeit, betete stets, befliß sich der Demuth, war liebreich und mit allen christlichen Tugenden gezieret. Endlich wurde sie krank, ließ ihre Schwester Lutruden zu sich kommen und obgleich sie seit sechs Tagen sprachlos gewesen, konnte sie bei deren Ankunft sofort wieder reden, da sie dann von den Ihrigen Abschied nahm, bald darauf ihren Geist aufgab und zu Bisanz begraben wurde. Nach Herford wurde der Leib der Heiligen gebracht am 24. Januar 860 auf Bestimmung Kaiser Karls des Großen. — Das ist alles, was ich habe in Erfahrung bringen können, lieb aber soll's mir sein, wenn etwas dabei ist, was Hochwürden Gnaden noch nicht gewußt haben!"

Die alte Stiftsdame war über diese Aufmerksamkeit des Drossarts mehr gerührt, als die Sache verdiente, und viele Tage lag das Blatt mit dieser Notiz vor ihr auf der seidenen Decke. Sie erzählte jedem, der sie besuchte, von der Aufmerksamkeit des Drossarts, das aber brachte dem letzteren große Anerkennung zu Wege bei den Stiftsdamen.

„Und wie hat Er das Seinige hier gefunden nach so langer Abwesenheit? Gut, ich weiß schon, aber

weiß Er auch, wem Er das verdankt? Nicht etwa Seinem Lehmann, der ist ein ganz guter und ehrlicher Verwalter, aber einen rechten Ueberblick hat er doch nicht; nud das verdankt Er lediglich Seiner Muhme Salome Trotzenburgin. Sie ist tüchtig, umsichtig, subtil auch. Ei! und was ist das für ein Prachtweib! Drossart, die sollte Er zur Frau nehmen, die paßt so recht für Ihn, auch äußerlich ein Riesenkind wie Er!"

Der Drossart wurde gar nicht verlegen, sondern sagte sehr ruhig und ernsthaft: „Ich habe auch schon daran gedacht, Hochwürden Gnaden!"

„Das lobe ich!" rief die Stiftsdame, welcher der Drossart immer besser gefiel, „nur lasse Er es nicht beim Denken bewenden, sondern mache Er sofort Ernst, lasse Er sich mit der großmüthigen Salome kopuliren, gehe Er als stiftisch herfordischer Minister nach Hannover und Braunschweig, und mache Er ein hübsches Haus. Seine Mittel erlauben Ihm das ja, nach dem, was Er über Seine Turiner Angelegenheiten geschrieben hat. Er wird es sicher nicht bereuen!"

„Ich mache gewiß Ernst!" sprach der Drossart und legte betheuernd die Hand auf's Herz, dann erhob er sich und grüßte die eben eintretende Frau von dem Bussche.

„Berengaria," rief die Küsterin heiter, „obwohl Du Dir nach acht Jahren hier ein Rendezvous mit

diesem Herrn gegeben, so weißt Du wohl gar nicht, wer der Herr ist?"

„Oh! ich habe den Herrn Drossart nicht vergessen!" rief die angenehme Dame lächelnd.

„Aber der Herr Drossart," bemerkte die Stiftsdame mit Gewicht, „ist indessen Kammerherr Seiner sardinischen Majestät geworden und auch Major!"

„Das wundert mich weiter nicht," fuhr die Frau von dem Bussche scherzend fort, „ich habe ihm das und wohl noch mehr zugetraut!"

Der Drossart verbeugte sich dankend und erinnerte sich lächelnd des tiefen Eindrucks, den diese lachenden grauen Augen vor acht Jahren auf ihn gemacht.

Als die junge Edeldame hinauseilte, um einer gar zu laut werdenden Fehde zwischen ihren Söhnen ein Ende zu machen, beugte sich die Küsterin etwas vor und sagte leise: „Weiß Er, Drossart, daß ich neulich entdeckt habe, wie Sein seliger Vater um's Leben gekommen ist?"

„Und weiß Hochwürden Gnaden, daß ich den Marchese Rodofredi gefunden habe?" fragte der Drossart hastig dagegen.

„Der ist aber des Todtschlags an Seinem Vater nicht schuldig!" bemerkte die Stiftsdame bestimmt.

„Oh, davon bin ich lange überzeugt," sagte der Drossart, „Fürst dal Pozzo della Cisterna, der große Edelmann in Turin, mein getreuer Gönner, hieß

in seiner Jugend, bevor er Fürst wurde, Marchese Rodofredi."

„Nun, und Sein Vater," fuhr die Küsterin fort, „ist weder durch Selbstmord noch durch Meuchelmord gefallen, er ist im Duell erlegt worden. Es ist mir lieb, daß ich Ihm das sagen kann, denn ich weiß, daß es Ihm lieb sein wird, es zu erfahren. Ich für meine Person kann freilich keine besondere Verschiedenheit sehen, er ist durch Gottes Zulassung gestorben, so oder so, macht nicht viel Unterschiede, Selbstmord freilich wäre etwas anderes, daran hat freilich Niemand gedacht. Nicht einmal sein Freund, der alte Larkenspar; hat doch nun auch sterben müssen, ganz wie alle Dummköpfe, und kam sich doch immer so mächtig klug vor."

Dem guten Larkenspar trug das Fräulein von Ledebur seinen kleinen Groll noch nach über Grab und Tod hinaus. Er hatte ja — nicht sie, das hätte sie kaum bemerkt, oder doch sehr bald verziehen — ihr Stift verletzt.

„Wenn Er dort in das Nebenzimmer gehen will, so liegt dort auf dem Fenstertische ein an mich adressirter Brief, ich habe Seinen Namen darauf geschrieben und ein Kreuz daneben gemalt; den Brief kann Er sich mitnehmen. Er ist vor vielen, vielen Jahren, als ich einmal verreist war, hier angekommen und uneröffnet mit anderen Papieren verkramt worden. Vor etwa sechs Wochen suchte ich ein Aktenstück durch, dabei fiel mir derselbe in die Hände. Kann nicht

finden, daß wir sonderlich viel verloren hätten dadurch, daß dieses Schreiben verlegt wurde. Ist vielleicht recht gut, daß es also gekommen. Jetzt kann Er gehen, Drossart, denn die Frau Sittichin und ihre zwei kleinen Sittiche lassen uns doch zu keinem ruhigen Gespräche kommen. Besuche Er mich am Freitag Morgen wieder, ich denke, daß ich Ihm dann schon Bestimmteres über Seine diplomatische Mission werde sagen können. Ihre Durchlaucht, die Frau Coadjutorin haben sich zu morgen bei mir anmelden lassen. Vergesse Er Seinen Brief nicht. Sans adieu!"

Der Drossart leistete seine Verbeugung zur Zufriedenheit der alten Dame, fand im Nebenzimmer einen Brief mit sehr erblaßter Adresse, über welche die Küsterin mit zitternder Hand geschrieben hatte: „Pour monsieur le Drossart!" steckte ihn zu sich und ging davon.

Seltsam, er war lange Zeit wenig durch das Geheimniß, welches über dem Tode seines Vaters lag, belästigt worden; seit dieser Brief in seiner Tasche, brannte es ihn stärker als je, und fast laufend erreichte er die Mindener Straße, und da er das Leichenhaus, in dessen Nähe man einst die Leiche seines Vaters gefunden, vor sich liegen sah, so ging er dort hin, es als den passendsten Ort für diese Lektüre erachtend.

Er saß unter der Linde, an die man seines Vaters Roß gebunden hatte — ein Bäumchen mochte es damals gewesen sein, jetzt nach mehreren dreißig Jahren war's ein schöner Baum.

Langsam zog er den Brief aus der Umhüllung und las sehr aufmerksam:

„Wohlgebornes, hochwürdiges Fräulein, tugend- und ehrsame Muhme! Es wird Ihr seltsam bedünken, daß ich überhaupt Ihr schreibe, denn ich bin in der Familie nicht als ein fixer Schreiber bekannt, und zweitens, daß ich Ihr in einer Duellangelegenheit schreibe. Ich vernehme von der Muhme Marjory, so sich bestens empfehlen läßt, daß an der Mindener Straße, nicht weit von Ihrem Stifte ein Herr, den sie Drossart von Zeyst nennen, todt gefunden und ein abgeschossenes Pistol neben ihm. Muhme Marjory sagt, einige beklagten den Drossart als Selbstmörder, andere wollten gar eine Kriminaluntersuchung eröffnen und auf den Mörder fahnden. Es ist aber daselbst weder ein Mord noch ein Selbstmord geschehen, denn der Drossart von Zeyst ist im Duell gefallen. Ich muß das wissen, denn ich bin Zeuge bei diesem Duell gewesen und zwar einziger Zeuge. Das aber hat sich zugetragen wie folgt. Einige Tage vor dem Duell hat sich bei heraufziehendem Gewitter mein guter Freund Wolff Brabeck in die Klaus bei Enger geflüchtet, wo der Wirth ein so starkes Bier schenkt, daß dem keiner widersteht. Als der Wolff Brabeck, mit dem ich unter des Bischofs von Münster schweren Panzerreitern sechs Jahre gedient, schon tüchtig bezecht war, ist der Drossart zur Klaus gekommen, bereits durch und durch eingeweicht vom Regen. Hat auch vom starken Bier

jählings getrunken. Da sind sie dann aneinander gerathen, wie's trunkene Leute thun, über das seltsamste Ding. Hat der Wolff Brabeck über den Sachsenherzog Wittekind gespöttelt, das hat den Drossart als einen Herforder geärgert, hat Brabeck alle Wittekindsreliquien für nachgemachtes schlechtes Zeug erklärt und den ganzen Wittekindschatz zu St. Johannes in Herford für eitel Fabel und Narrethei. Der Drossart hat sich da gewaltig erbost und grimmig widersprochen. Endlich hat Wolff Brabeck, der doch sonst ein frommer Katholik, die heilige Pusinna für ein fröhlich französisch Mädchen, Sie versteht mich schon, tugendsame Muhme, und dergleichen mehr erklärt, da hat ihm der Drossart den Bierkrug geworfen, so daß er blutend hinter sich gestürzt. Also die Schmach, der Patronin seines Stiftes angethan, auf der Stelle rächend, hat sich der Drossart eine Herausforderung des Brabeck zugezogen. Und war die Forderung, daß sie sich mit Pistolen bewaffnet vor dem Lübber Thore auf der Heerstraße nach Minden treffen und zweimal auf einander feuern und dann erst absteigen und blank ziehen wollten. Jeder sollte einen Freund mitbringen. Sei es nun, daß der Drossart in Herford keinen passenden Zeugen finden konnte, oder daß er keinen wollte, kurz, er kam uns erst entgegen, als ich mit dem Brabeck nicht hundert Schritte mehr von dem Siechenhause entfernt war. Schon in der Ferne grüßte er uns höflich durch Abnehmen des Hutes. Ich ritt vor und fragte ihn, ob er eine Ehrenerklärung

geben wolle. Er sagte ganz lustig und guter Dinge: „Ach, Herr von Ledebur, das ist eine Lächerlichkeit, aber ich kann nun nichts anderes thun, als auch noch ein paar Mal auf mich schießen lassen zu Ehren der heiligen Pusinna, der Patronin der Münsterkirche, in der ich getauft bin. Ich fand keinen passenden Zeugen, ich bitte Euch, Herr von Ledebur, wollet auch als mein Zeuge zugleich mit verfahren!“ Da reichte er mir die Hand und ritt an die Stelle, an der ich ihm zu halten gebot. Ich nahm darauf etwa zwanzig Schritte Raum und stellte den Brabeck an seine Stelle. Sie feuerten zugleich auf mein Kommando, und der Drossart stürzte durch die Brust geschossen vom Rosse. Wolff Brabeck, da er gewahr wurde, daß sein Gegner todt war, geberdete sich sehr unglücklich, und ich will's bekennen, daß ich auch heiße Thränen geweint habe. Aber was sollten wir machen? Wir banden des Drossarts Roß allda an einen Baum, trugen die Leiche von der Straße fort auf den Wiesenfleck, saßen auf und jagten davon, als wenn der Teufel hinter uns drein wäre. Wohlgeborenes, hochwürdiges Fräulein, ehr- und tugendsame Muhme, das ist der wahrhaftige Hergang dieser überaus lamentabeln Affaire und verhoffe ich, daß Sie als eine hohe Charge im Stifte, dahin wird wirken können, daß keine weitere Nachforschungen angestellt werden, denn Wolff Brabeck, der eben in hessische Dienste getreten ist, würde durch dieselben sehr gestört werden. Auch wollte ich doch nicht gern, daß der arme unglückliche Drossart

über sein Unglück nun noch als Selbstmörder angesehen werde. Das zu verhindern, ist auch meine ritterliche Pflicht, als sein angenommener Zeuge. Wohlgeborenes, hochwürdiges Fräulein, ehr- und tugendsame Muhme, mich überzeugt haltend, daß Sie in verwandtschaftlicher Theilnahme für mich Ihr Bestes thun wird, verbleibe ich wie immer in vollkommenster Devotion der Ihrige treuester Vetter und Verehrer Gud von Ledebur. Schildesche, den 10. Oktober 1749."

Seltsam, der Drossart hatte nun erreicht, wonach er so lange gestrebt, er hatte wirklich das Geheimniß gelichtet, welches über dem Tode seines Vaters gelegen, und nun er's erreicht hatte, nun fand er sich gar nicht befriedigt. Er mußte sich selbst sagen, daß sein Vater eigentlich in höchst frivoler Weise um's Leben gekommen; ein Katholik hatte im Bierrausch eine katholische Heilige beschimpft, und sein Vater, ein Protestant, hatte sich für die Ehre der heiligen Pusinna geschlagen. Es half nichts, es blieb eine Lächerlichkeit, trotzdem daß der Zweikampf einen so tragischen Ausgang genommen. Das aber war ein wundes Gefühl für den Sohn.

Aufgeregt, aber in sehr unbehaglicher Stimmung machte sich der Drossart auf den Heimweg, fest entschlossen, Niemandem das Geheimniß von seines Vaters Tode mitzutheilen und den Brief des Herrn von Ledebur zu verbrennen.

Als er aber eine Stunde später die Muhme Salome in dem etwas verwilderten Ziergarten seines

Hauses spazieren führte, hatte er an andere Dinge zu denken, als an die heilige Pusinna und den thörichten Zweikampf zu ihrer Ehre.

Wie ein verwundeter Hirsch zu Holz zieht, stolz und doch besiegt, so zog der Drossart, die Salome am Arme, von einer nasenlosen Latona zu einer handlosen Venus von schön angestrichenem Sandstein zwischen zwei Taxushecken, auf denen abwechselnd Vasen und Federbüsche prangten. Und wenn er bei der Venus angekommen war, kehrte er um und zog wieder zu der Latona. Jedesmal, wenn er bei der Venus war, nahm er sich fest vor, wenn er bei der Latona, für die Salome um ihre Liebe zu bitten, und wenn er bei der Latona war, verschob er's wieder bis zur Venus. So marschirte er denn wohl zwanzig Mal am Taxus herauf und am Taxus herunter und sprach kein Wort, was denn für die Salome vielleicht sehr angenehm aber doch wirklich nicht unterhaltend war.

Endlich verriethen des Drossarts Blicke dem klugen Mädchen, wo der Herr zwischen Latona und Venus eigentlich hinaus wollte, und beschloß, da sie doch acht Jahre schon darauf gewartet hatte, ihm es so leicht als möglich zu machen.

„Herr Vetter Drossart," sprach die Jungfrau Salome Tugendreich gar sittig mit niedergeschlagenen Augen, „kann ich etwas für Ihn thun? Er sieht ganz so aus, als wolle Er etwas von mir!"

„So ist es, Muhme Salome, so ist's," fiel der königliche Kammerherr in Nöthen eilig ein.

„Ei, so spreche er doch, Herr Vetter Drossart!“ fuhr das Mädchen, anmuthig erröthend, fort, „Er weiß doch, daß es nicht viel Dinge gibt, welche ich nicht für Ihn mit großem Vergnügen thun würde.“

„Würde Sie sich mit mir in der Münsterkirche ehelich zusammengeben lassen, Muhme Salome?“ fragte der Drossart mit einer Kühnheit, welche die Tochter der Zaghaftigkeit war.

„Das war mein heißer Wunsch seit vielen Jahren!“ sagte Salome treuherzig und blickte dem Drossart in die Augen.

„Gott segne Dich für dieses gute ehrliche Wort, meine Salome!“ flüsterte der liebende Mann, legte seine beiden riesigen Hände auf Salomes stattliche Schultern, neigte sein Haupt und küßte sie auf Stirn, Wange und Mund.

Das war der Brautkuß; eine Latona ohne Nase und eine Venus ohne Hände waren die stummen Zeugen.

„Drossart, nun bist Du mein verlobter Bräutigam, nun kann ich Dich Du nennen,“ begann die entzückte Salome, deren heiteres Temperament den Ernst der Stunde ungeduldig abschüttelte; „es schwebte mir das Du immer auf der Lippe, so oft ich mit Dir sprach, schon vor acht Jahren in Bielefeld. Ich mußte mich immer in Acht nehmen, daß mir's nicht wider Willen entschlüpfte. Jetzt aber kann ich's sagen, und Niemand kann mir's wehren: Du, Du, Du geliebter Drossart, Du!“

Sie warf sich an des Bräutigams Brust und begann zu weinen.

Das waren echte und rechte Freudenthränen.

„Und wann lassen wir uns in der Münsterkirche trauen, meine Salome?“

„Wann Du willst, Du, je eher je lieber!“ jauchzte Salome.

Es kam ein Uebermuth über die gewaltige Gestalt, wie Spielen und Necken spukte es in den mächtigen Gliedern; es war doch gut, daß Niemand den beiden riesigen Liebesleuten zuschaute in dem verwilderten Ziergarten; denn sie sahen wirklich aus wie schäkernde Wallfische oder Elephanten.

Nachdem sich die beiden riesenhaften Liebesleute eine ziemliche Weile also den Gefühlen des erlangten Glückes hingegeben, wurden sie wieder gesetzter und begannen einander fragend auszuforschen über Vergangenheit und Geschichte ihrer gegenseitigen Liebe; da ergab sich's denn, daß die Jungfer Salome schon als kleines Schulmädchen dem Herrn Vetter Drossart gut gewesen und die Mutter desselben sehr ernsthaft als ihre künftige Schwiegermutter betrachtet hatte. Vor acht Jahren aber war sie sich der Liebe bewußt geworden an jenem Tage, wo der Drossart ihrer Mutter so kühn gerathen, sie solle ihre Tochter nach Bielefeld schicken, und an jenem Tage hatte sie auch den festen Entschluß gefaßt, einst Frau Drossartin zu werden. Sie bekannte das alles jetzt mit einer Offenheit, die vielmehr in ihrem eigenen Wesen, als sonst

in der Natur des Weibes begründet war, und dem Drossart wurde sie nach und nach lieber durch solche Bekenntnisse. Sie war auch gar zu lieblich in der ungeschminkten Offenheit, mit der sie die Kämpfe schilderte, die sie durchgemacht, als der Drossart in Liebe zu dem kleinen Schäfchen, die Jungfer Susanne Havergohin, gefangen. Zu der Zeit, als der Drossart gen Italien gezogen, hatte Salome sich bereits vollständig für die Siegerin gehalten, ohne daß der Drossart ihr auch nur ein geringes Zeichen von Liebe gegeben. Von dessen Verhältniß zu Riniera, der schönen Königstochter, erfuhr sie das erste Wort, als dieselbe bereits todt war. Später hatte ihr der Drossart, wenn auch selten, so doch ziemlich regelmäßig geschrieben, und sie war überzeugt gewesen, daß derselbe nur heimkommen könne, um sie zu heirathen.

Und der Drossart erzählte dagegen, daß er nicht eine Ahnung von ihrer Liebe zu ihm gehabt, daß er aber in seinem Verhältniß zur Susanne ein mächtiges Vertrauen zu ihrer Tüchtigkeit gefaßt, darin auch immer mit großer Hochachtung ihrer gedacht und vertrauensvoll ihr seine irdische Habe anempfohlen, bis er sich endlich in die Königstochter verliebt, wo der Dreßler von Rossau ihm zugerufen, das hätte er ja bei seiner Muhme zu Herford bequemer haben können. Da sei ihm klar geworden, daß er doch eigentlich nur die allerliebste Muhme Salome liebe, daß Riniera doch nur wie ein Bild Salomes sei, ein unvollkommener

Ersatz, daß die Brautschaft in Turin nur ein rasch dahin schwindendes Nebelbild sei, und daß sein eigentliches Glück lediglich in der Heimath, zu Herford bei der Muhme Salome sei.

Kein Zweifel, daß der Drossart jetzt wirklich so von seiner Brautschaft in Turin dachte, jetzt nach acht Jahren mochte sie ihm freilich wie zerronnenes Nebelbild vorkommen; damals war es doch wohl anders, als er jetzt glaubte und der Jungfer Salome erzählte. Auch hütete er sich instinktartig vor dem Bekenntnisse, daß seine Liebe eigentlich doch nur größer geworden war und Sprache bekommen hatte bei der wirklich unglaublichen Aehnlichkeit Salomes mit Riniera. Es ist nicht eben immer gut, den Frauen alles zu sagen. Salome war vollkommen überzeugt, daß sich der Drossart in Riniera nur verliebt hatte, weil die Königstochter ihr so ähnlich gesehen; daß er sie selbst aber liebte, weil sie der Königstochter so ähnlich war, davon schien das sonst so kluge Mädchen keine Ahnung zu haben. Oder wußte auch sie zu schweigen?

Als Salome heute ziemlich spät aus dem Garten nach Hause kam, stellte sie sich lächelnd vor ihre Mutter hin und sagte: „Mutter, wirklich, Sie hat Recht gehabt, daß Sie vor acht Jahren zu mir sagte, der Drossart werde um mich werben; heute hat er's gethan, und ich bin des Drossarts Braut!"

Daß die darauf folgende Umarmung gehörig mit Thränen benetzt wurde, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Am anderen Morgen sah Salome schon früh nach ihrem Drossart aus, wir erinnern uns, daß sie ihm in der Lübberstraße, dem Drossarthause gegenüber wohnte, aber sie gewahrte ihn weder am Fenster, noch vor der Thür. Sie sah nur den Rath Siebigk bei ihm eintreten. Das war ein Dessauer, die Coadjutorin des Stifts war eine Prinzessin von Anhalt, der damals die diplomatischen Geschäfte der Stiftsabtei leitete.

Rath Siebigk kam, um mit dem Drossart dessen diplomatische Mission nach Hannover und Braunschweig zu besprechen, wegen der braunschweigischen Lehnstücke der Reichsabtei. Der Drossart war mit der Lage der Angelegenheit sehr gut bekannt, denn sie lag noch ebenso, ganz ebenso, wie vor fünfzig Jahren, weil seit dieser Zeit kein Schritt weiter gethan worden war. Der Magister Marcellus aber hatte die Frage wegen der braunschweigischen Lehnstücke mehrere Mal nach allen Seiten hin bis in die kleinste Kleinigkeit ganz genau mit dem Drossart durchgesprochen.

Rath Siebigk war ganz entzückt, daß er den künftigen Geschäftsträger so gut unterrichtet fand, und prophezeite ihm den günstigsten Erfolg, der auch wirklich eingetroffen ist. Der Drossart hat die braunschweigischen Lehnstücke für die Reichsabtei zurückgewonnen. Vielleicht war er schuldig, dem Andenken des Magisters Marcellus dafür einen Hahn zu opfern!

Nach dieser Konferenz, Rath Siebigk war sicher noch nicht über den neuen Markt, fuhr der Drossart

höchst despektirlich und undiplomatisch mit seiner Pfeife im Munde über die Lübberstraße, wischte in seiner Braut Haus herein und zerbrach seine Thonpfeife dabei.

Lächelnd stand er vor der lächelnden Salome.

„Sehr spät gekommen, Du!“ flüsterte die Braut

„Werde nun desto rascher weiter gehen —“ bemerkte der Drossart mit Betonung.

„Aber doch mit mir?“ fragte Salome.

„Gewiß, wenn Du rasch genug bist, mir zu folgen!“ lachte der Bräutigam.

„Um Dir zu folgen, bin ich wie ein Hirsch!“ sagte Salome und schob die Aermel von ihren tadellos schönen Armen, als wenn nun der Lauf auf der Stelle beginnen werde.

„Halt!“ rief der Drossart lachend, „heute ist noch Ruhetag, aber morgen —“

Es schien dem Drossart doch schwer zu werden, mit der Wahrheit herauszurücken. Wirklich er ging auch mit etwas ganz Ungeheuren um. Endlich nahm er einen Anlauf und fuhr mit der Wahrheit heraus: „Morgen Vormittag um 11 Uhr wird Jungfer Salome Tugendreich Trotzenburgin mit dem Drossart von Zeyst im Chor der Münsterkirche kopulirt; vor der Thür der Pusinnakirche unter den sieben Sonnen hält ein englischer Reisewagen mit vier Pferden, da hinein steigt der Herr Minister und seine Frau Ministerin, und sie fahren zunächst nach Minden und dann weiter in das Land hinein!“

„Bei dem Laufe komme ich, im Wagen sitzend, schon noch mit!“ sagte Salome, heldenhaft ihren Kummer niederkämpfend, darüber, daß des Drossarts Entschluß sie um eine regelmäßige Hochzeitsfeier brachte, wie sie die Väter für nöthig hielten, eine Feier, wie sie sich so oft geträumt für den höchsten Ehrentag im Leben der Frau.

Der Drossart wußte wohl, daß er ein großes Opfer heische damit von Salome, aber er hatte keine Ahnung, wie viel dem konservativen Sinne der Frau, der Herfordischen Patricierin es kostete, auf ein Hochzeitsfest in alter Weise zu verzichten.

Der Drossart dagegen, ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts in jeder Beziehung, schickte, wie um sein Gewissen zu beschwichtigen, eine bedeutende Summe an jede Kirche Herfords für die Armen; seltsam, die Armen gerade waren am wenigsten mit dieser Armenbüchsenhochzeit zufrieden, wie sie dieselbe nannten; sie hätten es viel lieber gesehen, wenn drei Tage getafelt, getanzt und musikt worden wäre; es wäre doch mal was anderes gewesen, wenn auch eben nicht viel für sie dabei abgefallen wäre.

Das ist ein Umstand, den die Nützlichkeitstheoretiker des achtzehnten Jahrhunderts viel zu gering anschlugen, und wenn die großen Hochzeits-, Tauf- und Begräbnißfeste jener Tage der Armuth gar nichts brachten, so brachten sie doch Abwechselung in das öde Einerlei ihres Arbeitslebens, hauptsächlich aber brachten sie die Vornehmen den Geringen immerhin menschlich näher.

Aber der Drossart hatte die Stadt Herford, welche eine Art von Anrecht an sein Hochzeitsfest hatte, um dasselbe gebracht, nicht etwa aus Eitelkeitt, um eine Neuererrolle zu spielen, sondern auch, weil die Mutter seiner Braut arm war und die Verhältnisse in keiner Weise so lagen, wie sie erfordert wurden durch eine große Hochzeit.

Mochte sich Salome auch betrübt haben über die kahle Armenbüchsenhochzeit, jedenfalls war jede Betrübniß von ihr abgefallen, als sie am andern Tage an der Seite des Drossarts in dem englischen Reisewagen saß und auf der Straße nach Minden rollte.

Dreizehntes Capitel.

Am Tage nachher.

„Je mehr dir Gott genommen,
Je leichter auch der Tod.“

Der Drossart hatte seine diplomatische Laufbahn verfolgt und zwar mit großem Glücke, wie ihm die hochwürdige Küsterin im Bergerstifte vorausgesagt; schon auf seiner ersten Mission in Hannover machte er eine Menge von Bekanntschaften, die in der Folge ihm sehr nützlich wurden. Er hatte in seinem Wesen etwas, was Vertrauen erweckte, und selbst die geriebensten Diplomaten verkehren lieber mit Persönlichkeiten, die Vertrauen erwecken, als mit anderen. Auf der anderen Seite hatte der Drossart auch noch etwas, er hatte Glück. Mochten die Erfolge, welche er erlangte, noch so klein sein, es waren Erfolge, und Fürsten wie Minister waren stets geneigt, einem Manne Missionen zu übertragen, welcher Glück hatte. Allerdings waren es eben nur kleine Geschäfte, welche kleine Fürsten dem Drossart übertrugen, aber er be=

sorgte sie mit gewissenhafter, ja mit pedantischer Treue und mit Glück.

So kam unser Freund als Geschäftsträger mehrerer kleiner Fürsten nach Regensburg und wurde dort ein deutscher Reichstagsdiplomat im besten Sinne des Wortes, treu und fleißig, gelehrt, gewissenhaft und scharfsinnig, freilich auch kleinlich und pedantisch, wie es damals in den Verhältnissen des absterbenden Reiches lag. Dadurch, daß er die Geschäfte mehrerer kleinerer Fürsten in einer Hand vereinigte, erlangte die Stellung des Drossarts immerhin eine gewisse Wichtigkeit und gab seinem Auftreten, seiner Haltung eine Bedeutung, welche beim Reichstage nicht unterschätzt werden durfte. Seine Charge als sardinischer Kammerherr hatte namentlich im Anfange nicht wenig dazu mitgewirkt, ihn in der diplomatischen Gesellschaft zu heben und nützte ihm immerhin in seinen Verhältnissen viel mehr, als das heute der Fall sein würde.

Dazu kam seine Wohlhabenheit, die es ihm möglich machte, ein anständiges Haus zu führen, dem seine Gemahlin in ganz vorzüglicher Weise vorstand. Unter der Reichstagsdiplomatie herrschten damals wechselweise Hungerleiderei und Schuldenmacherei in einer Weise, von der wir uns gar keine Vorstellung mehr machen können. Salome wußte ihren Haushalt in verständiger Weise gleich weit entfernt von Aufwand wie von Knauserei mit den eigenen Mitteln ihres Gemahls zu führen, ohne die spärlichen Gehalte der

Fürsten zu beanspruchen, die zwar in ihrer Gesammtheit sich als eine ganz stattliche Summe darstellten, in Wirklichkeit aber meist sehr unregelmäßig und in vielen Fällen gar nicht gezahlt wurden.

So galt das Haus des Kammerherrn von Drossart sehr bald für eines der angesehensten in Regensburg, und es kam nicht leicht ein Fremder an den Sitz des Reichstags, der nicht das Kabinet des Herrn Geheimraths von Drossart besucht hätte. Ein Kabinet mußte der Drossart haben, wie sich von selbst versteht, er wäre ja sonst kein Cavalier des achtzehnten Jahrhunderts gewesen. Und ganz im Sinne seiner Zeit hatte er etwas gesammelt, was ihm gerade durchaus von keinem weitern Nutzen war, sondern lediglich als Curiosität diente. Der Drossart hatte nämlich optische Gläser und Instrumente gesammelt und eine große Menge derselben zusammen gebracht, welche Sammlung von der gebildeten Welt höchlich bewundert wurde.

Der Drossart lebte ein glückliches friedliches Leben mit seiner Salome, und da ihre Ehe nur mit einem Töchterlein gesegnet war, so blieben ihm auch diejenigen Sorgen und Stürme fern, welche mit der Erziehung einer größern Anzahl von Kindern verknüpft zu sein pflegen.

Während eines mehr als zwanzigjährigen Aufenthaltes am deutschen Reichstage blieb der Drossart doch immer in regster Verbindung mit seiner Vaterstadt Herford. Zunächst vertrat er die Reichsabtei in

den seltenen Fällen, wo dieselbe sich noch zu der Annahme einer Reichsgliedsstellung aufraffte, dann aber behielt er seinen Grundbesitz in der Stadtflur, welcher die Grundlage seiner Wohlhabenheit war, und besuchte auch Herford öfter mit seiner Gemahlin und seiner Tochter. Zuerst wohnte er dort in seinem väterlichen Hause in der Lübberstraße, als das aber wenige Jahre nach seiner Vermählung ein Raub der Flammen geworden war und seine Hof- und Gartengrundstücke dort vortheilhaft verkauft waren, hatte er das Trotzenburgische Haus zum Herfordischen Wappen auf dem Gehrenberge, in dem seine Gemahlin geboren worden war, gekauft und sehr anständig möbliren lassen.

Das hatte er der treuen Salome zum Wittwensitze bestimmt. Dort sollte sie als Wittwe wohnen mit Tetzlaff und dem Chirurgus Bentrup, der nach seiner Mutter Tode das Häuschen in Bielefeld verkauft und nach Regensburg gepilgert war, um wieder in die Dienste des Drossarts zu treten, die ihm denn auch sofort wieder geöffnet worden waren.

Es war aber immer fast wie ein Fest für Herford, wenn der Drossart mit seiner Familie zum Besuch kam. Absalom Türcke, der getreue Lehmann, war hochbetagt gestorben, die Drossartsche Verwaltung hatte sich aufgelöst. Einen Theil der Grundstücke hatte der Diplomat dem Türkensohne Balthasar verkauft, einen andern hatte er ihm verpachtet. Die Stadtgrundstücke aber hatten meist Bürger in Pacht,

welche damit prangten; sehr einträglich war das eben nicht, aber es war für den Drossart ausreichend.

Im Frühling des Jahres 1801 verbreitete sich plötzlich die Nachricht, daß die Frau Geheimräthin von Drossart zu Regensburg nach kurzer Krankheit das Zeitliche gesegnet habe. Die Trauer um die theure Salome war in Herford fast allgemein, denn ihre milde Hand hatte der Armuth ihrer Vaterstadt im Stillen viel Gutes gethan. Die Leiche wurde mit schweren Kosten nach Herford gebracht und von dem jüngsten Bruder der Heimgegangenen, einem städtischen Beamten, empfangen. Am anderen Tage zur Beisetzung traf auch der Drossart mit seiner Tochter ein. Das Begräbniß war sehr kostbar und sehr feierlich; die Heimgegangene hatte es so gewünscht, um ihrer Vaterstadt einen Ersatz für die Armenbüchsenhochzeit zu geben. Schon damals erklärte der Drossart dem Schwager und den Herfordischen Freunden, daß er sich nach Herford zurückziehen und den Rest seines Lebens in dem Hause auf dem Gehrenberge zubringen wolle.

„Ich will nicht fern von dem Grabe meiner Salome sein!“ sagte er ernst und traurig. Uebrigens klagte er nicht weiter um den herben Verlust, der ihn um so härter getroffen haben mußte, als er seit Riniera's Tod eben keinen Verlust, kein Unglück, kein Leid erlebt hatte, aber man bemerkte an ihm eine Gleichgültigkeit, die ihm sonst sehr fern gewesen war, die aber jetzt nur verschwand, wenn es sich um seine

Tochter Salome handelte. Dann wich der gleichgültige stumpfe Blick, dann flammten die düsteren Drossartaugen auf, dann hob sich die Hünengestalt, dann suchten sie nach dem Mädchen, welches ihrer Mutter gewaltige Figur und des Vaters düstere Auge geerbt hatte. Sonst aber hatte sie nichts vom Vater und der Mutter, im Wesen gar nichts, und die Frau Drossartin hatte öfter zu ihrem Gemahle gesagt, halb lächelnd und halb seufzend: „Wichmann, glaub mir's, unsere kleine Salome wird ganz wie das kleine Schäfchen, die Susanne Havergohin in Bielefeld."

„Nun dann möge sie nur auch so glücklich als Mutter und Gattin werden, wie die Susanne in zwei Ehen geworden!" hatte dann der Drossart lachend geantwortet.

Im Spätherbst des Jahres 1805 empfing der Rendant Trotzenburg, nachdem er längere Zeit nichts von seinem Schwager gehört, einen Brief von dem Chirurgus Bentrup, in welchem der Herr Rendant aufgefordert wurde, die Wohnung des Herrn Kammerherrn in Stand setzen zu lassen, eine Magd zu miethen und dergleichen, denn der Herr Kammerherr, der sich gar nicht wohl befinde, wolle den Winter in Herford zubringen.

Es fiel dem Schwager auf, daß der Chirurgus Bentrup und nicht seine Nichte geschrieben, daß von der kleinen Salome überhaupt gar nicht die Rede in dem Briefe war.

Einige Tage später rollte den auch wirklich an dem ziemlich hellen Abende eines stürmischen Oktobertages ein stattlicher Reisewagen durch das Steinthor von Herford, fuhr an der Abtei und der Münsterkirche vorüber nach dem Altmarkte, und hielt vor dem Trotzenburgischen Hause auf dem Gehrenberg.

Im Fond des Wagens lag ein Herr, ganz gehüllt in einen weißen Mantel; gestützt auf Bentrup und Tetzlaff, die auf dem Bocke gesessen hatten, stieg der Drossart schwerfällig aus und erwiderte mit sichtlich erzwungener Freundlichkeit die herzliche Begrüßung seines Schwagers. Er verschwand dann in seinem Zimmer für diesen Tag.

Es war wohl begreiflich, daß der Rendant sich sofort nach Salome, seiner Nichte, bei Bentrnp erkundigte.

„Vetter!“ rief dieser sichtlich in höchster Verlegenheit, „ich habe den Herrn Kammerherrn gar nicht gefragt, was wir in Bezug auf das Fräulein sagen sollen? Aber freilich, wenn ich gefragt hätte, so hätte ich doch nur zur Antwort bekommen, was Ihr wollt. Nun, Sie sind von der Familie,“ fuhr Bentrup schwankend fort, „ja, ich will's dem Tetzlaff sagen, der kann Ihnen die ganze Geschichte viel besser mittheilen wie ich, denn ich habe ja diesen Herrn Dreßler von Rossau kaum und seinen saubern Herrn Sohn gar nicht gekannt, weil ich im vorigen Jahre gerade nach Wien verreisen mußte.“

Der Chirurgus war gewandt genug entschlüpft, und von dem Tetzlaff bekam der Rendant auch erst nach langen Fragen sehr dürftige Mittheilungen, aus denen er sich ungefähr folgende Geschichte zusammensetzte.

Im vorigen Jahre war ein französischer Lancieroffizier in das Haus des Drossarts gekommen, ein roher großsprecherischer Gesell, ein Jakobiner vom reinsten Wasser, dem hatte der Drossart von Anfang an eine besondere Freundschaft gezeigt, denn er hatte aus der Aehnlichkeit sowohl als dem Namen Rossau in ihm einen Sohn seines ehemaligen Genossen, des Dreßlers von Rossau, erkannt. Der Offizier versicherte plump, daß er seinen Vater nie gekannt, daß aber seine Mutter eine hübsche Wirthsmagd, stets einen Ci-devant angegeben, um dessen Namen er sich aber weiter nicht bekümmert habe. Obwohl nun dem Drossart das ganze Wesen dieses rohen Reiters und Jakobiners höchlich zuwider war, so litt er doch, daß der Kerl, „der noch ein viel größerer Hallunke war wie sein Vater", so drückte sich der ehrliche Tetzlaff aus, öfter in sein Haus kam. Was nun weiter geschehen, wußte der treue Diener nicht, eines Morgens aber war die Tochter mit ihrem Schmucke und einer bedeutenden Geldsumme verschwunden. Sie hatte sich von dem Lancierlieutenant Rossau entführen lassen.

Begreiflicherweise hatte der Drossart die unerhörtesten Anstrengungen gemacht, seine Tochter wieder zu finden, aber sie waren alle vergeblich geblieben.

Es war, als habe die Erde den kecken Offizier mit seiner Beute verschlungen. Die Kriegswirren jener Tage machten solch ein Verschwinden erklärlich.

Sein Weib begraben, seine Tochter verloren, so kehrte dieses Mal der Drossart in seine Vaterstadt zurück, und er hat sie nicht wieder verlassen.

Erst lag er lange krank, aber er erholte sich wieder, und es leben in Herford vielleicht heute einige alte Leute, die den riesigen Drossart in seinem weißen Mantel auf den Straßen ihrer Stadt haben wandeln sehen, hoch und steil aufgerichtet, aber allen Kindern mild zulächelnd.

Er war nicht theilnahmlos geworden, unser Drossart, nein, der deutsche Patriot kränkte sich tief über die Niederlage Preußens; er knirschte über die westfälische Herrschaft, die so tiefe Griffe in den Wohlstand so vieler Städte, auch Herfords that. Er half damals so mancher Noth im Stillen ab. Thränen traten ihm in's Auge, als er auf dem Radewig die Grenzpfähle des französischen Reiches sah, die Napoleon dort aufrichten ließ.

Die Erhebung und Befreiung des Vaterlandes erlebte er nicht mehr; der Verlust der Tochter fraß ihm am Herzen.

„Sorgt, daß Salome alles in Ordnung findet, wenn sie wiederkommt!“ sagte er eines Abends zu Bentrup und Tetzlaff. Am andern Morgen fanden sie ihn todt in seinem Bette. Er ward bei seinem Weibe und bei seinen Vätern begraben.

Mehr als zehn Jahre nach des Drossarts Tode erschien ein mit ausweisenden Vollmachten versehener Vertreter der Frau Salome Dreßler von Rossau, geborenen Drossart von Zeyst, welchem auf seinen Antrag die Hinterlassenschaft des Vaters ausgeantwortet wurde.

Tetzlaff Türcke ist auf seinen Wunsch zu den Füßen des Drossarts und seiner Salome begraben wnrden; von Bentrups Ende haben wir nichts erfahren.

Ende.

Druck der Berliner Buchdruckerei-Aciien-Gesellschaft.
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.